

# Astrid Lindgren

# Märchen

Oetinger





[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

Astrid Lindgren  
Märchen

Verlag Friedrich Oetinger, Hamburg

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

*Im Wald sind keine Räuber*  
Deutsch von Karl Kurt Peters  
*Mio, mein Mio* Deutsch von Karl Kurt Peters  
*Klingt meine Linde* Deutsch von Anna-Liese Kornitzky

Schutzumschlag von Peter Schössow  
Illustrationen von Ilon Wikland

© Verlag Friedrich Oetinger, Hamburg 1978  
Alle Rechte für die deutschsprachige Ausgabe vorbehalten  
*Nils Karlsson-Pyssling* © Astrid Lindgren, Stockholm 1949  
*Mio, min Mio* © Astrid Lindgren, Stockholm 1954  
*Sunnanäng* © Astrid Lindgren, Stockholm 1959  
Die schwedischen Originalausgaben erschienen bei  
Rabén & Sjögren Bokförlag, Stockholm  
Gesamtherstellung: J. Ebner, Ulm  
Printed in Germany 1978  
ISBN 3 7891 2937 2

[elperegrino@rocketmail.com](mailto:elperegrino@rocketmail.com) v1.0 FR11 20.06.2014

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

# Inhalt

Nils Karlsson-Däumling

Die Puppe Mirabell

Im Land der Dämmerung

Allerliebste Schwester

Kuckuck Lustig

Die Elfe mit dem Taschentuch

Im Wald sind keine Räuber

Die Prinzessin, die nicht spielen wollte

Peter und Petra

Mio, mein Mio

*Er reist durch Tag und Nacht*

*Im Rosengarten*

*Miramis*

*Kümmern sich die Sterne darum,*

*wenn man für sie Musik macht?*

*Der Brunnen, der am Abend raunt*

*Es war einmal ein Königssohn, der ritt*

*auf einem weißen Pferd im Mondschein*

*Die verzauberten Vögel*

*Im Toten Wald*

*Die tiefste Höhle im schwärzesten Berg*

*Eine Klaue aus Eisen*

*Ein gefährlicheres Schwert*

*sah ich nie in meiner Burg*

*Mio, mein Mio*

Sonnenau

Die Schafe auf Kapela

Klingt meine Linde

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)



[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## Nils Karlsson-Däumling

Bertil stand am Fenster und sah hinaus. Es begann dunkel zu werden. Neblich, kalt und unfreundlich sah es auf der Straße aus.

Bertil wartete auf Vater und Mutter. Er wartete so sehr, daß sie eigentlich schon an der Straßenlaterne hätten auftauchen müssen, nur weil er so darauf wartete. An der Laterne sah er sie immer zuerst. Mutter kam meistens ein wenig früher als Vater. Aber keiner von beiden konnte kommen, bevor in der Fabrik Feierabend war.

Jeden Tag gingen Vater und Mutter in die Fabrik. Bertil blieb dann den ganzen Tag allein zu Hause. Die Mutter stellte ihm Brot und Milch hin, damit er etwas hatte, wenn er hungrig wurde. Später, wenn die Mutter heimkam, gab es Mittagessen. Allein zu essen machte gar keinen Spaß.

Überhaupt war es sehr, sehr traurig, so die Tage zu Hause in den Zimmern umherzulaufen, ohne mit jemandem reden zu können. Natürlich konnte er auf den Hof gehen und dort spielen; aber jetzt im Herbst war das Wetter schlecht, und Kinder waren auch nie draußen.

Oh, wie ging die Zeit doch langsam hin! Er wußte nicht, was er mit sich anfangen sollte. Seine Spielsachen waren ihm schon längst langweilig. So viele hatte er übrigens gar nicht. Alle Bücher, die sich im Haus fanden, hatte er von vorn bis hinten bereits angesehen. Lesen konnte er noch nicht. Er war erst sechs Jahre alt.

Es war kalt im Zimmer. Vater heizte am Morgen den Kachelofen; aber jetzt am Nachmittag war beinahe alle Wärme verflogen. Bertil fror. In den Winkeln wurde es dunkel. Aber er machte kein Licht an. Wozu? Es gab überhaupt nichts, was er tun konnte. Es war alles langweilig und traurig. Er beschloß, sich auf sein Bett zu

legen und ein wenig darüber nachzudenken, wie langweilig und traurig alles war.

Immer war er nicht allein gewesen. Früher hatte er eine Schwester gehabt. Sie hieß Märta. Aber eines Tages kam sie aus der Schule und war krank. Eine ganze Woche lang. Und dann starb sie. Als er daran dachte und daran, wie allein er nun war, begannen ihm die Tränen zu laufen.

Und gerade in diesem Augenblick hörte er es: Er hörte kleine, trippelnde Schritte unter dem Bett.

Spukt es hier? dachte Bertil und beugte sich über die Bettkante, um nachzusehen. Und da sah er etwas Kleines, Wunderliches. Dort unter dem Bett stand ein — ja, es war genau wie ein kleiner Junge. Nur war dieser Junge nicht größer als ein Daumen.



»Hallo«, sagte der kleine Junge.  
»Hallo«, sagte Bertil ein wenig verlegen.  
»Hallo, hallo«, sagte der Kleine.  
Danach war es ein Weilchen still.  
»Was bist denn du für einer?« fragte Bertil. »Und was machst du unter meinem Bett?«  
»Ich heiße Nils Karlsson-Däumling«, antwortete der kleine Junge. »Ich wohne hier. Na ja, natürlich nicht genau unter deinem Bett, sondern ein Stockwerk tiefer. Du kannst den Eingang dort in der Ecke sehen.«

Und dabei zeigte er auf ein großes Mauseloch, das unter Bertils Bett zu sehen war.

»Wohnst du schon lange da?« fragte Bertil erstaunt.

»Nein, erst seit ein paar Tagen«, sagte der kleine Junge.

»Vorher wohnte ich unter einer Baumwurzel im Wald. Aber du weißt ja selbst, wenn es Herbst wird, hat man genug vom Lagerleben und geht gern in die Stadt. Ich hatte großes Glück und konnte dies Zimmer hier von einer Maus mieten, die zu ihrer Schwester nach Södertälje ziehen wollte. Sonst ist es ja schwer, eine Kleinstwohnung zu finden, wie du wohl weißt.«

Ja, davon hatte Bertil schon gehört.

»Ich habe natürlich unmöbliert gemietet«, erklärte der Däumling. »Das ist am besten. — Jedenfalls wenn man eigene Möbel hat«, fügte er nach einer Pause hinzu.

»Hast du denn welche?« fragte Bertil.

»Nein, das ist es ja gerade, ich habe keine«, sagte der Däumling und sah bekümmert aus. Er schüttelte sich.

»Hu, es ist so kalt unten bei mir«, sagte er. »Aber das ist bei dir hier oben auch nicht anders.«

»Ja, wahrhaftig«, sagte Bertil, »ich friere wie ein Hund.«

»Einen Kachelofen habe ich ja«, sagte der Däumling. »Aber kein Holz. Heutzutage ist Holz so teuer.«

Er schlug die Arme um sich, um warm zu werden. Dann sah er Bertil mit großen Augen an.

»Was treibst du tagsüber?« fragte er.

»Tja, nichts Besonderes«, sagte Bertil. »Eigentlich überhaupt nichts.«

»Genau wie ich«, sagte der Däumling. »Es ist recht langweilig, allein zu sein. Findest du nicht auch?«

»Unerträglich«, gab Bertil zu.

»Willst du einen Augenblick zu mir runterkommen?« fragte der Däumling aufgeregt.

Bertil fing an zu lachen: »Glaubst du denn, daß ich durch das Loch da hindurchkomme?«

»Das ist die einfachste Sache von der Welt«, sagte der Däumling. »Du drückst nur auf den Nagel, den du dort neben dem Loch siehst, und dann sagst du ›Killevipps‹, und gleich bist du so klein wie ich.«

»Ist das sicher?« fragte Bertil. »Kann ich aber auch wieder groß werden, bevor Papa und Mama nach Hause kommen?«

»Aber ja«, beruhigte ihn der Däumling. »Dann drückst du nur wieder auf den Nagel und sagst noch einmal ›Killevipps‹.«

»Ulzig«, sagte Bertil. »Kannst du auch so groß werden wie ich?«

»Nein, das kann ich nicht. Leider«, sagte der Däumling. »Aber es wäre schön, wenn du ein bißchen zu mir runter kämst.«

»Also los«, sagte Bertil.

Er kroch unter das Bett, drückte den Zeigefinger auf den Nagel und sagte: »Killevipps.«

Und tatsächlich! Da stand er vor dem Mauselloch, genauso klein wie der Däumling.

»Übrigens, ich heiße Nisse«, sagte der Däumling und streckte Bertil die Hand entgegen. »Komm, steigen wir runter!«

Bertil fühlte, es war etwas unglaublich Spannendes und Merkwürdiges, was hier passierte. Er brannte vor Neugierde, endlich in das dunkle Loch zu gehen.

»Vorsichtig auf der Treppe«, sagte Nisse. »Das Gelände ist an einer Stelle entzwei.«

Bertil stieg mit behutsamen Schritten eine kleine Steintreppe hinab. Kaum zu glauben, er hatte nicht gewußt, daß hier eine Treppe war! Sie endete vor einer geschlossenen Tür.

»Warte, ich mache Licht«, sagte Nisse und knipste an einem Schalter. An der Tür war eine Visitenkarte. »Nils Karlsson-Däumling« stand sehr ordentlich darauf. Nisse las

es ihm vor. Dann öffnete er die Tür und knipste an einem anderen Schalter. Bertil ging hinein.

»Es sieht nicht sehr einladend aus«, entschuldigte sich Nisse. Bertil sah sich um. Es war ein kleines kaltes Zimmer mit einem Fenster und einem blaugemalten Kachelofen in der einen Ecke. »Es könnte freundlicher sein«, gab er zu.

»Wo schläfst du denn nachts?«

»Auf dem Fußboden«, sagte Nisse.

»Brr, ist das nicht kalt?« Bertil schüttelte sich.

»Und ob! Darauf kannst du dich verlassen. Es ist so kalt, daß ich jede Stunde aufstehen und herumrennen muß, um nicht zu erfrieren.«

Nisse tat Bertil wirklich leid. Er selbst brauchte nachts wenigstens nicht zu frieren. Plötzlich hatte er einen Einfall.

»Bin ich dumm!« sagte er. »Holz kann ich doch besorgen!« Nisse packte ihn heftig am Arm.

»Glaubst du, daß du das kannst?« fragte er eifrig.

»Natürlich«, sagte Bertil. Dann aber sah er ein wenig bekümmert aus. »Das Schlimme ist nur, ich darf keine Streichhölzer anstecken«, sagte er.

»Das macht nichts«, beruhigte Nisse ihn. »Wenn du Holz besorgst — anzünden werde ich es schon.«

Bertil rannte die Treppe hinauf, drückte auf den Nagel und — hatte vergessen, was er sagen sollte.

»Wie hieß das? Was sollte ich sagen?« schrie er zu Nisse hinunter.

»Killevipps natürlich«, rief Nisse.

»Killevipps natürlich«, sagte Bertil zu dem Nagel. Nichts geschah.

»Ach, du mußt natürlich nur Killevipps sagen!« rief Nisse von unten herauf.

»Nur Killevipps«, sagte Bertil. Nichts geschah.

»Oh, oh«, schrie Nisse, »du darfst nichts anderes, kein anderes Wort als Killevipps sagen!«

Da begriff Bertil endlich und sagte: »Killevipps« und wurde wieder groß, und es ging so rasch, daß er mit dem Kopf von

unten an das Bett stieß.

So schnell er konnte, kroch er unter dem Bett hervor und lief zum Küchenherd. Da lagen eine Menge abgebrannte Streichhölzer. Er zerbrach sie in lauter kleine Stücke und stapelte sie neben dem Mauseloch auf. Dann machte er sich wieder klein und rief Nisse zu:

»Komm und hilf mir mit all dem Holz!«

Denn jetzt, wo er wieder klein war, konnte er nicht mehr alles allein hinuntertragen. Nisse kam angerannt, und sie trugen gemeinsam das Holz die Treppe hinunter und ins Zimmer hinein bis zum Kachelofen. Nisse hüpfte vor Freude.



»Prima Holz«, rief er, »wirklich prima Holz!«

Er stopfte den ganzen Kachelofen voll, und was an Holz noch übrigblieb, stapelte er fein säuberlich in einer Ecke

auf.

»Jetzt sollst du einmal sehen«, sagte er.

Er hockte sich vor dem Ofen nieder und blies hinein. Psch, fing es an zu prasseln und zu brennen.

»Wie praktisch«, fand Bertil. »Das spart Streichhölzer.«

»Und wie«, lachte Nisse. »Welch herrliches, herrliches Feuer«, fuhr er fort. »Ich glaube, seit dem Sommer war mir nicht mehr richtig warm.«

Sie setzten sich vor dem lodernden Feuer auf den Boden und streckten ihre blaugefrorenen Hände gegen die mollige Wärme. »Wir haben noch viel Holz übrig«, sagte Nisse zufrieden.

»Ja, und wenn es zu Ende geht, kann ich noch holen, soviel ich will«, sagte Bertil. Er war auch zufrieden.

»Heute nacht werde ich bestimmt nicht frieren«, sagte Nisse. »Was ißt du eigentlich?« fragte Bertil nach einer Weile. Nisse wurde rot.

»Ach — dies und das«, sagte er unsicher. »Was ich so ab und zu erwische...«

»Und was hast du heute erwischt?« forschte Bertil weiter.

»Heute...« sagte Nisse. »Ach ja, ich besinne mich — ja, heute habe ich gar nichts erwischt.«

»Aber dann mußt du doch schrecklich hungrig sein«, rief Bertil aus.

»Ja«, sagte Nisse zögernd, »ja... ich bin ganz schrecklich hungrig.«

»Warum hast du das nicht früher gesagt, Dummkopf! Ich hole sofort etwas.«

Nisses Gesicht begann zu leuchten.

»Wenn du das tust«, sagte er, »wenn du mir wirklich etwas zu essen besorgst, werde ich dich lieben, solange ich lebe.«

Bertil war schon auf der Treppe. Schnell, schnell sagte er »Killevipps«, schnell, schnell lief er zum Küchenschrank. Dort nahm er ein kleines Stück Käse und ein ganz kleines Stück Brot, auf das er Butter strich, und einen Fleischkloß

und zwei Rosinen. Das legte er alles neben das Mauselloch, machte sich wieder klein und schrie:

»Komm und hilf mir mit all dem Essen!«

Er hätte gar nicht so zu schreien brauchen, denn Nisse stand schon da und wartete. Sie trugen zusammen alles hinunter. Nisses Augen strahlten wie Sterne. Bertil bekam selbst auch Hunger.

»Wir fangen mit dem Fleischkloß an«, sagte er.

Der Kloß war beinah so groß wie Nisses Kopf. Sie fingen jeder von einer Seite an zu essen, um zu sehen, wer zuerst zur Kloßmitte kam. Es war Nisse. Danach aßen sie Käsebrot. Das kleine Brotstückchen war jetzt so groß wie die größte Landbrotscheibe. Nisse wollte seinen Käse aufsparen.



»Weißt du, ich muß nämlich der Maus ein Stück Käse als monatliche Miete geben«, sagte er. »Sonst kündigt sie mir.«  
»Das bringen wir schon in Ordnung«, sagte Bertil. »Iß du nur auch deinen Käse.«

Zum Schluß knabberten sie jeder eine Rosine. Aber Nisse sagte, er wolle eine halbe Rosine für den nächsten Tag aufbewahren. »Dann habe ich etwas zu essen, wenn ich aufwache«, sagte er. »Ich werde mich wohl vor den Kachelofen legen, dort ist es am wärmsten.«

»Oh, nun weiß ich, nun weiß ich etwas ganz kolossal Gutes!« rief Bertil.

Und schon war er die Treppe hinauf verschwunden. Es dauerte eine ganze Weile, dann hörte Nisse, wie Bertil rief:

»Komm und hilf mir mit dem Bett!«

Nisse stürzte nach oben. Und da stand Bertil mit dem allerschönsten kleinen weißen Bett. Das hatte er aus Märtas alter Puppenstube, die noch immer herumstand, herausgenommen. Die kleinste Puppe hatte darin gelegen. Aber jetzt konnte Nisse es besser brauchen.

»Ich habe dir noch etwas Watte mitgebracht, da kannst du drauf liegen, und ein Stückchen von dem grünen Flanell, aus dem mir Mutter gerade einen Schlafanzug genäht hat. Da hast du jetzt eine schöne Decke.«

»Oh«, sagte Nisse. Er sagte nuroh. Mehr konnte er einfach nicht sagen.

»Und das Nachthemd der Puppe habe ich auch gleich mitgebracht«, fuhr Bertil fort. »Du genießt dich doch nicht, in einem Puppennachthemd zu schlafen?«

»Nein, warum denn?« fragte Nisse.

»Ja, weißt du, es ist ja eigentlich eins für Mädchen«, sagte Bertil entschuldigend.

»Aber es ist warm«, lachte Nisse und strich zufrieden mit der Hand über das Puppennachthemd. »Ich habe noch nie in einem Bett gelegen. Eigentlich möchte ich mich sofort hineinlegen.«

»Mach das nur«, sagte Bertil. »Papa und Mama können jeden Augenblick kommen. Da muß ich ja doch gehen.«

Nisse kroch schnell aus seinen Kleidern heraus und in das Nachthemd hinein, sprang in das Bett, kuschelte sich tief in die Watte und zog die grüne Flanelldecke über sich.

»Oh«, sagte er noch einmal. »Ich bin vollkommen satt. Und vollkommen warm. Und vollkommen müde.«

»Na, dann gute Nacht also«, sagte Bertil. »Morgen komme ich wieder.«

Das hörte Nisse nicht mehr. Er schlief schon.

Am Tag darauf konnte Bertil es kaum abwarten, bis Vater und Mutter gegangen waren. Warum trödelten sie nur so schrecklich? Sonst stand Bertil stets im Korridor und sagte traurig auf Wiedersehen. Heute tat er das nicht. Kaum war die Wohnungstür zugeschlagen, kroch er unter das Bett und ging zu Nisse hinunter. Nisse war schon auf und hatte den Kachelofen geheizt. »Das macht doch wohl nichts?« fragte er Bertil.

»Nein, es ist doch klar, daß du heizen darfst, soviel du willst«, antwortete Bertil und sah sich dann im Zimmer um. »Weißt du was? Hier müßte mal saubergemacht werden«, sagte er.

»Ja, das könnte nichts schaden«, meinte Nisse. »Der Fußboden sieht aus, als wäre er noch nie gescheuert.«

Bertil lief schon die Treppe hinauf. Ein Schrubber und eine Scheuerwanne — das war es, was er brauchte. Da lag noch eine alte Zahnbürste am Abwaschbecken in der Küche. Die nahm er und brach den Stiel ab. Dann sah er in den Geschirrschrank. Dort fand er eine ganz kleine Schale, wie sie Mutter für Fruchtgelee gebrauchte. Er füllte sie mit warmem Wasser aus dem Heißwasserspeicher am Herd und legte ein Krümelchen Seife hinein. Nun riß er noch eine kleine Ecke von einem Lappen ab, der im Besenschrank lag, und stapelte dann alles zusammen wie gewöhnlich neben dem Mauseloch auf. Nisse half ihm wieder beim Hinuntertragen.

»Das ist aber ein riesiger Schrubber«, sagte Nisse.

»Ja, der schafft was«, sagte Bertil.

Und dann ging es los. Bertil scheuerte, und Nisse wischte hinterher das Wasser mit dem Lappen auf. Bald sah das Wasser in der Schale völlig schwarz aus. Dafür aber war der Fußboden ganz sauber.



Als Bertil das schmutzige Wasser wegtragen wollte, sagte er: »Nun setz dich hier an die Treppe. Dann sollst du eine Überraschung erleben. Hände vor die Augen! Du darfst nicht gucken!« Nisse hielt sich die Augen zu, und er hörte, wie Bertil oben in der Wohnung mit etwas schleppte und polterte.

»Jetzt darfst du hersehen«, rief Bertil.

Und das tat Nisse. Und da standen doch wahrhaftig ein Tisch und ein Eckschrank und zwei sehr feine kleine Lehnstühle und zwei hölzerne Fußbänke.

»So etwas habe ich noch nie gesehen!« schrie Nisse.  
»Kannst du zaubern?«

Das konnte Bertil natürlich nicht. Er hatte das alles einfach aus Märtas Puppenstube geholt. Er hatte auch einen Teppich mitgebracht, einen gestreiften Flickenteppich, den Märta auf ihrem Puppenwebstuhl gewebt hatte. Zuerst breiteten sie den Teppich aus. Er bedeckte beinahe den ganzen Fußboden.

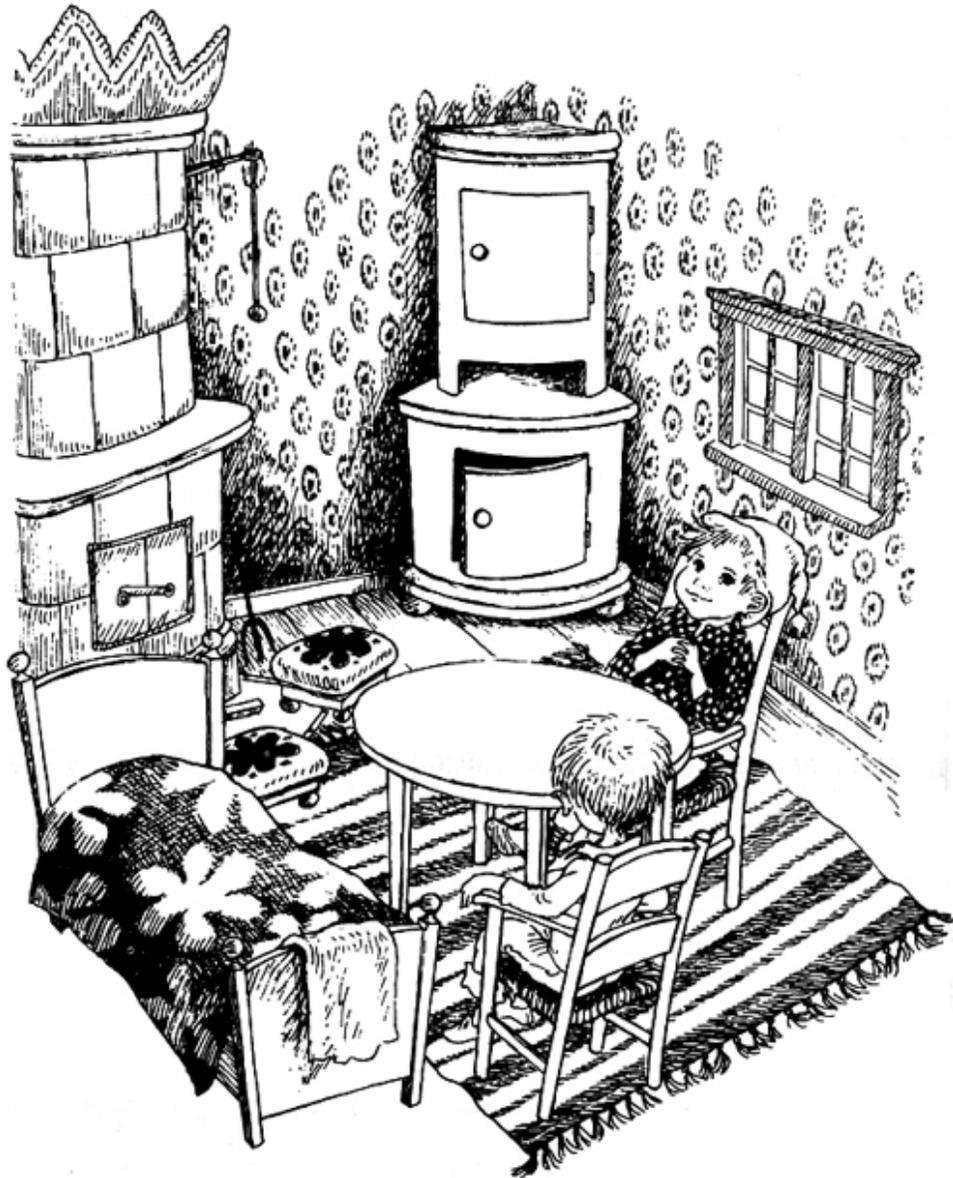
»Oh, sieht das gemütlich aus«, sagte Nisse.

Aber noch gemütlicher wurde es, als der Eckschrank an seinen Platz kam, der Tisch mit den Lehnstühlen mitten im Zimmer stand und die beiden Fußbänke vor dem Feuer.

»Denk nur, daß man so fein wohnen kann...« sagte Nisse andächtig.

Bertil fand auch, daß es fein war, viel feiner als oben in seiner eigenen Wohnung. Sie machten es sich gemütlich, jeder in seinem Lehnstuhl, und hatten eine richtige Plauderstunde, bis Nisse sagte:

»Ja, nun müßte man selbst auch ein bißchen fein sein. Nicht so entsetzlich schmutzig wie ich.«



»Wenn wir baden würden«, schlug Bertil vor.

Die Geleeschale war bald mit reinem, warmem Wasser gefüllt, ein Stück von einem alten, zerrissenen Frottiertuch wurde ein herrliches Badelaken, und wenn sie auch ein ganz Teil Wasser beim Hinuntertragen auf der Treppe verschütteten, so reichte doch das, was übrigblieb, noch immer aus, um darin zu baden. Schnell schlüpfen sie aus den Kleidern und stiegen in ihre Badewanne. Es war herrlich.

»Rubbele mir den Rücken«, sagte Nisse.

Und Bertil rubbelte. Und dann rubbelte Nisse Bertil den Rücken. Und dann bespritzten sie sich, und eine ganze Menge Wasser schwappte auf den Fußboden. Aber das machte nichts, denn sie hatten den Teppich vorher zur Seite gerollt. Da konnte man das Wasser leicht wegwischen. Nachher hüllten sie sich in das Badelaken und setzten sich auf die Fußbänke vor den Ofen und erzählten sich alles über alles. Zwischendurch lief Bertil noch einmal nach oben, um Zucker zu holen und ein kleines Apfelstückchen. Das gab einen Bratapfel mit Zucker.

Plötzlich aber fiel Bertil ein, daß ja bald Vater und Mutter nach Hause kommen mußten, und er hatte es sehr eilig, in seine Kleider zu kommen. Nisse zog sich natürlich auch an.

»Das wäre ein Spaß, wenn du mit mir nach oben kommen würdest«, sagte Bertil. »Du könntest innen in meiner Jacke sitzen. Dann sehen Mama und Papa dich ja nicht.«

Nisse fand den Vorschlag sehr aufregend.

»Ich werde ganz still sitzen«, sagte er.

»Warum in aller Welt hast du so nasses Haar?« fragte Mutter später, als die Familie am Mittagstisch saß.

»Ich? Ich habe gebadet«, sagte Bertil.

»Gebadet?« staunte die Mutter. »Wo hast du denn gebadet?«

»In dieser da«, sagte Bertil und zeigte lächelnd auf eine Schale, die mit Gelee auf dem Tisch stand.

Da glaubten Vater und Mutter, daß er nur Spaß mache.

»Es macht doch Freude, Bertil wieder bei guter Laune zu sehen«, sagte Vater.

Und Mutter sagte: »Ach ja, mein armer Junge. Es ist nur schade, daß er hier den ganzen Tag so allein ist.«

Bertil fühlte, wie etwas sich in seiner Jacke bewegte. Etwas Warmes, etwas sehr, sehr Lebendiges.

»Du mußt dir deswegen keine Gedanken machen, Mama«, sagte er. »Ich habe es doch sehr lustig hier, wenn ich allein bin.« Und dann steckte er seinen Zeigefinger unter die Jacke und streichelte ganz behutsam den Nils Karlsson-Däumling.



[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

# Die Puppe Mirabell

Vor zwei Jahren geschah wohl das Seltsamste in meinem ganzen Leben. Ich war damals sechs Jahre alt. Jetzt bin ich schon acht. Ich heiße Britta Kajsa. Eigentlich gehört das aber nicht hierher. Mama, Papa und ich wohnen in einem kleinen Haus, das in einem Garten steht. Unser Haus liegt ganz einsam und verlassen. In unserer Nähe wohnen keine anderen Menschen. Aber vor unserem Haus ist ein schmaler Weg, und ganz am Ende — weit, weit weg — liegt eine Stadt.

Papa ist Grtner. Jeden Mittwoch und Sonnabend führt er in die Stadt und verkauft dort Gemüse und Blumen auf dem Markt. Dafür bekommt er Geld. Aber nicht so sehr viel Geld. Mama sagt immer, es ist ganz unmöglich, mit dem Geld auszukommen. Damals — vor zwei Jahren — wünschte ich mir so schrecklich, schrecklich, schrecklich eine Puppe. An den Markttagen durfte ich manchmal mit Mama und Papa in die Stadt fahren. Dicht am Markt ist ein großes Spielwarengeschft. Jedesmal, wenn ich zu dem Geschäft kam, habe ich mir alle Puppen im Schaufenster angesehen und mir so schrecklich gewünscht, eine davon kaufen zu können.

Mama hat aber immer wieder gesagt, es sei nicht möglich, weil wir alles Geld, das Papa für das Gemüse und die Blumen bekam, für Essen und Kleider und andere notwendige Sachen brauchten. Es gab keine Hoffnung für mich, jemals eine Puppe zu bekommen. Aber mir eine zu wünschen, konnte ich einfach nicht lassen.

Nun erzähle ich gleich das Seltsame, was passierte. Eines Tages also, im Frühling vor zwei Jahren, waren Papa und Mama wie immer zum Markt gefahren. Birkengrn und Schlsselblumen hatten sie aufgeladen. Ich blieb zu Hause. Warum, weiß ich nicht mehr. Ein Glück übrigens, daß ich zu

Hause geblieben war. Gegen Abend, als es dämmerig wurde, ging ich in den Garten, um zu lauschen, ob Papa und Mama nicht den Abhang heraufkamen. Es war ein seltsamer Abend. Der Garten und unser Haus und der Weg, der sich in kleinen Bogen schlängelt, alles sah so seltsam aus. Es lag etwas Seltsames in der Luft, ja, ich kann gar nicht erklären, wie seltsam alles war.

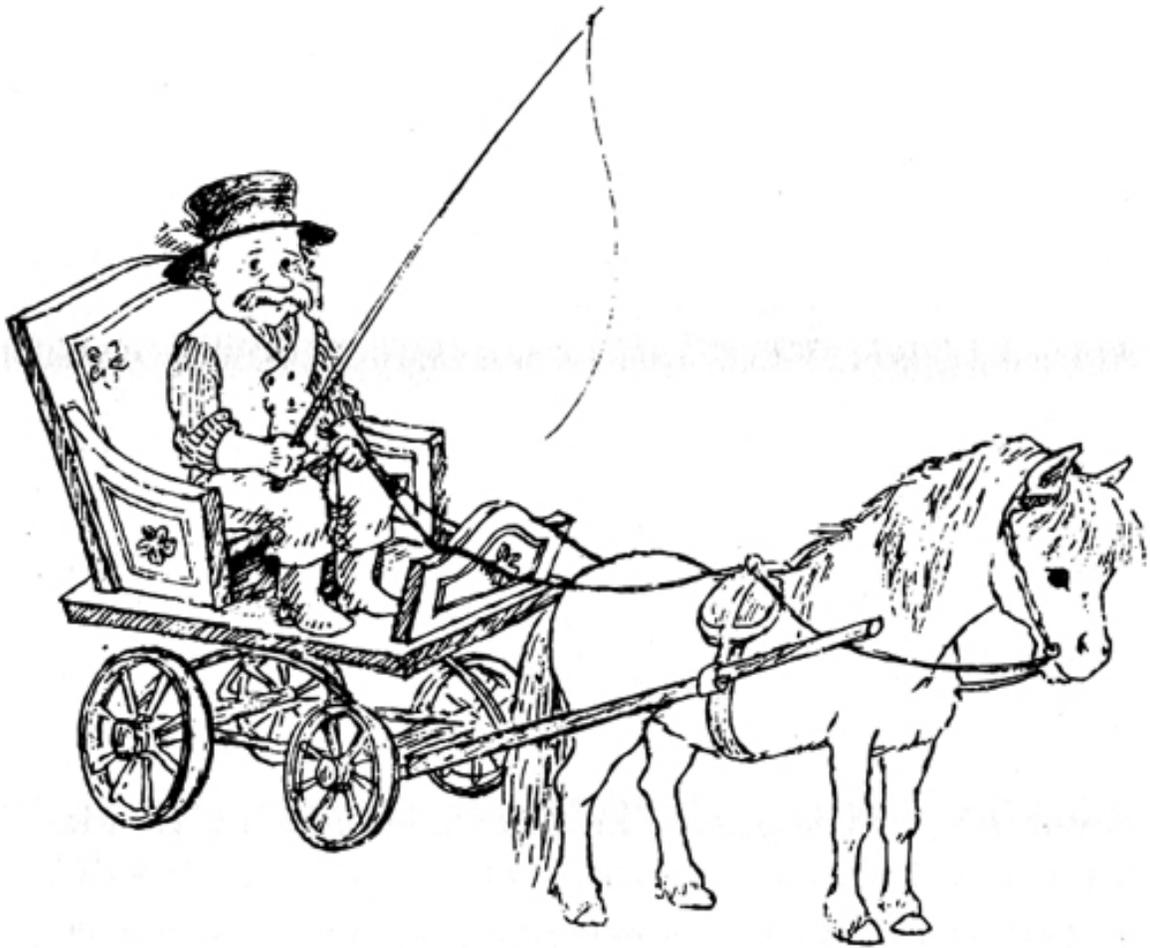


Gerade als ich so dastand und den Weg entlang sah, hörte ich ein Pferdefuhrwerk kommen und freute mich, weil ich dachte, es seien Papa und Mama. Aber sie waren es nicht. Es war ein wunderlicher kleiner Mann, der in einem Wagen

an der Wegbiegung auftauchte. Ich stand im Garten und sah, wie das Fuhrwerk näher und näher kam.

Aber dann besann ich mich und lief hinaus und öffnete dem kleinen Mann das Gattertor, damit er nicht erst abzustiegen brauchte. Denn es ist ein Gatter dicht bei unserem Haus mitten auf dem Weg. Das öffne ich den Vorbeifahrenden oft. Manchmal bekomme ich einen Gatterpfennig dafür. Als ich dem kleinen Mann das Gatter öffnete, war ich etwas ängstlich, denn ich war ja ganz allein, und zu anderen Menschen war es weit, und ich konnte doch nicht wissen, ob es ein guter Mann war oder etwa ein Bösewicht. Er sah aber nett und freundlich aus. Als er durch das Gatter gefahren war, ließ er das Pferd halten, sah mich an und lachte. Dann sagte er:

»Eigentlich müßtest du einen Gatterpfennig bekommen. Ich habe aber keinen. Du bekommst also etwas anderes. Halte einmal deine Hand auf!«



Das tat ich. Und da legte der kleine wunderliche Mann ein winziges gelbes Samenkorn in meine Hand. Es leuchtete wie Gold. »Stecke dieses Körnchen in deinem Garten in die Erde und begieße es jeden Tag ordentlich. Dann wirst du etwas Lustiges erleben«, sagte das Männlein.

Er knallte mit der Peitsche, und bald war der Wagen verschwunden. Ich stand noch lange da und hörte, wie die Räder knarrten und die Hufe des Pferdes in weiter Ferne auf dem Weg trappelten. Es war wirklich alles sehr, sehr seltsam.

Schließlich ging ich aber doch in unseren Garten und zu meinem eigenen Beet hinter dem Haus. Dort machte ich eine Grube und legte das Samenkorn hinein. Ich holte meine kleine grüne Gießkanne und begoß die Stelle ordentlich, so wie das Männlein es gesagt hatte. Jeden Tag ging ich nun hin und begoß das Beet und war natürlich

neugierig, was dort wohl wachsen könnte. Ich dachte, es würde vielleicht ein Rosenstrauch oder irgend etwas anderes Feines werden. Aber was es wirklich wurde, das hätte ich niemals erraten können.

Eines Morgens, als ich wie gewöhnlich mit der vollen Gießkanne zu meinem Beet kam, sah ich, daß etwas Rotes aus der Erde hervorschimmerte, ein kleines Stück von etwas Rotem. Mit jedem Tag wurde dieses Rote größer und größer, und endlich konnte man es erkennen.

Könnt ihr raten, was es war? Es war ein roter Puppenhut! Und der Puppenhut saß auf einem Puppenkopf. Ja, ein Puppenkopf war es, der da mitten aus meinem Beet herauswuchs. War das nicht seltsam? Ihr könnt mir glauben, daß ich jetzt aber goß — morgens, mittags und abends! Meine Eltern sagten schon: »Kind, was gießt du denn immerzu? Deine Radieschen brauchen doch nicht so viel Wasser!«

Aber sie gingen nie hin, um nachzusehen, was da wuchs. Außerdem liegt mein Beet etwas versteckt.

Eines Morgens war schon der ganze Kopf zu sehen. Es konnte eine Schlafpuppe sein, denn sie hielt die Augen geschlossen. Helles seidiges Haar kam unter dem roten Hut hervor, und sie hatte rosige Wangen und einen roten Mund. Allmählich wuchs der ganze Körper aus der Erde. Es war die schönste Puppe, die ich je gesehen hatte. Was hatte sie doch für ein entzückendes rotes Kleid an, aus dem gleichen Stoff wie ihr Hut.



Als die Puppe endlich bis zu den Knien herausgewachsen war, konnte ich es nicht mehr aushalten und sagte zu Mama und Papa, sie sollten doch mal mitkommen und sich ansehen, was da auf meinem Beet wuchs. Nun glaubten sie wohl, sie bekämen nur Spinat oder Radieschen zu sehen. Aber sie kamen mit. Nie zuvor habe ich so erstaunte Gesichter gesehen wie die von meinen Eltern, als sie die Puppe sahen. Sie standen bloß da und starrten und starrten. Und Papa sagte:

»Nein, so etwas habe ich aber wirklich mein Lebtag noch nicht gesehen!«

Und Mama sagte:

»Wie konnte das geschehen?«

»Das konnte geschehen, weil ich ein Puppensamenkorn in die Erde gesteckt habe«, sagte ich.

Und Papa sagte, er wäre froh, wenn er ein ganzes Kilo von dem Puppensamen hätte. Dann könnte er eine schöne Menge Puppen auf dem Markt verkaufen und damit mehr Geld verdienen als mit seinen Radieschen. Den ganzen Tag liefen Papa und Mama umher und wunderten sich.

Und stellt euch vor: An einem Sonntagmorgen, als ich zu meinem Beet kam, da war die Puppe vollkommen fertiggewachsen. Feine weiße Strümpfe und kleine weiße Lederschuhe hatte sie an den Füßen. Ich setzte mich vor sie ins Gras, um richtig zu sehen, wie hübsch sie war.

Und da — in diesem Augenblick — , da schlug sie die Augen auf und sah mich an. Blaue Augen waren es, genau wie ich es mir gedacht hatte. Eine wunderbare Puppe — ich mußte sie ein wenig streicheln. Da brach sie unten an der Wurzel ab, denn sie hatte ja eine Wurzel unter den Füßen, und ich begriff: Sie war abgebrochen, damit ich sie nehmen konnte. Ich lief sofort zu Mama und Papa und zeigte sie ihnen.

Später nahm ich sie mit in mein Zimmer und bettete sie in den Deckel von Mamas Nähmaschine. Ich hatte doch kein Puppenbett. Den ganzen Tag spielte ich mit ihr und war so glücklich, daß ich kaum essen konnte. Ich nannte sie Margarete. Als es Abend wurde, legte ich sie sorgsam in den Nähmaschinendeckel und sagte zu ihr:

»Gute Nacht, Margarete!«

Aber was glaubt ihr wohl, was da geschah? Die Puppe machte den Mund auf und sagte zu mir: »Ich heiße nicht Margarete. Wie kommst du bloß darauf? Ich heiße doch Mirabell.«

Denkt nur, sie konnte reden! Sie plapperte wie eine kleine Mühle, und ich war so erstaunt, daß ich überhaupt nicht

antworten konnte. Sie sagte, sie wolle ein ordentliches Bett haben und ein richtiges Nachthemd. Und dann sagte sie noch, sie könne mich riesig gut leiden und möchte mich gern zur Mutti haben. »Aber versuch niemals, mir Grütze zu geben«, setzte sie hinzu, »denn so etwas esse ich nicht!«

Das war zuviel auf einmal. Ich fühlte, ich mußte ein bißchen Ruhe zum Nachdenken haben. Deshalb kroch ich erst mal in mein Bett und lag ganz still. Mirabell war jetzt auch still. Ich merkte aber bald, warum. Sie versuchte nämlich, auf die Kommode zu klettern. Und sie schaffte es. Als sie oben auf der Kommode war, hopste sie in ihr Bett, ich meine: in den Nähmaschinendeckel. Immer, immer wieder machte sie das. Dann lachte sie entzückt und rief:

»Du, das macht Spaß!«



Nach einer Weile kam sie an mein Bett, legte den Kopf schief und sagte:

»Darf ich raufkommen und mich zu dir legen? Du bist doch jetzt meine Mutti!«

Ich hob sie zu mir ins Bett, und da lag sie dann und erzählte. Es war lustig, ihr zuzuhören. Ich war so froh über Mirabell, so froh war ich noch nie in meinem Leben gewesen. Schließlich hörte sie aber auf zu erzählen. Sie gähnte ein paarmal — wie sah das süß aus! — und kuschelte sich in meinem Arm zusammen und schlief ein. Ich getraute mich nicht, sie dort wegzunehmen. Sie durfte die ganze

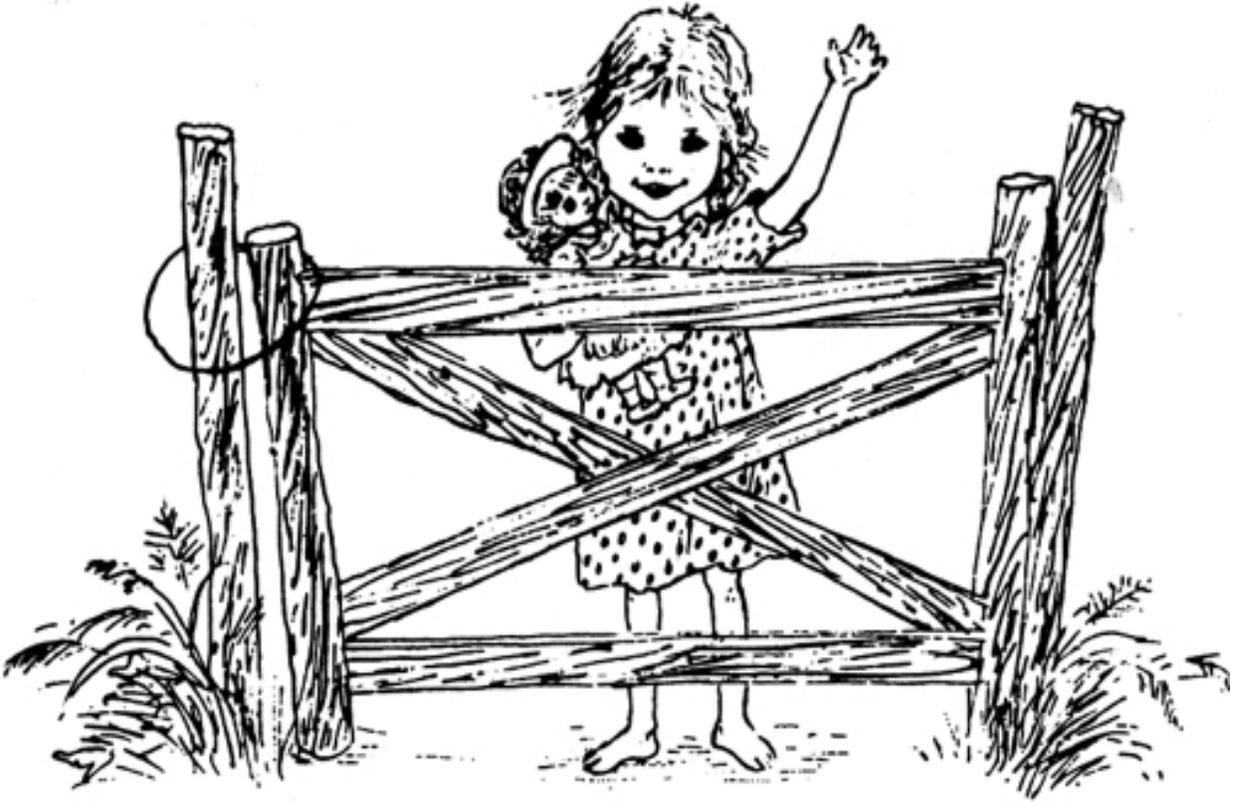
Nacht so liegenbleiben. Ich selbst lag lange, lange wach und hörte zu, wie sie in der Dunkelheit atmete.

Morgens, als ich aufwachte, war Mirabell auf den kleinen Tisch an meinem Bett geklettert. Da stand ein Glas mit Wasser. Mirabell goß das ganze Wasser aus. Dann lachte sie und sprang in den Nähmaschinendeckel hinunter. Bald danach kam Mama, um mich zu wecken, und da lag Mirabell ganz still und sah wieder aus wie eine gewöhnliche Puppe.

Nun habe ich Mirabell schon seit zwei Jahren. Ich glaube nicht, daß es irgendwo auf der Welt ein Mädchen gibt, das eine so wunderbare Puppe hat wie ich. Gewiß, sie ist ziemlich wild, das ist wahr. Aber mir gefällt sie trotzdem. Niemand weiß, daß sie sprechen und lachen und essen kann wie ein richtiger Mensch. Wenn meine Eltern in der Nähe sind, starrt sie geradeaus in die Luft und sieht nicht ein bißchen lebendig aus. Aber wenn wir allein sind - oh, oh, oh, was haben wir dann für Spaß! Waffeln mag sie besonders gern. Ich habe ein kleines Waffeleisen, und jeden Tag backe ich jetzt Waffeln für Mirabell. Mama glaubt, ich tue nur so, als ob Mirabell essen kann. Aber sie ißt wirklich. Einmal hat sie mich sogar in den Finger gebissen, natürlich nur zum Spaß.

Papa hat für sie ein Bett gezimmert. Nun braucht sie nicht mehr im Nähmaschinendeckel zu schlafen. Mama hat Laken und Bettbezüge für sie genäht. Und ich habe auch etwas genäht, ein feines Nachthemd und ein paar Schürzen und ein Kleid für täglich. Mirabell freut sich immer, wenn sie etwas Neues bekommt. Den ganzen Tag spiele ich mit ihr, nur nicht, wenn ich Papa im Garten Unkraut zupfen helfe.

Immer wenn ich ein Pferdefuhrwerk auf dem Weg höre, laufe ich zum Zaun, um nachzusehen, ob es nicht vielleicht der kleine wunderliche Mann ist, der wieder vorbeifährt. Ich möchte mich doch so gern bei ihm bedanken für meine herrliche, herrliche Puppe. Aber niemals kommt er.



Wollt ihr einmal meine Puppe sehen, meine schöne, feine Mirabell? Kommt und besucht mich. Dann will ich sie euch zeigen. Geht nur immer den kleinen, schmalen Weg entlang, der führt zu unserem Haus. Ich werde mit Mirabell am Zaun stehen, das verspreche ich euch.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

# Im Land der Dämmerung

Mutter sieht manchmal so traurig aus. Daran ist nur mein Bein schuld. Ein ganzes Jahr lang habe ich nun dieses kranke Bein. So lange liege ich schon im Bett. Ich kann überhaupt nicht gehen. Das macht Mutter traurig. Einmal hörte ich sie zu Vater sagen: »Weißt du, ich glaube, Göran wird niemals wieder gehen können.«

Das sollte ich natürlich nicht hören.

Alle Tage liege ich in meinem Bett und lese oder male oder baue mit dem Stahlbaukasten. Wenn es dämmerig wird, kommt Mutter herein und fragt:

»Wollen wir Licht machen, oder willst du Dämmerstunde halten?«

Ich antworte dann, daß ich Dämmerstunde halten will, und Mutter geht wieder in die Küche.



Sofort klopft Herr Lilienstengel ans Fenster. Herr Lilienstengel gehört zum Volk der Dämmerung und wohnt im Land der Dämmerung. Man nennt es auch das Land, das nicht ist. Jeden Abend nimmt mich Herr Lilienstengel mit ins Land der Dämmerung.

Nie werde ich vergessen, wie er mich das erstemal abholte. Das war übrigens an dem Tag, als Mutter gesagt hatte, ich werde wohl niemals wieder gehen können.

Ich weiß noch genau, wie es damals war:

Es begann zu dämmern. In den Zimmerecken war es schon ganz dunkel. Ich wollte kein Licht haben, weil ich gerade gehört hatte, was Mutter zu Vater sagte. Ich lag nun da und dachte nach, ob ich wirklich nie mehr würde gehen können, und dachte auch an das kleine Segelboot, das ich zu meinem letzten Geburtstag bekommen hatte und das ich nun vielleicht niemals woanders als in der Waschschüssel schwimmen lassen konnte, und — ja, es ist schon möglich, daß ich ein bißchen geweint habe.

Da hörte ich am Fenster ein Klopfen. Wir wohnen am Karlbergsweg, oben, im dritten Stock. Deshalb wunderte ich mich. Wer in aller Welt konnte da draußen ans Fenster klopfen?

Es war kein anderer als Herr Lilienstengel! Er kam durchs Fenster, obwohl das Fenster geschlossen war. Er war ein sehr kleiner Mann. Er trug einen karierten Anzug und hatte einen hohen schwarzen Hut auf dem Kopf. Er nahm den Hut ab und verbeugte sich.

Ich verbeugte mich auch — so gut ich es in meinem Bett konnte. »Heiße Lilienstengel, mit Verlaub«, sagte er. »Spaziere überall hier in der Stadt so ein bißchen an den Fenstern vorbei. Will mal nachsehen, ob es Kinder gibt, die ins Land der Dämmerung wollen. Willst du?«

»Ich kann leider nirgendwo hingehen«, sagte ich. »Ich habe ein krankes Bein.«

Aber da kam Herr Lilienstengel zu mir und nahm mich bei der Hand.

»Spielt keine Rolle«, sagte er. »Spielt gar keine Rolle im Land der Dämmerung.«

Und so schwebten wir beide durchs Fenster, ohne es erst zu öffnen. Auf dem Fenstersims blieben wir stehen und sahen uns um. Da lag Stockholm in der Dämmerung, in einer ganz weichen, blauen Dämmerung. Kein Mensch war auf der Straße zu sehen. »Jetzt fliegen wir«, sagte Herr Lilienstengel.

Und wir flogen. Zuerst flogen wir bis zum Turm der Klara-Kirche.

»Will nur mal kurz mit dem Wetterhahn ein paar Worte reden«, sagte Herr Lilienstengel.



Der Wetterhahn war aber nicht da.

»Er macht sicher seine Dämmerrunde«, erklärte Herr Lilienstengel. »Er wird irgendwo umherflattern, um herauszubekommen, ob hier Kinder sind, die ins Land der Dämmerung wollen. Komm, wir fliegen weiter.«

Dann landeten wir auf einem Baum im Kronobergspark. Auf allen Bäumen dort wuchsen rote, grüne und gelbe Bonbons.

»Iß«, sagte Herr Lilienstengel.

Das brauchte er nicht zweimal zu sagen. Ich pflückte mir Bonbons von jeder Farbe. So gute Bonbons hatte ich noch nie gegessen.

»Möchtest du mal eine Straßenbahn steuern?« fragte mich Herr Lilienstengel.

Ich sagte: »Das kann ich doch gar nicht. Das habe ich ja noch nie versucht.«

»Spielt keine Rolle«, sagte Herr Lilienstengel. »Spielt gar keine Rolle im Land der Dämmerung.«

Da flogen wir zur Sankt-Erik-Gatan hinunter und kletterten auf einen Straßenbahnwagen der Linie 4. In der Straßenbahn waren keine Menschen — keine gewöhnlichen Menschen, meine ich. Aber sie war voll von lauter wunderlichen kleinen Männlein und Weiblein.

»Sie gehören alle zum Volk der Dämmerung«, sagte Herr Lilienstengel.

Einige Kinder waren auch dabei. Ein Mädchen erkannte ich. Sie war mit mir in einer Klasse gewesen — damals, als ich noch zur Schule gehen konnte. Sie hatte immer so freundlich und nett ausgesehen. So sah sie jetzt übrigens auch noch aus.

»Sie ist schon lange hier bei uns im Land der Dämmerung«, sagte Herr Lilienstengel.

Ich fuhr mit der Straßenbahn los. Es ging so leicht, als ob es gar nichts wäre. Sie brauste davon, daß es nur so um sie pfiß. An keiner Haltestelle hielten wir an, denn es war niemand, der aussteigen wollte. Sie fuhren alle nur mit, weil es lustig war. Ein besonderes Ziel hatte keiner. Ich fuhr gerade über die Westbrücke, da sprang die Bahn plötzlich aus dem Gleis und über das Brückengeländer ins Wasser.

»Was nun?« schrie ich vor Angst.

»Spielt keine Rolle«, sagte Herr Lilienstengel ruhig. »Spielt gar keine Rolle im Land der Dämmerung.«

Die Straßenbahn fuhr im Wasser beinahe noch besser als auf dem Land. Es machte richtig Spaß, sie zu steuern. Wir

landeten an der Nordbrücke, und da sprang die Bahn wieder auf die Straße. Menschen waren noch immer nicht zu sehen.

Es war tatsächlich seltsam: die leeren Straßen und dazu diese geheimnisvolle blaue Dämmerung. Am Schloß stiegen Herr Lilienstengel und ich aus der Straßenbahn. Wer nachher weitersteuerte, weiß ich nicht.

»Jetzt gehen wir hinauf und begrüßen den König«, sagte Herr Lilienstengel.

Zuerst dachte ich, er meinte den gewöhnlichen König. Aber das war ein Irrtum. Wir gingen durch ein Portal, eine lange Treppe hinauf und in einen großen Saal hinein. Dort saßen auf zwei goldenen Thronsesseln ein König und eine Königin. Der König trug ein Gewand aus Gold und die Königin ein Gewand aus Silber. Und ihre Augen — nein, ihre Augen kann niemand beschreiben. Wenn sie mich damit ansahen, lief es mir wie Feuer und Eis den Rücken entlang.

Herr Lilienstengel verneigte sich tief und sprach:

»O König vom Land der Dämmerung, o Königin vom Lande, das nicht ist! Darf ich Euch hier den Göran Petterson vom Karlbergsweg vorstellen?«

Als der König mit mir sprach, hörte es sich an, als rausche ein riesiger Wasserfall. Was er gesagt hat, weiß ich nicht mehr. Rund um den König und die Königin standen eine Menge Hofdamen und Hofherren. Plötzlich begannen sie zu singen. Es war ein Gesang, wie er in der Stadt Stockholm wohl noch nie zu hören gewesen ist. Wenn man den Gesang hörte, hatte man das Gefühl, als liefe einem noch viel mehr Feuer und Eis den Rücken entlang.

Der König nickte und sagte:

»So singen wir hier im Land der Dämmerung. So singen wir im Land, das nicht ist.«

Etwas später standen Herr Lilienstengel und ich wieder unten an der Nordbrücke.

»Nun bist du bei Hofe eingeführt«, sagte Herr Lilienstengel zufrieden. Und dann: »Jetzt fahren wir zum Volkspark. Hast du Lust, einen Autobus zu fahren?«

»Ich weiß nicht, ob ich das kann«, sagte ich. Denn ich glaubte, das sei sicher noch viel schwerer als eine Straßenbahn zu steuern. »Spielt keine Rolle«, sagte Herr Lilienstengel. »Spielt gar keine Rolle im Land der Dämmerung.«

Und — wupps! — stand da schon ein roter Autobus. Wir kletterten hinein, und ich setzte mich ans Steuer und trat auf den Gashebel. Ich konnte großartig fahren, ausgezeichnet! Ich fuhr schneller, als jemals ein Mensch vor mir gefahren ist, und hupte, daß es sich bestimmt anhörte, als sei ich die Feuerwehr.

Am Volkspark stiegen wir aus. Wenn man in den Volkspark hineinkommt, liegt linker Hand an der Wegsteigung der Seerosenhof. Es ist ein hübscher alter Bauernhof mit sauberem, gepflegtem Rasen davor. Früher lag dieses Gehöft einmal im Härjedal. Als Herr Lilienstengel und ich zum Seerosenhof kamen, saß dort auf der Treppe zum Eingang ein Mädchen. Sie stand auf und kam uns entgegen.



»Guten Tag, Kristina«, sagte Herr Lilienstengel.

Kristina war eigenartig angezogen.

»Warum trägt sie so ein Kleid?« fragte ich.

»In früheren Zeiten, als Kristina auf dem Seerosenhof wohnte, hatten sie im Härjedal solche Kleider«, erklärte Herr Lilienstengel.

»In früheren Zeiten...« sagte ich. »Wohnt sie denn jetzt nicht hier?«

»Nur in der Dämmerstunde«, erwiderte Herr Lilienstengel.

»Sie gehört zum Volk der Dämmerung.«

Im Seerosenhof hörte man Musik, und Kristina bat uns hinein. Im Haus waren drei Musikanten, die Geige spielten, und viele Menschen, die tanzten. Im offenen Kamin brannte ein Feuer.

»Was sind das hier für Leute?« fragte ich.

»Die haben einmal in früheren Zeiten auf dem Seerosenhof gewohnt«, sagte Herr Lilienstengel. »Und jetzt treffen sie sich hier in der Dämmerstunde wieder und sind fröhlich.«

Kristina tanzte mit mir. Denkt nur, daß ich richtig gut tanzen konnte, ich, mit meinem Bein!

Nach dem Tanzen aßen wir lauter gute Sachen, die auf einem Tisch angerichtet waren. Knäckebrot und Molkenkäse und Rentierbraten, und ich weiß nicht, was noch alles. Ich war hungrig, und es schmeckte großartig.

Ich wollte aber zu gern noch mehr sehen. Deshalb gingen Herr Lilienstengel und ich weiter. Draußen vor dem Seerosenhof kam uns ein Elch entgegen.

»Was ist denn nun?« fragte ich verwundert. »Hat er sich losgemacht?«

»Im Land der Dämmerung sind alle Elche frei«, sagte Herr Lilienstengel. »Im Land, das nicht ist, stellt man keinen Elch hinter Gitter.«

»Und das spielt gar keine Rolle«, sagte der Elch.

Ich war nicht einmal erstaunt, daß er sprechen konnte.

Im Gartenrestaurant, in dem Vater und Mutter und ich sonntags manchmal Kaffee getrunken haben, als mein Bein noch gesund war, kamen zwei süße kleine Bärenkinder angetrottet. Sie setzten sich an einen Tisch und schrien laut, sie wollten Limonade haben. Und da kam eine riesengroße Limonadenflasche durch die Luft geflogen und landete vor den Bärenkindern auf dem Tisch. Eines nach dem anderen tranken sie manierlich aus der Flasche. Aber dann nahm der eine kleine Bär die Flasche und spritzte dem anderen Limonade an den Kopf. Obwohl der ganz naß wurde, lachte er bloß und sagte:

»Spielt keine Rolle. Spielt gar keine Rolle im Land der Dämmerung.«

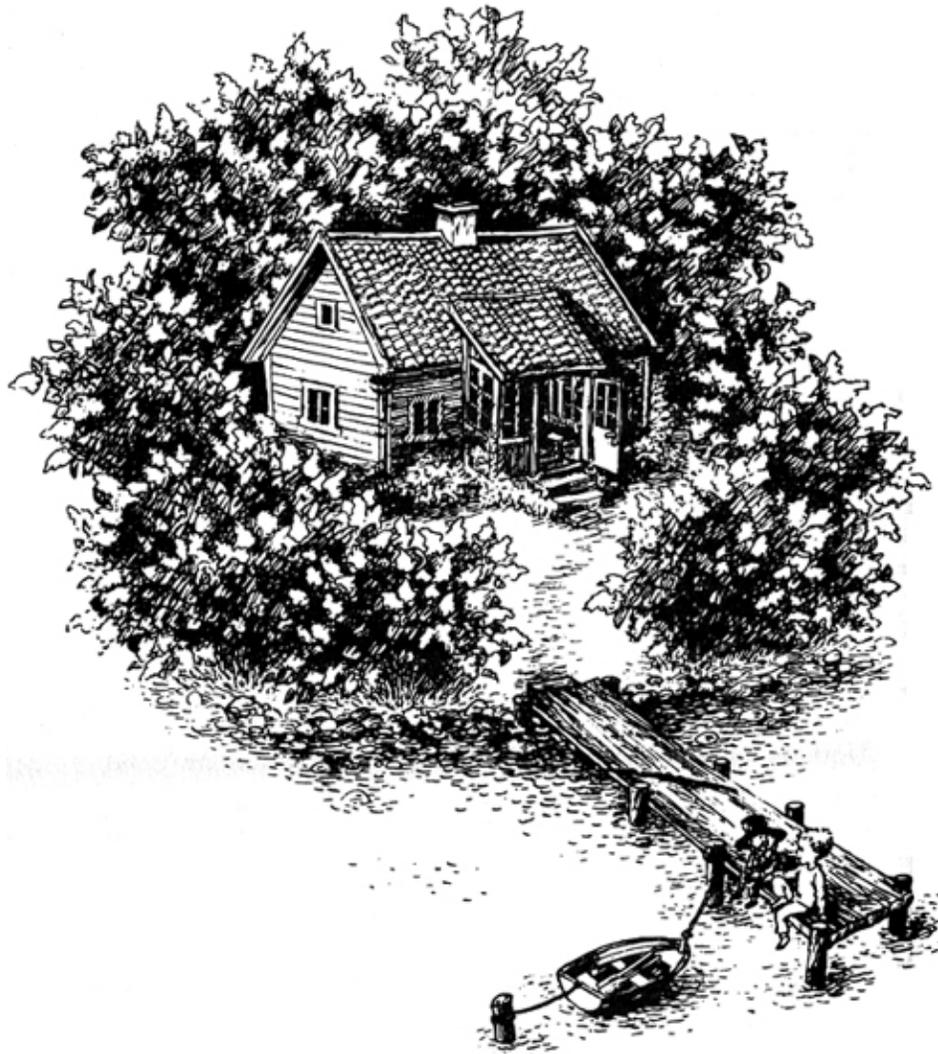
Herr Lilienstengel und ich wanderten noch lange umher und begrüßten all die vielen Tiere, die da völlig frei, so wie sie wollten, umherspazierten.

Kein Mensch war zu sehen, kein gewöhnlicher Mensch, meine ich.

Zum Schluß fragte mich Herr Lilienstengel, ob ich sehen möchte, wo er wohne.

»Ja, gern«, sagte ich.

»Dann fliegen wir jetzt mal zu mir nach Hause«, sagte er. Und das taten wir. Abseits von den anderen Häusern im Volkspark lag ein kleines, gelb angestrichenes Häuschen inmitten einer Fliederhecke. Ein schmaler Weg führte von der Veranda hinunter zum See. Dort unten war ein Bootssteg, und an dem Steg lag ein Boot. Das ganze Haus und das Boot und überhaupt alles war viel kleiner als gewöhnliche Häuser und Boote. Denn Herr Lilienstengel war doch so ein kleiner Herr. Jetzt erst bemerkte ich, daß ich ebenso klein war.



»Das ist hier aber ein wunderschöner Platz«, sagte ich.

»Wie heißt denn das Haus?«

»Villa Lilienruh«, antwortete Herr Lilienstengel. Der Flieder duftete, die Sonne schien, und das Wasser gluckste gegen das Ufer. Ja, die Sonne schien. War das nicht merkwürdig? Ich sah durch die Fliederhecke, und da draußen war noch immer diese blaue Dämmerung.

»Die Sonne scheint allezeit über Villa Lilienruh«, sagte Herr Lilienstengel. »Der Flieder blüht auch immer. Willst du nicht ab und zu herkommen und rudern?«

»O ja, das will ich gern«, sagte ich.

»Aber ein andermal, nicht heute«, meinte Herr Lilienstengel. »Bald ist die Dämmerstunde zu Ende. Wir

müssen nach Hause fliegen.«

Und das taten wir. Wir flogen über die Eichen des Tiergartens und flogen über spiegelndes Wasser und flogen über alle Häuser der Stadt. In den Wohnungen wurde nun das Licht angemacht. Nie habe ich geahnt, daß es etwas so Schönes geben könnte wie die Stadt dort unter mir in der Dämmerung. Am Karlbergsweg wird jetzt ein Schacht für die Untergrundbahn gebaut. Manchmal hat mich Vater zum Fenster getragen, damit ich die großen Kräne sehen konnte, die dort Kies und Steine aus dem Innern der Erde holen.

»Willst du auch mal etwas Kies mit dem Kran herausholen?« fragte mich Herr Lilienstengel, als wir zum Karlbergsweg kamen.

»Ich glaube nicht, daß ich mit dem Mechanismus zurechtkomme«, antwortete ich.

»Spielt keine Rolle«, sagte Herr Lilienstengel. »Spielt gar keine Rolle im Land der Dämmerung.«

Und ich kam mit dem Mechanismus zurecht. Es war ja so leicht! Einen Greifer Kies nach dem anderen holte ich hoch und ließ den Kies auf einen Lastwagen fallen, der dort stand. Das machte Spaß! Aber da sah ich plötzlich einige kleine, wunderliche Greise mit roten Augen zu mir heraufsehen aus einem Loch tief unten, wo die Untergrundbahn einmal fahren soll.

»Das sind die Unterirdischen«, sagte Herr Lilienstengel.

»Auch sie gehören zum Volk der Dämmerung. Große, weite Säle haben sie dort unten, die leuchten von Gold und Diamanten. Ein andermal darfst du mit dort hinkommen.«

»Aber wenn nun der Tunnel gerade durch ihre Säle gesprengt wird?« fragte ich ängstlich.

»Spielt keine Rolle«, sagte Herr Lilienstengel. »Spielt gar keine Rolle im Land der Dämmerung. Die Unterirdischen ziehen einfach mit ihren Sälen um, wenn es sein muß.«

Und dann flogen wir durch unser geschlossenes Fenster, und ich fiel in mein Bett.

»Morgen in der Dämmerstunde treffen wir uns wieder«, rief Herr Lilienstengel noch und war auch schon verschwunden. Und gerade da kam Mutter herein und machte Licht.

Das war das erste Mal, daß ich Herrn Lilienstengel traf. Jetzt kommt er jeden Tag und holt mich ab, und wir fliegen ins Land der Dämmerung. Es ist ein so wunderbares Land. Es ist so herrlich, dort zu sein.

Es spielt gar keine Rolle, daß man ein krankes Bein hat. Denn im Land der Dämmerung kann man ja fliegen.



[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

# Allerliebste Schwester

Jetzt will ich ein Geheimnis erzählen, das kein Mensch außer mir kennt: Ich habe eine Zwillingschwester.

Sagt es aber niemandem! Nicht einmal Mutti und Vati wissen davon. Denn als wir vor langer Zeit geboren wurden, meine Schwester und ich — es war vor sieben Jahren — , da lief meine Schwester sofort in den Garten und versteckte sich hinter dem großen Rosenbusch, der dort ganz weit hinten steht. Denkt nur, daß sie so weit laufen konnte, obwohl sie doch eben erst geboren war!

Wollt ihr wissen, wie meine Schwester heißt? Ihr glaubt sicher, sie heißt Inga oder Brigitte oder so, wie Mädchen sonst eben heißen. Aber nein, da irrt ihr euch. Sie heißt Ylva-li.

Sagt das nur mehrere Male hintereinander, ganz langsam, dann hört ihr schon, wie schön es klingt: Ylva-li, Ylva-li, Ylva-li. Ich selbst heiße nur Barbro. Aber Ylva-li spricht meinen Namen niemals aus. Sie nennt mich »Allerliebste Schwester«.

Ylva-li liebt mich sehr. Vati liebt ja Mutti am meisten, und Mutti liebt von allen am meisten meinen kleinen Bruder, der im Frühjahr geboren wurde. Aber Ylva-li liebt nur mich. Gestern war es sehr heiß. Gleich frühmorgens ging ich hinaus und setzte mich hinter den Rosenbusch, wie ich es immer tue. Er steht in einer Ecke des Gartens, und niemals kommt dort jemand hin.

Ylva-li und ich haben eine besondere Sprache, die keiner versteht als nur wir beide. Der Rosenbusch heißt in unserer Sprache ganz anders. Er heißt Salikon. Als ich also dort beim Salikon saß, hörte ich Ylva-li rufen.



»Kim hot!«

So heißt »Komm her« in unserer Sprache. Und da kroch ich in das Loch hinein. Im Boden ist nämlich ein Loch, gerade unter dem Salikon. Da kroch ich also hinein. Und dann stieg ich die lange, lange Treppe abwärts und ging durch den dunklen Gang bis zu der Tür, die in den Goldenen Saal führt, wo Ylva-li Königin ist. Ich klopfte an.

»Ist das meine allerliebste Schwester?« hörte ich die Stimme von Ylva-li.

»Ja«, sagte ich.

»Nicko, öffne meiner allerliebsten Schwester«, sagte Ylva-li. Dann ging die Tür auf, und Nicko, der Zwerg, der für Ylva-li das Essen kocht, verneigte sich und grüßte sehr zierlich und sehr höflich, wie es so seine Art ist.

Ylva-li und ich umarmten uns lange. Aber Ruff und Duff kamen angerannt und bellten und sprangen um uns herum. Ruff und Duff, das sind unsere kleinen schwarzen Pudel. Ruff gehört mir, und Duff gehört Ylva-li. Ruff leckt mir die Hände und wedelt mit dem Schwanz und ist so süß.

Früher habe ich Mutti und Vati oft gebeten, mir einen kleinen Hund zu schenken. Sie sagten aber immer wieder, mit Hunden sei es so umständlich und dann auch teuer und außerdem gar nicht gut für Brüderchen. Deshalb bin ich so glücklich über Ruff. Ylva-li und ich spielten eine ganze Zeit mit den Hunden und hatten viel Spaß dabei. Danach gingen wir unsere Kaninchen füttern. Wir haben nämlich eine ganze Menge kleiner weißer Kaninchen.

Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie herrlich es im Goldenen Saal ist. Die Wände leuchten golden. Mitten im Saal ist ein Springbrunnen mit klarem, grünem Wasser. Ylva-li und ich baden dort oft.

Als wir die Kaninchen gefüttert hatten, gingen wir zu den Pferden, um zu reiten. Ylva-lis Pferd ist weiß. Seine Mähne ist aus Gold, und die Hufe sind auch aus Gold. Mein Pferd ist schwarz. Die Mähne und die Hufe sind aus Silber. Goldfunken und Silberfunken heißen unsere Pferde.

Wir ritten durch den Großen Angstwald, wo die Ungezogenen wohnen. Die Ungezogenen haben grüne Augen und lange Arme. Sie rannten hinter uns her. Sie sagten nichts, sie schrien nicht, rannten nur stumm hinter unseren Pferden her und streckten ihre langen Arme nach uns aus. Die Ungezogenen wollten uns gefangennehmen und in die Große Angsthöhle sperren. Aber Goldfunken und Silberfunken liefen so schnell, daß die Funken von ihren Hufen sprühten. Und so konnten die Ungezogenen uns nicht fassen.

Dann kamen wir auf die Wiese, wo die Artigen wohnen. Dort können die Ungezogenen nicht hinkommen. Sie müssen im Großen Angstwald bleiben. Dort standen sie nun am Waldrand und sahen mit ihren häßlichen grünen Augen zwischen den Bäumen hervor.

Bei den Artigen hatten wir es gut. Wir stiegen von den Pferden und setzten uns ins Gras. Goldfunken und Silberfunken wälzten sich im Gras und wieherten. Die Artigen, die weiche weiße Kleider und rote Wangen haben,

kamen und boten uns herrliche Kuchen und Bonbons an, die sie auf kleinen grünen Tablett umhertrugen. Es gibt keine Bonbons, die so gut sind wie die, welche uns die Artigen anbieten. Mitten auf der Wiese steht ein großer Kochherd. Das ist der Herd, wo die Artigen ihre Kuchen backen und ihre Bonbons kochen.

Später ritten wir zum Schönsten Tal der Welt. Dorthin kommt kein anderer Mensch, nur Ylva-li und ich. Die Blumen singen dort, und die Bäume machen Musik. Ein kleiner Bach mit klarem Wasser fließt durch das Tal. Er murmelt eine leise feine Melodie. Niemals habe ich eine schönere Melodie gehört. Ylva-li und ich standen auf der Brücke, die über den kleinen Bach führt. Wir hörten die Blumen singen und die Bäume musizieren und hörten, wie der Bach seine Melodie murmelte. Da nahm mich Ylva-li mit einemmal fest in den Arm und sagte:

»Allerliebste Schwester, ich muß dir etwas sagen!«

Da fühlte ich einen furchtbar wehen Schmerz in meinem Herzen, gerade in diesem Augenblick.

»Nein!« sagte ich. »Ich will nichts hören!«

»Doch«, sagte Ylva-li, »doch, eines mußt du wissen.«

Da hörten die Blumen auf zu singen, und die Bäume musizierten nicht mehr, und die Melodie des Baches war nicht mehr zu hören.

»Allerliebste Schwester«, sagte Ylva-li leise, »wenn die Rosen des Salikon verwelken — werde ich tot sein.«



Ich sprang auf mein Pferd und ritt davon. Die Tränen liefen mir über die Wangen. Ich ritt, so schnell ich konnte. Ylva-li jagte auf ihrem Pferd hinter mir her. Wir ritten so schnell, daß Goldfunken und Silberfunken ganz außer Atem waren, als wir zum Goldenen Saal zurückkamen.

Lange noch saßen wir vor dem Kaminfeuer und hielten uns eng umschlungen, Ylva-li und ich. Ruff und Duff sprangen um uns herum. Unsere Kaninchen kamen angehoppelt und wollten auch dabei sein. Aber einmal mußte ich doch

wieder nach Hause gehen. Ylva-li brachte mich zur Tür. Wir umarmten uns fest zum Abschied.

»Komm bald wieder, allerliebste Schwester«, sagte Ylva-li. Und ich ging zur Tür hinaus und fort durch den Gang und stieg die Treppe hinauf. Von weit her hörte ich Ylva-li noch einmal rufen:

»Komm bald wieder, allerliebste Schwester!«

Als ich ins Kinderzimmer kam, war Mutti dort und brachte Brüderchen ins Bett. Sie war ganz weiß im Gesicht, und als sie mich sah, legte sie Brüderchen schnell hin und lief mir entgegen. Sie nahm mich in die Arme, drückte mich ganz fest und weinte und rief:

»Liebling, wo warst du denn? Wo bist du den ganzen Tag gewesen?«

»Hinter dem Rosenbusch«, sagte ich.

»Gott sei Dank, oh, Gott sei Dank, daß du wieder da bist!« sagte Mutti und küßte mich. »Wir haben solche Angst um dich gehabt.« Und dann sagte sie: »Du weißt noch gar nicht, was Vati heute für dich mitgebracht hat.«

»Nein, was denn?« fragte ich.

»Sieh mal in deinem Zimmer nach.«

Ich lief hinein, so schnell ich konnte. Und da, in einem Korb neben meinem Bett, lag ein kleines Pudelbaby und schlief. Es wachte auf, als ich herankam, sprang auf und bellte. Was war das für ein allerliebster kleiner Hund! Ja, er war tatsächlich süßer als Ruff dort unten im Goldenen Saal. Und er war wirklicher, viel wirklicher.

»Er gehört dir ganz allein«, hörte ich Muttis Stimme.

Da nahm ich ihn auf meinen Arm, und er bellte und war ganz wild und versuchte, mein Gesicht zu lecken.

»Ruff heißt er«, sagte Mutti.

Das war doch seltsam, nicht?

Ich habe Ruff so lieb und bin so froh über ihn, daß ich nachts kaum schlafen kann. Neben mir liegt er, in seinem Korb vor meinem Bett, und manchmal knurrt er im Schlaf.

Ruff gehört nur mir.

Heute morgen, als ich in den Garten kam, sah ich, daß alle Rosen des Salikon verwelkt waren. Und unter dem Rosenbusch war kein Loch mehr im Boden.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## Kuckuck Lustig

»Jetzt halte ich es nicht mehr aus«, sagte eines Tages, kurz vor Weihnachten, die Mutter von Gunnar und Gunilla.

»Ich auch nicht«, sagte der Vater.

Gunnar und Gunilla lagen im Kinderzimmer und hörten alles. Sie wußten ganz gut, was ihre Eltern nicht mehr aushielten. Sie hielten es nicht mehr mit Gunnar und Gunilla aus. Denn Gunnar und Gunilla waren schon seit vier Wochen krank. Nicht sehr gefährlich krank, nur gerade so viel, daß sie in ihren Betten lagen — und nach Mutter riefen.

Vier Wochen sind viele Tage und viele Stunden und viele, viele, viele Minuten. Und beinahe jede Minute rief entweder Gunnar oder Gunilla nach der Mutter. Sie sollte ihnen Wasser bringen oder ein Märchen vorlesen oder die Betten ausschütteln, weil sie Zwiebackkrümel darin hatten. Die Tage vergingen entsetzlich langsam, meinten Gunnar und Gunilla, und wenn sie schon gar nichts anderes mehr fanden, womit sie ihre Mutter beschäftigen konnten, so konnten sie doch immer noch aus vollem Hals rufen:

»Mutti, wie spät ist es?«

Nur um zu hören, ob nicht bald irgendeine nette, abwechslungsreiche Uhrzeit für sie wäre, zum Beispiel die Limonadenzeit oder die Essenszeit oder die Zeit, wo Vater aus der Bank nach Hause kam. Und jetzt hatte auch Vater gesagt, daß er es nicht mehr länger aushalte.

»Ich denke, ich werde den Kindern eine eigene Uhr kaufen«, sagte er. »Und das gleich morgen. Dann hören sie wenigstens endlich auf, immer nach der Uhrzeit zu schreien.«

Der nächste Tag war ein Tag voller Spannung für Gunnar und Gunilla. Es war schwerer als sonst, ruhig im Bett zu

liegen. »Ich überlege immerzu, was für eine Uhr wir wohl bekommen werden«, sagte Gunnar.

»Vielleicht einen Wecker«, meinte Gunilla.

Als aber Vater endlich, endlich nach Hause kam und das Paket auswickelte, war es kein Wecker. Eine Kuckucksuhr war es! Vater hängte sie an die Wand im Kinderzimmer. Er war gerade fertig, als es sechs Uhr war. Und da - stellt euch vor! — ging eine Tür in der Uhr auf, und ein kleiner Kuckuck aus Holz kam heraus. Sechsmal rief er laut und deutlich »Kuckuck«, damit auch ja jeder hören konnte, daß es sechs war, genau sechs, nicht mehr und nicht weniger. Dann verschwand er wieder in der Uhr, und die Tür fiel hinter ihm zu.

Vater erklärte den Kindern den Mechanismus. Er erzählte, wieso der Holzkuckuck aus seiner Tür herauskommen und rufen konnte und daß diese Uhren im Schwarzwald hergestellt werden.

Das war ein wunderbares Geschenk, fanden Gunnar und Gunilla. Es war richtig spannend, dazuliegen und zu warten, daß es sieben oder acht oder neun oder zehn wurde. Ja, tatsächlich, gegen zehn waren sie noch nicht eingeschlafen, obwohl Mutter doch längst bei ihnen gewesen war, das Licht gelöscht und gute Nacht gesagt hatte. Richtig dunkel wurde es ja nie im Kinderzimmer, denn gerade vor dem Fenster stand eine Laterne auf der Straße. Gunnar und Gunilla waren sehr froh über diesen Zufall. Als es zehn Uhr war, kam wieder der Kuckuck heraus und rief zehnmal — pünktlich und ordentlich wie immer.

»Was glaubst du, woher weiß er, wie viele Male er immer zu rufen hat?« wunderte sich Gunilla.

»Ach, das ist der Mechanismus, von dem uns Vater erzählt hat«, sagte Gunnar.

Da geschah etwas Merkwürdiges! Die Tür in der Uhr sprang noch einmal auf, und der kleine Kuckuck sah wieder heraus. »Mechanismus! Ich höre immer Mechanismus«,

zischte er böse. »Es gibt etwas, das heißt Sinn für Mathematik - jawohl! Und den habe ich! Das bedeutet, daß ich rechnen kann. Jawohl!« Stocksteif saßen Gunnar und Gunilla in ihren Betten und starrten den Kuckuck an. Fast glaubten sie zu träumen.

»Er — er kann sprechen«, flüsterte Gunnar schließlich.

»Selbstverständlich kann ich sprechen«, sagte der Kuckuck. »Dachtest du, ich kann bloß schreien?«

»Nein«, sagte Gunnar betreten, »aber...«

»Ich bin ein sehr tüchtiger und gescheiter Kuckuck«, fuhr der kleine Holzvogel fort und flog hinunter auf Gunnars Bettkante. »Ich bin schon weit in der Welt herumgekommen und habe viel gesehen. Wenn ich nur daran denke, wird mir ganz wirr im Kopf.«



Gunnars und Gunillas Augen wurden größer und größer. »Bist du denn nicht in der Uhr festgemacht?« fragte Gunilla schließlich sehr höflich.

»Natürlich nicht«, wies der Kuckuck sie zurecht. »Das denken die Menschen bloß.«

In diesem Augenblick kam Mutter herein, um nachzusehen, warum es im Kinderzimmer noch immer nicht still war. Blitzschnell verschwand der Kuckuck in seiner Uhr und schlug die Tür mit einem Knall hinter sich zu. Er ließ sich nicht eher wieder blicken, als bis die Mutter hinausgegangen war.

»Warum durfte Mutti nicht sehen, daß du lebendig bist?« fragte Gunilla.

»Weil das ein Geheimnis ist«, antwortete der Kuckuck, »ein Geheimnis, von dem nur Kinder wissen dürfen. Erwachsene würden es sowieso nicht glauben. Die denken nämlich, die Kuckucke in den Kuckucksuhren sind alle aus Holz. Hahaha, die sind selber aus Holz, jawohl, so wahr ich Kuckuck Lustig heiße!«

Kuckuck Lustig, ja, das war ein Name, der gut zu ihm paßte, fanden Gunnar und Gunilla. Die neue Uhr war wirklich ein Wunder. Kuckuck Lustig flog munter im Zimmer hin und her, während er mit ihnen sprach.

»Schwört mir, niemals jemandem zu erzählen, daß ich lebendig bin«, sagte er. »Schwört, oder ich spreche überhaupt nicht mehr mit euch, sondern gucke nur noch aus meiner Uhr und rufe die Stunden aus. — Übrigens«, fuhr er fort, »wird es besser sein, wenn wir jetzt endlich mal schlafen gehen. Ich habe Angst, daß ich sonst nicht rechtzeitig aus meinem Häuschen komme. Es fällt mir immer schwer, aufzuwachen, besonders wenn ich mitten in der Nacht die Zeit ausrufen muß. Eigentlich könnte ich ganz gut einen Wecker brauchen.«

Und damit verschwand Kuckuck Lustig lachend hinter seiner kleinen Tür.

Am nächsten Morgen bekamen Gunnar und Gunilla wie üblich ihr Frühstück ans Bett. Mutter saß neben ihnen, während sie aßen. Kuckuck Lustig kam heraus und rief achtmal. Sonst sagte er nichts. Aber er zwinkerte ihnen mit einem Auge zu. Gunnar und Gunilla sahen sich entzückt an. Das hatten sie nun nicht gedacht. Er war wirklich und wahrhaftig lebendig. Wunderbar, herrlich lebendig!

Gunnars und Gunillas Mutter staunte mehr und mehr, je weiter es in den Tag hineinging. Niemand rief nach Wasser, keiner quälte sie um ein Märchen — im Kinderzimmer war es still und leise. Nur ab und zu konnte man ein geheimnisvolles, begeistertes Kichern hören.

Wenn Mutter vor lauter Neugierde doch einmal ins Zimmer sah, saßen die Kinder ganz brav in ihren Betten. Nur ihre Bäckchen waren außergewöhnlich rot, und es schien, als schmunzelten sie in aller Stille über irgend etwas Besonderes. Was das war, konnte Mutter nicht herausbekommen, und verwirrt ging sie wieder in die Küche zurück.

Ach ja, sie wußte eben nicht, daß Kuckuck Lustig den Kindern gerade vorher Flugkunststücke gezeigt hatte. Über ihren Betten hatte er Sturzflüge gemacht, und während er aus vollem Halse schrie, drehte er ein Looping nach dem anderen in der Luft. Es war so lustig, daß Gunnar und Gunilla vor Vergnügen piepsten. Nachher saß der Kuckuck am Fenster und sah auf die Straße hinaus. Er erzählte den Kindern alles, was er sah. Draußen fiel der Schnee so schön, und viele Kinder liefen vorbei, die Arme voller Pakete, denn bald war Weihnachten. Gunnar und Gunilla seufzten.

»Dieses Jahr können wir keine Weihnachtsgeschenke kaufen«, murmelte Gunnar traurig.

»Nein, wir dürfen ja nicht vor Heiligabend aufstehen«, setzte Gunilla ebenso traurig hinzu.

»Das überlaßt ruhig mir«, sagte Kuckuck Lustig. »Macht mir nur das Fenster auf, dann besorge ich euch die Geschenke.«

»Aber wir haben ja auch kein Geld«, sagte Gunnar.

»Nur wenig...« meinte Gunilla zögernd.

»Das überlaßt ruhig mir«, sagte Kuckuck Lustig wieder.

»Ich kann goldene Eier legen. Heute nacht habe ich drei Stück gelegt. Die sind noch oben in der Uhr.«

Und — wipps — flog er in die Uhr hinein und kam auch schon mit einem niedlichen Goldei im Schnabel zurück. Als er es in Gunillas Hand legte, meinte sie, noch nie etwas so Hübsches gesehen zu haben.

»Sei so gut und behalte es«, sagte er. »Ich lege ab und zu neue. Aber nun macht das Fenster auf, damit ich endlich zu

den Wichteln komme — wegen der Weihnachtsgeschenke, die ich euch besorgen will.«

»Na, hör mal, in Stockholm gibt es doch wohl keine Wichtel«, meinte Gunilla zweifelnd.

»Ich glaube nicht, daß ihr wißt, was es alles in Stockholm gibt«, sagte Kuckuck Lustig. »Ihr habt eben Augen und Ohren nicht offen. Das ist der ganze Fehler. Sonst würdet ihr an den Frühlingsabenden die Elfen im Königsgarten tanzen sehen und würdet hören, wie die Wichtel unten in der Altstadt schon lange vor Weihnachten in ihren Werkstätten arbeiten.«

»Wirklich...?« staunten Gunnar und Gunilla.

Und sie beeilten sich, dem Kuckuck das Fenster zu öffnen, damit er endlich hinausfliegen konnte, um in der Werkstatt der Wichtel die Weihnachtsgeschenke einzukaufen.

Den ganzen Tag flog er hin und zurück, mit Goldeiern und Paketen. Das war recht anstrengend, denn er hatte ja noch seine Arbeit in der Uhr und mußte zu den rechten Zeiten richtig rufen. Wunderbare Sachen schleppte er herbei: Brosche und Armband für Mutter, Brieftasche und Taschenmesser für Vater und eine Menge feiner Spielsachen für die Kusinen in der Odengatan. Oh, wie war es spannend, die Pakete auszupacken! Und wie war es lustig mit dem Kuckuck!



Gunnar und Gunilla hatten nur die eine Sorge, wie sie Vater und Mutter am Weihnachtsabend erklären sollten, woher die Geschenke kamen. Schließlich verabredeten sie, einfach geheimnisvoll zu tun. Man konnte auch sagen, es sei ein Riesengeheimnis. Mutter und Vater konnten sich ja dabei denken, was sie wollten.

Am Abend, kurz vor acht, kam Mutter ins Zimmer. Sie wollte ihren Kindern, die den ganzen Tag über so artig gewesen waren, gute Nacht sagen. Kuckuck Lustig, der gerade in ausgelassener Laune war, flüsterte den Kindern schnell noch zu, bevor er in seine Uhr huschte und die Tür hinter sich zuschlug:

»Jetzt wollen wir uns aber mal einen Spaß mit eurer Mutti machen!«

Als die Mutter die Kinder für die Nacht ordentlich zugedeckt hatte, sagte sie:

»So, nun müßt ihr schlafen. Es ist acht Uhr.«

Da sprang auch schon die Tür in der Kuckucksuhr auf, und der kleine Holzkuckuck sah heraus. Dann schrie er. Er schrie und schrie und schrie und schrie. Nicht achtmal, nein: Er schrie sechszwanzigmal. Mutter saß da wie erschlagen.

»Was ist denn da los«, sagte sie. »Da stimmt doch etwas nicht mit dem Mechanismus.«

»Sicher, sicher«, meinten Gunnar und Gunilla. »Da stimmt etwas nicht mit dem Mechanismus!« Und dann krochen sie unter die Bettdecken und schüttelten sich vor Lachen.



[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

# Die Elfe mit dem Taschentuch

Lena hat im Mai Geburtstag, gerade wenn die Apfelbäume blühen. Der ganze Garten ist dann ein Meer von Apfelblüten. Das ist auch nur natürlich, denn Lena wohnt in Apfelhöft. Ihre Tanten kommen immer aus der Stadt und gratulieren, wenn Lena Geburtstag hat. Sie klatschen in die Hände und sagen:

»Nein, habt ihr es herrlich hier!«

Und Lena sieht, wie Mutter sich darüber freut.

An dem Tag, als Lena sechs Jahre alt wurde, kam Tante Ebba zu Besuch. Lena holte sie von der Haltestelle ab. Dann wurde draußen im Garten Kaffee getrunken, und Tante Ebba klatschte in die Hände und sagte:

»Nein, habt ihr es herrlich hier!«

Dann erst fiel ihr ein, daß sie Lena noch nicht ihr Geburtstagsgeschenk gegeben hatte. Es war ein hauchdünnes weißes Taschentuch mit Hohlsaum und Spitzen. Ein so schönes Taschentuch hatte Lena noch nie gesehen, und sie war sehr glücklich darüber. Nicht ganz so glücklich wie über den neuen Puppenwagen, aber immerhin...

Am Abend, als Lena im Bett lag, sah sich Mutter noch einmal alle Geschenke an, die auf dem Geburtstagstisch im Kinderzimmer lagen, und sagte:

»Paß gut auf, daß du das Taschentuch nicht verlierst!«

»Ja, ganz bestimmt«, antwortete Lena.

Mama stopfte noch Lenas Decken fest, öffnete das Fenster einen kleinen Spalt, sagte gute Nacht und ging.

Lena lag da und konnte nicht schlafen. Sie wünschte, es möchte bald Morgen werden, damit sie mit dem Puppenwagen und all den anderen Sachen spielen könnte. Über den Garten legte sich die Abenddämmerung, und in

das Kinderzimmer drang der Duft der Apfelblüten. Lenas Augenlider wurden schwerer.

Gerade wollte sie einschlafen, als sie erschrak und sich kerzengerade im Bett aufrichtete. Sie hörte jemand weinen. Sie hörte ein herzerreißendes Weinen. Erstaunt sah sie in alle vier Ecken des Zimmers, um herauszufinden, woher es kam. Und da entdeckte sie auf ihrem Fensterbrett eine kleine nackte Elfe, die weinte, als ob ihr das Herz brechen wollte.



Lena war es nicht gewohnt, nackte Elfen in ihrem Zimmer zu haben, und sie wußte auch nicht, wie man mit ihnen redet. Aber das Weinen wurde kläglicher und kläglicher, so daß sie schließlich doch fragte:

»Warum weinst du denn?«

Die kleine Elfe sah sie erschrocken an.

»Ich dachte, du schläfst«, sagte sie nach kurzem Zögern.

»Ich bin hier hereingeschlüpft, um allein zu sein.«

»Das darfst du gern«, sagte Lena freundlich. »Aber warum bist du so traurig?«

Da begann die Elfe wieder zu weinen.

»Ich habe kein Kleid«, sagte sie. »Gerade heute abend, wo ich wirklich eins haben müßte, habe ich keins!«

»Warum mußt du denn gerade heute eins haben?« wunderte sich Lena.

»Warum?« sagte die Elfe. »Weil wir heute einen großen Ball hier in unserem Garten haben.«

Lena hatte immer geglaubt, daß der Garten ihrem Vater und ihrer Mutter gehöre und auch ihr ein wenig, und nun kam diese Elfe und sagte: »In unserem Garten...«

»Du kannst gern alles wissen«, sagte die Elfe. »Wir Elfen, denen dieser Garten gehört, geben heute nacht zum Empfang des Elfenkönigs einen Ball. Er kommt mit seinem ganzen Gefolge aus seinem Garten am Maiglöckchenweg hierher. Jede Nacht besucht er einen anderen Garten. Und kannst du raten, warum? Er will sich eine Königin suchen. Und gerade heute habe ich kein Kleid! Nackt kann ich doch nicht zum Ball gehen - das verstehst du doch.« Sie begann wieder zu weinen.

»Wo hast du denn dein Kleid gelassen?« fragte Lena teilnahmsvoll.

»Im Rosenbusch ist es hängengeblieben, von oben bis unten zerrissen. Ich wollte, ich wäre tot!«

»Aber warum bist du denn so verzweifelt?« fragte Lena. Die kleine Elfe tat ihr wirklich leid.

»Weil ich den König so gern habe«, sagte die Elfe leise, »so sehr, sehr gern...«

Sie erhob sich vom Fensterbrett, um zu gehen. Aber plötzlich stieß sie einen spitzen Schrei aus, und eine Sekunde später stand sie auf dem Geburtstagstisch.

»Welch ein herrlicher Stoff!« rief sie. Dabei hielt sie das Taschentuch mit ihren zierlichen, feinen Händen in die Höhe. Die Worte sprudelten ihr nur so aus dem Mund:

»Liebste, Beste!« bat sie. »Liebstes, du, kann ich den Stoff nicht haben? Ich würde dich nicht bitten, wenn es nicht so überaus wichtig für mich wäre. Oh, ich weiß einfach nicht, was ich anfangen soll, wenn du nein sagst!«

Lena zögerte ein Weilchen. Dann sagte sie:

»Hm. Es ist ja eigentlich ein Geburtstagsgeschenk. Aber da hilft nun nichts. Nimm es nur.«

Die kleine Elfe drückte den hauchdünnen Stoff an ihr Gesicht und lachte und weinte zu gleicher Zeit.

»Das ist nicht möglich«, rief sie. »Das kann nicht wahr sein! Nun habe ich ein wundervolles, wundervolles Kleid und kann tanzen wie alle anderen auch.«

»Ja, aber es muß doch erst genäht werden!« rief Lena, die wußte, wie schwer es war, in solcher Eile eine gute Schneiderin zu finden.

»Sieh nur!« rief die Elfe. Sie schwang und wirbelte das Taschentuch in der Luft herum, und bevor Lena wußte, wie es geschah, stand die Elfe vor ihr in einem schimmernden Kleid mit einem weiten, wogenden Rock und Hohlraum und Spitzen. Lena konnte sich nicht vorstellen, daß es irgendwo auf der Welt ein schöneres Kleid geben könnte. Die Elfe tanzte auf dem Tisch und lachte vor Glück.



»Muj, Muj!« rief ein zartes Stimmchen aus dem Garten.

»Man ruft mich«, sagte die Elfe. »Ich muß jetzt fort. Aber ich werde nie vergessen, was du für mich getan hast.«

»Aber das ist doch gern geschehen«, sagte Lena, genau wie ihre Mutter zu sagen pflegte. »Auf Wiedersehen, Muj! Ich hoffe, du hast noch viel Freude.«

»Aber ja, das muß ich — in einem solchen Kleid!« sagte Muj. Sie wollte gerade aus dem Fenster schweben, da blieb sie stehen und sah sich zu Lena um.

»Hättest du nicht Lust, dir den Ball anzusehen?« fragte sie.

»Du könntest doch in den Apfelbaum klettern.«

Oh, wie war er schön, der Elfenkönig! Lena konnte gut verstehen, daß Muj ihn so sehr gern hatte. Tiefer sank die Dämmerung. Die zarten Töne einer Tanzmusik wehten durch die laue, warme Mainacht. Da stand Muj. Da stand sie in einem Kleid, das schöner war als irgendein anderes. Sie zupfte an ihrem Röckchen und schlug schüchtern die Augen nieder.

Der König fand wohl auch, daß Muj in ihrem Kleid sehr schön war, denn er ging sofort auf sie zu und verbeugte sich vor ihr. Bald war der ganze Garten voller tanzender Paare. Wie ein leichter Windhauch schwebten sie über den

Rasen. Aber am leichtesten tanzten Muj und der Elfenkönig. Muj sah sehr glücklich aus.



Lena wußte nicht, wie lange sie im Baum gesessen hatte. Aber plötzlich hörte sie ein Trompetensignal. Der Ball war zu Ende. Wie durch Zauberei waren alle verschwunden, der König und sein gesamter Hofstaat, Muj und die anderen Elfen.

Lena kroch durch das Fenster zurück und legte sich in ihr Bett. Da sah sie etwas Weißes auf dem Fensterbrett. Da

stand Muj. Ihr Gesicht leuchtete in einem seltsamen Glanz.

»Danke«, flüsterte sie. »Danke. Ich bin ja so glücklich.«

»Du wirst sehen, er heiratet dich«, sagte Lena aufgeregt.

Muj schüttelte den Kopf.

»Das erwarte ich gar nicht«, sagte sie. »Das ist auch gleich. Selbst wenn ich Elfenkönigin werden sollte — schöner als diese Nacht kann nichts mehr werden. Nur einmal in seinem ganzen Leben kann man so glücklich sein wie in dieser Nacht.«

Sie sah Lena mit glänzenden Augen an.

»Das alles verdanke ich dir«, sagte sie leise. Und da war sie auch schon verschwunden.

»Verdankst du dem Taschentuch, meinst du«, sagte Lena vor sich hin. Ein Weilchen überlegte sie, wie sie Mutter erklären sollte, daß das Taschentuch weg war.

»Ach, ich sage, ich habe es für einen wohltätigen Zweck gestiftet«, sagte sie dann laut.

Und Lena schlief ein, gerade als die ersten Sonnenstrahlen mit den Apfelblüten vor ihrem Fenster zu spielen begannen.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## Im Wald sind keine Räuber

»Im Wald sind keine Räuber!« schrie Peter und sprang die Treppe zu Großmutterns weißem Haus hinauf. »Im Wald sind keine Räuber!«

Er war draußen gewesen und hatte mit Janssons Jungen gespielt. Nun fing es an dunkel zu werden, und es war bestimmt schon eine halbe Stunde vergangen, seit Großmutter zuletzt ihren Kopf zum Fenster hinausgesteckt und ihn gerufen hatte.

Peter schwang sein Holzschwert und feuerte seinen Knallkorkenrevolver ab. Bei Großmutter war es lustig, und mit den Jungen von Janssons zu spielen, machte viel mehr Spaß als das Spiel mit den Jungen zu Hause.

»Im Wald sind keine Räuber...«

In der Küche war Großmutter nicht.

»Im Wald sind keine Räuber...«

Im Wohnzimmer war sie auch nicht. Durch die Tür des Kachelofens leuchteten die Flammen. Im Zimmer war kein Licht. In allen Ecken war es dunkel. Großmutterns Schaukelstuhl stand neben dem Nähtischchen. In einer Sofaecke lag »Tausendundeine Nacht« noch so aufgeschlagen, wie Peter es verlassen hatte, als die Jungen von Janssons ihn abgeholt hatten.

»Im Wald sind keine Räuber...«

Peter stieß das Holzschwert in das Sofa, und eine kleine weiße Feder kroch aus der Füllung hervor.

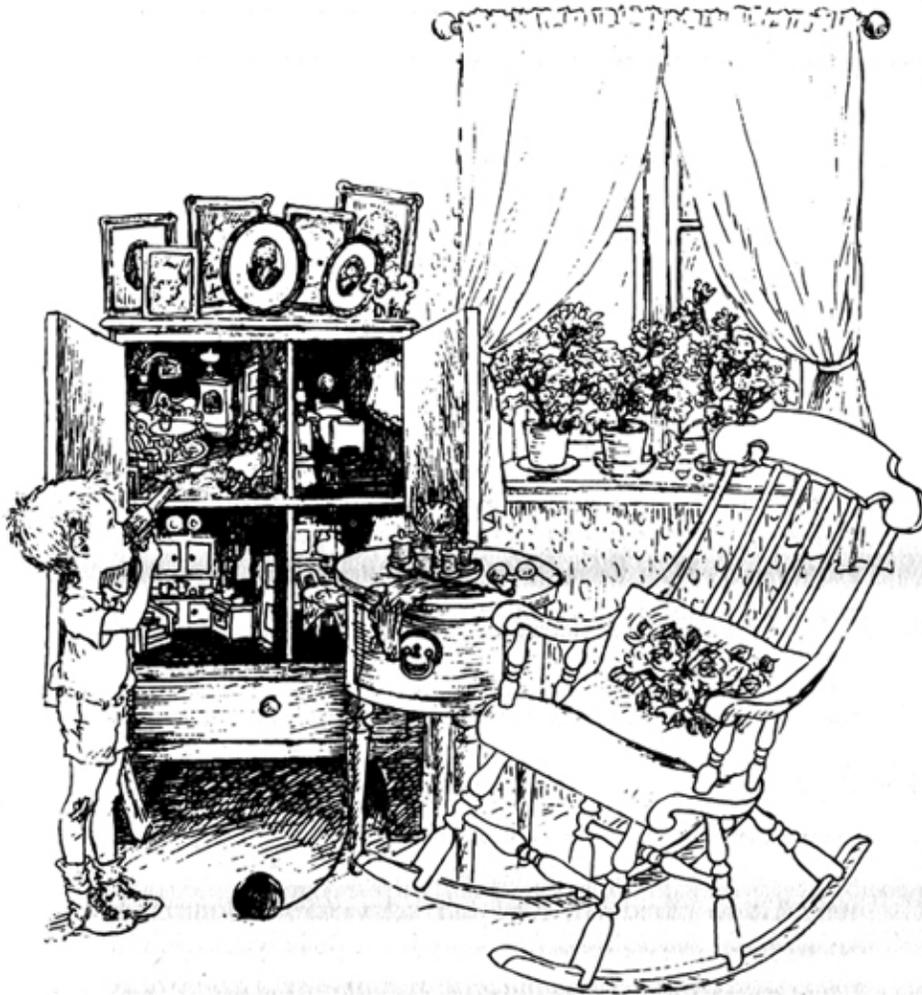
»Im Wald sind keine Räuber...«

Hinten in der Ecke stand das Puppenhaus, das schon seit Mutterns Kindheit dort stand. Es war ein herrliches Puppenhaus mit einer Küche und einem Eßzimmer unten und einem Schlafzimmer und einem Salon darüber. Im

Salon saß eine kleine Puppe, die ein blaues Kleid anhatte. Sie hieß Mimmi.

Peter zielte mit seinem Knallkorkenrevolver auf Mimmi und schrie wieder:

»Im Wald sind keine Räu-be-e-er!«



Da stand Mimmi von ihrem Stühlchen auf und ging auf Peter zu. »Das lügst du«, sagte sie. »Im Wald sind doch Räuber!«

Sie sah so böse aus, daß Peter vergaß, erstaunt zu sein. Denn eigentlich war es doch wohl etwas sonderbar, daß eine Puppe sprechen konnte. So etwas gab es nur in Märchen und Geschichten. Peter beschloß, näher darüber nachzudenken, wenn er Zeit hatte. Jetzt hatte er keine Zeit, denn Mimmi wackelte mit den Augenbrauen und sagte:

»Du springst hier herum und schreist, daß im Wald keine Räuber sind, und dabei wimmelt es dort geradezu von Räufern. Komm her und guck durch mein Schlafzimmerfenster. Dann sollst du mal sehen!«

Sie nahm Peter bei der Hand und führte ihn aus dem Salon in das Schlafzimmer. Wieder beschloß Peter, näher darüber nachzudenken — sobald er Zeit hatte — , wie es möglich war, daß er im Puppenhaus Platz hatte. Jetzt hatte er keine Zeit, denn Mimmi zog ihn zum Fenster.

»Guck vorsichtig durch die Gardinen, damit Fiolito dich nicht sehen kann«, warnte sie ihn.

Peter guckte vorsichtig durch die Gardinen. Eigentlich hätte er nichts anderes sehen dürfen als Großmutter's Schaukelstuhl und das Nähtischchen, als er so durch das Schlafzimmerfenster des Puppenhauses sah. Aber er sah etwas ganz anderes. Er sah nämlich in einen dunklen Wald hinein. Und hinter einem der vordersten Bäume stand ein Kerl mit schwarzem Schnurrbart in Schlapphut und Pelerine.



»Was sagst du nun?« triumphierte Mimmi. »Sind das etwa keine Räuber? Das nächste Mal denk erst nach, bevor du so unüberlegt drauflosredest.«

»Ist das da — ist das Fiolito?« stotterte Peter.

»Darauf kannst du dich verlassen«, sagte Mimmi. »Fiolito, der Räuberhauptmann. Vierzig Räuber hat er bei sich, die ihm auf den Wink gehorchen.«

Und jetzt sah Peter fast hinter jedem Baum einen Räuber stehen. »Hast du die Türen verriegelt?« fragte er unruhig.

»Aber so dumm bin ich doch nicht!« sagte Mimmi. »Das ist doch klar, daß ich die Riegel vorgeschoben habe. Ein einsames elternloses Mädchen in einem Haus, voll mit echten Perlen! Natürlich habe ich die Türen verriegelt!«

»Hast du, so viele echte Perlen?« Peter war sehr verwundert. »Voll, alles voll«, sagte Mimmi. »Hier, sieh mal.«

Sie nahm ihre Perlenkette ab und hielt sie hoch. Rote, grüne, blaue und weiße Perlen waren es.

Peter erinnerte sich, was seine Mutter ihm erzählt hatte: Als sie sieben Jahre alt und noch Großmutter's Kleine war, hatte sie einmal in einem Spielzeuggeschäft für einen Zehner einen Beutel mit Glasperlen gekauft und sie selbst zu einer Halskette für Mimmi aufgezogen. Eigentlich konnte man da doch nicht sagen, daß es echte Perlen waren, dachte er.

»Perlen von unschätzbarem Wert — jawohl, so ist es«, sagte Mimmi. »Und auf die ist Fiolito aus, verstehst du. Die will er um jeden Preis haben.«

Peter lief es kalt über den Rücken. Mimmi aber sah nicht ein bißchen ängstlich aus.

»Ist egal«, sagte sie. »Jetzt gehen wir in die Küche und kochen uns Kakao.«

Eine Treppe führte in den unteren Teil der Wohnung. Mimmi schwang ein Bein über das Geländer und rutschte hinunter. Mit einem Bums landete sie auf dem Fußboden des Eßzimmers. Peter rutschte hinterher.

Eine Weile später saßen sie am Küchentisch und tauchten Milchbrötchen in den Kakao.

»Willst du noch ein Brötchen haben?« fragte Mimmi.

In dem Augenblick hörten sie, wie sich jemand an die Küchentür heranschlich.

»Fiolito«, flüsterte Mimmi und warf vor Schreck ihre Tasse um. Jetzt sah sie doch ängstlich aus.

»Bist du ganz sicher, daß die Tür abgeriegelt ist?« flüsterte auch Peter.

Sie sahen, wie der Türgriff heruntergedrückt wurde, und hörten, wie jemand an der Tür rüttelte. Aber die Tür ging nicht auf. »Haha, hast du dir so gedacht«, sagte Mimmi zufrieden.

Sie hörten, wie die schleichenden Schritte sich entfernten. Sie liefen zum Küchenfenster. Draußen im Wald war es jetzt ganz dunkel.

Aber die Räuber hatten ein Lagerfeuer gemacht, und die Flammen flackerten unheimlich.

»Die wollen sicher die ganze Nacht warten«, sagte Mimmi. »Schieß einmal mit deinem Knallkorkenrevolver, damit wir sehen, ob sie Angst bekommen.«

Peter öffnete das Küchenfenster und schoß in die Dunkelheit hinein. Peng! Es hörte sich schauerlich an. Alle Räuber sprangen auf und machten wilde Gesichter. Mimmi beugte sich aus dem Fenster.

»So«, schrie sie, »jetzt weißt du, was du zu erwarten hast, Fiolito! Dieser Herr hier« — sie zeigte auf Peter — »dieser Herr wird mich bis zum letzten Blutstropfen verteidigen!« Sie ergriff Peters Hand.

»Nicht wahr, das wirst du doch?« fragte sie aufgeregt.

Peter nickte. Bis zum letzten Blutstropfen... ja... weiter blieb ihm nichts übrig. Mit einem Knall schloß Mimmi das Küchenfenster. Sie gähnte.

»Das beste ist, wir versuchen, noch ein bißchen zu schlafen«, sagte sie. »Aber zuerst werde ich die Perlenkette verstecken, falls...«

»Falls — was?« fragte Peter.

»Falls Fiolito kommt, wenn wir schlafen«, sagte Mimmi. Ihr Gesicht zog sich in nachdenkliche Falten.

»Ich hab's«, sagte sie schließlich. »Paß auf!«

Sie lief mit Peter die Treppe hinauf. Auf dem Tisch im Salon stand ein Blumentopf mit einer Azalee. Mimmi hob die Blume mit all der Erde, die fest an den Wurzeln saß, hoch und legte ihre Halskette auf den Boden des Blumentopfes. Dann setzte sie die Azalee wieder darauf.



»Jetzt kann er suchen, der Hohlkopf Fiolito«, sagte sie. »Ich wette, daß er nie auf den Gedanken kommt, sie in einem so guten Versteck zu suchen. Dazu ist er sicher zu dumm.«

Sie gähnte noch einmal und lief ins Schlafzimmer. Sie warf sich auf das eine Bett, und Peter legte sich auf das andere. Sein Schwert und seine Knallkorkenpistole hatte er bei sich. Wer weiß, ob er sie nicht noch brauchte!

»Es ist zu warm hier«, sagte Mimmi. »Ich muß das Fenster auf machen.«

»Ja, aber — Fiolito...« sagte Peter warnend.

»Ach, Unsinn, der kann doch nicht an der glatten Wand ins obere Stockwerk hinaufklettern«, erwiderte Mimmi und öffnete das Fenster sperrangelweit.

Die frische, kühle Nachtluft war herrlich. Peter wollte gerade einschlafen, als Mimmi plötzlich in ihrem Bett

auffuhr.

»Hörst du?« flüsterte sie.

Da hörte Peter an der Außenwand des Hauses ein verdächtiges Geräusch.

Sogleich rannten Mimmi und Peter zum Fenster. Und da draußen, da standen all die vierzig Räuber aufeinandergestapelt. Ganz obenauf stand Fiolito. Sein langer Schnurrbart berührte schon das Fenstersims.



Da schwang Peter sein Schwert und schlug es Fiolito so auf den Schädel, daß ihm der Schlapphut herunterfiel. Und dann gab es ein entsetzliches Gepolter. Das waren die vierzig Räuber, die durcheinanderpurzelten. Alle außer

Fiolito. Der ließ die Hand nicht vom Fenstersims. Im Gegenteil. Er zog sich höher und höher, und schließlich steckte er ein Bein ins Schlafzimmer hinein. Und dann lachte er — einfach fürchterlich! Ungefähr so:

»HA HA HA!«

»Raus! Schnell in den Salon!« schrie Mimmi Peter zu. Und gerade als Fiolito das andere Bein über das Fensterbrett zog, schlugen Mimmi und Peter die Tür zwischen Schlafzimmer und Salon zu. Mimmi drehte den Schlüssel im Schloß herum.

»Wir müssen schnell noch die Möbel vor die Tür schieben«, sagte sie.

Sie hörten schon, wie Fiolito mit allen Kräften am Türgriff rüttelte, und beeilten sich, die Kommode vor die Tür zu schleppen. Und alle Stühle, die im Zimmer standen, stellten sie noch oben drauf. Sie konnten hören, wie Fiolito keuchte, während er an der Tür rüttelte. Und leider war die Tür weder besonders dick noch besonders stark. Traurig genug. Sie gab nach. Die Kommode wurde zur Seite gedrückt, und Fiolitos häßlicher Schnurrbart wurde in der Öffnung sichtbar. Doch da prasselten sämtliche Stühle auf seinen Kopf herunter.

»Wenn ich nicht so große Angst hätte — würde ich mich totlachen«, sagte Mimmi.

Mutig stellte sich Peter mit hoch erhobenem Schwert vor sie hin. Er brauchte nicht lange zu warten, bis Fiolito auf ihn zusprang. Fiolito hatte auch ein Schwert.

»Wehe dir, Unglücklicher!« schrie er Peter mit seiner heiseren Räuberstimme an und schwang sein Schwert.

»Wehe dir selbst, du Blödmann!« rief Mimmi und machte Fiolito eine lange Nase.

Das wurde ein Kampf!

Vierzehnmals trieb Fiolito Peter im heftigsten Gefecht durch den Salon. Dann geschah das Entsetzliche. Fiolito schlug Peter das Schwert aus der Hand, so daß es auf den Fußboden fiel. Und sofort setzte Fiolito seinen Fuß darauf.

»Geh nach Hause und leg dich schlafen, Fiolito«, schrie Mimmi wütend. »Warum kommst du überhaupt her und machst Streit? Die Perlenkette bekommst du ja doch nicht!«

»HA HA HA!« lachte Fiolito noch fürchterlicher als zuvor. »Wollen wir doch mal sehen... Wollen wir doch mal sehen...«

Und dann fing er an zu suchen. Mimmi und Peter setzten sich auf das Fensterbrett, um zuzusehen.

»Er findet sie niemals«, flüsterte Mimmi Peter zu.

Fiolito suchte in der Kommode, und er suchte unter dem Teppich, und er suchte hinter den Kissen auf dem Sofa, und er suchte auf der Lampe, und er suchte hinter den Bildern an der Wand, und er suchte im Kamin. Aber im Blumentopf suchte er nicht. Denn wie sollte er darauf kommen, daß da die Perlenkette lag? Schließlich suchte er im ganzen übrigen Haus. Mimmi und Peter wichen nicht von seiner Seite. Sie sahen ihm zu und kicherten, weil er an den unmöglichsten Plätzen suchte und wühlte. »Wenn ich so dumm wäre wie du, Fiolito«, sagte Mimmi, »würde ich nach Hause gehen und mich an meinem eigenen Schnurrbart aufhängen!«

Da wurde Fiolito aber wütend! Ja, er wurde so wütend, daß er sich nach etwas umsah, womit er nach Mimmi schmeißen konnte. Sie waren jetzt wieder im Salon, denn Fiolito wollte noch schnell nachsehen, ob die Perlenkette vielleicht an einem Nagel innen im Kamin hing. Hier war es also, wo er so wütend auf Mimmi wurde.

Das einzige, was er fand, um damit nach Mimmi zu schmeißen, war der Blumentopf. Als er ihn aufhob, schrien Peter und Mimmi vor Entsetzen — selbstverständlich nur, weil sie an die Halskette dachten.

Mimmi sprang schnell zur Seite, als der Blumentopf auf sie zuflog. Krachend fiel der Topf zu Boden und brach entzwei. Und da, da lag die Perlenkette!

»HA HA HA!« lachte Fiolito, als er sie sah. »Endlich! Jetzt hab ich sie!«

Und mit seinen häßlichen Räuberfingern ergriff er Mimmis kostbare Halskette. Und Peter konnte ihn einfach nicht daran hindern.

»HA HA HA!« lachte Fiolito immer noch, als er aus dem Schlafzimmerfenster kletterte. Die vierzig Räuber hatten sich wieder aufeinandergestellt, damit Fiolito hinunterklettern konnte. Mimmi lief zum Fenster. Sie zog Fiolito an seinem Schnurrbart, und das tat natürlich weh. Aber er konnte sich nicht wehren, nur mit den Beinen strampeln. Und da purzelten alle vierzig Räuber wieder durcheinander und blieben in einem großen Knäuel unter dem Fenster liegen.

Aber die Perlenkette, ach, die Perlenkette, die hatte Fiolito! Und mit ihr und all seinen vierzig Räubern verschwand er im tiefen, dunklen Wald.

»Bist du sehr traurig darüber, daß deine Kette weg ist?« fragte Peter leise.

Da klatschte sich Mimmi auf den Bauch und schüttelte sich vor Lachen.

»Die Perlenkette, die Fiolito hat, ist nicht mehr wert als einen Zehner. Dafür kriegt man sie in jedem beliebigen Spielzeugladen. Das war nur eine nachgemachte. Die echte Perlenkette aber habe ich hier.«

Sie ging zum Salonfenster, wo noch ein Blumentopf stand, in dem eine Pelargonie wuchs. Sie hob die Pelargonie heraus und zog eine Halskette hervor. Sie hatte rote und grüne und blaue und weiße Perlen. Sie sah genauso aus wie die andere, die Fiolito gestohlen hatte.



Da fiel Peter ein, was seine Mutter ihm erzählt hatte: Damals, als sie sieben Jahre alt war und Großmutter's Kleine genannt wurde, hatte sie für Mimmi zwei Perlenketten aufgezo-gen. Es waren ja so viele Perlen in dem Beutel gewesen.

»Perlen von unschätzbarem Wert sind das«, sagte Mimmi, während sie sich die Kette zweimal um den Hals legte. Dann sah sie Peter an.

»So ein Dummkopf!« sagte sie. »Es sind doch Räuber im Wald! Und wie viele! Merk dir das fürs nächste Mal!«

Eine Tür wurde geöffnet. Es war Großmutter, die ins Wohnzimmer kam. Sie machte Licht. Hinten am Puppenhaus saß Peter und sah Mimmi an, die kleine Puppe im blauen Kleid, mit der seine Mutter gespielt hatte, als sie noch klein war.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

# Die Prinzessin, die nicht spielen wollte

Es war einmal eine Prinzessin, die nicht spielen wollte. Ihr Name war Lise-Lotta. Wie fast alle Prinzessinnen hatte sie helles, lockiges Haar und blaue Augen.

Sie hatte ein Zimmer, das war gestopft voll mit Spielsachen. Da gab es die süßesten kleinen Puppenmöbel und Puppenherde mit richtigen kleinen Töpfen und Wasserkesseln und weiche Katzen aus Samt und zottelige Stoffhunde. Da gab es Baukästen und Malbücher und Tuschkästen und einen richtigen Kaufmannsladen mit Rosinen und Zucker und bunten Bonbons in den Schubfächern und einer Waage auf dem Tisch und einer Kasse mit Spielzeuggeld.

Aber trotzdem wollte die Prinzessin nicht spielen.

Ihre Mama, die Königin, war immer sehr traurig, wenn sie Lise-Lotta mit hängenden Mundwinkeln und mißmutig in diesem schönen Spielzimmer sitzen sah.

»Lise-Lotta«, sagte die Königin dann wohl, »willst du denn gar nicht spielen?«

»Nein, das macht keinen Spaß«, sagte Lise-Lotta verdrießlich.



»Vielleicht möchtest du eine neue Puppe haben?« schlug die Königin vor.

»Nein, nein«, rief Lise-Lotta, »ich kann Puppen nicht leiden!« Da dachte die Königin, daß Lise-Lotta krank sei, und rief den Leibarzt der Prinzessin an, der sofort kam und ihr eine neue Medizin verschrieb. Froh und munter würde sie jetzt werden und anfangen zu spielen, glaubte der Leibarzt versprechen zu können.

Aber nein, nichts half.

Lise-Lotta versuchte, es ihrer Mama recht zu machen. Auf den kleinen Kleiderhaken hingen viele entzückende Puppenkleider. Da war nur zu wählen. Sie nahm also eine Puppe, die ein blaues Kleid anhatte, zog ihr das blaue Kleid aus und zog ihr ein rotes an. Aber als es getan war, hielt sie die Puppe von sich ab, sah sie an und sagte:

»Du bist genauso häßlich wie vorher.«

Dann warf sie die Puppe in eine Ecke und fing an zu weinen. Die Prinzessin wohnte in einem überaus vornehmen Schloß, zusammen mit ihrem Papa, dem König, ihrer Mama, der Königin, hundert Hofdamen und ebenso vielen Hofherren. Kinder gab es im ganzen Schloß nicht. Lise-Lotta hatte keine Geschwister, und die Königin dachte, es sei nicht richtig, eine kleine Prinzessin mit Kindern spielen zu lassen, die nicht Prinzessinnen oder Prinzen waren. Und da Lise-Lotta niemals andere Kinder gesehen hatte, so glaubte sie, es gäbe auf der ganzen Welt nur große Menschen und sie selbst, die klein war.

Manchmal versuchte eine der Hofdamen, mit Lise-Lotta zu spielen. Aber das fand Lise-Lotta richtig langweilig, und sie setzte sich auf einen Stuhl und schwieg.

Das Schloß lag mitten in einem großen Park, und rund um den Park lief eine hohe Mauer. Zwar war sie von herrlichen Rosen überwachsen, aber es blieb doch eine Mauer, und man konnte nicht sehen, was draußen war. Natürlich gab es ein großes, prächtiges Portal in der Mauer mit hohen Gittertoren, die jedesmal geöffnet und wieder geschlossen wurden, wenn der König in seiner goldenen Kutsche mit den sechs weißen Pferden davor ausfuhr. Am Portal standen immer die Wachsoldaten des Königs. Deshalb mochte Lise-Lotta nicht dort hingehen, denn sie war ein wenig schüchtern und wußte nicht, was sie zu ihnen sagen sollte.

Nun hatte aber die Prinzessin ganz weit hinten im Park eine kleine Gittertür in der Mauer entdeckt. Dort standen keine Wachsoldaten, denn die Tür war verschlossen und der Schlüssel hing ordentlich an einem Haken daneben. Oft,

sehr oft stand die Prinzessin an der kleinen Tür und sah hinaus.

Eines Tages, als die Prinzessin wieder zu der Tür kam, sah sie, daß dort draußen ein Mensch stand, der nicht ein bißchen größer war als sie selbst. Es war ein kleines Mädchen, das dort stand, ein kleines Mädchen, genau wie die Prinzessin. Obwohl sie natürlich kein Seidenkleid wie Lise-Lotta anhatte, sondern nur ein kariertes Baumwollkleidchen.



Lise-Lotta war fassungslos.

»Warum bist du so klein?« fragte sie.

»Ich bin doch nicht kleiner als du«, antwortete das Mädchen.

»Nein, das sehe ich«, sagte Lise-Lotta, »aber ich dachte, daß nur ich klein bin.«

»Ich finde, wir sind beide recht groß«, sagte das Mädchen.

»Da solltest du einmal meinen Bruder zu Hause sehen, der ist nur so groß.« Und sie zeigte mit beiden Händen, wie klein er war. Lise-Lotta war sehr zufrieden. Tatsächlich, hier war jemand, der genauso klein war wie sie selbst. Und obendrein gab es welche, die noch viel kleiner waren.

»Ich heiße Maja«, sagte das Mädchen. »Und wie heißt du?«

»Lise-Lotta«, antwortete die Prinzessin.

»Mach doch die Tür auf, dann können wir spielen«, schlug Maja vor.

»Nein, nein«, sagte Lise-Lotta, »spielen ist das Entsetzlichste, was ich kenne. Spielst du denn?«

»Das kannst du glauben! Ich spiele immer, immer und immer«, sagte Maja. »Mit meiner Puppe hier.«

Sie hielt etwas hoch, was eher aussah wie ein Stück Holz mit einigen Flickern darum. Es war eine gedrechselte Holzpuppe. Vor langer Zeit hatte sie einmal ein Gesicht gehabt, aber jetzt war die Nase ab, und die Augen hatte Maja selbst wieder mit Buntstift angemalt. Lise-Lotta hatte eine solche Puppe noch nie gesehen. »Sie heißt Puttchen«, erklärte Maja. »Und sie ist so lieb und so artig!«

Vielleicht, dachte Lise-Lotta, kann man mit Puttchen besser spielen als mit anderen Puppen. Aber die Hauptsache war ihr im Augenblick doch, daß sie mit jemand zusammen war, der nicht größer war als sie selbst. Lise-Lotta stellte sich auf die Zehenspitzen, nahm den Schlüssel vom Haken und öffnete Maja die Tür. In diesem Teil des Parkes wuchsen große Fliederbüsche. Die Mädchen waren wie in einer Laube, wo niemand sie sehen konnte.

»Fein«, sagte Maja. »Wir spielen, daß wir hier wohnen. Wir spielen, daß ich die Mutti bin und du das Dienstmädchen, und Puttchen ist das kleine Kind.«

»Ach so«, sagte Lise-Lotta.

»Aber du kannst natürlich nicht Lise-Lotta heißen, wenn du das Dienstmädchen bist«, erklärte Maja. »Ich werde dich einfach Lotta nennen.«

»Ach so«, sagte Lise-Lotta.

Und dann fingen sie an. Zuerst war es etwas schwierig, weil Lise-Lotta nicht wußte, was ein Dienstmädchen alles zu tun hatte oder wie man kleine Kinder wartet. Trotzdem — sie lernte es.

Vielleicht war es doch ganz nett zu spielen, dachte die Prinzessin. Nach einer Weile wollte die »Hausfrau« in die Stadt gehen, um Lebensmittel für den Haushalt einzukaufen. »Lotta, Sie können jetzt den Fußboden fegen«, sagte sie und sah energisch aus. »Und vergessen Sie nicht: Puttchen muß um zwölf ihren Brei haben. Und nehmen Sie auch eine frische Windel, wenn sie naß ist.«



»Das kann ich wohl machen«, sagte Lise-Lotta.

»Nein, so heißt das nicht«, verbesserte Maja sie. »Du mußt sagen: ›Ja, gnädige Frau‹.«

»Ja, gnädige Frau«, sagte Lotta.

Als die gnädige Frau gegangen war, fegte Lotta den Boden mit einem Zweig, den sie aus einem Busch brach. Puttchen bekam ihren Brei und wurde in jeder Weise versorgt. Kurz danach kam die gnädige Frau wieder nach Hause mit Zucker und Spinat und einem feinen Kalbsschnitzel. Lise-Lotta sah wohl, daß der Zucker nur Sand war und der Spinat nur Blätter vom Fliederbusch und das Kalbsschnitzel nur ein gewöhnliches Stück Holz. Aber es ging ganz wunderbar, so zu tun, als sei alles echt. Ach, was machte

das Spaß! Die Prinzessin bekam richtig rote Backen, und ihre Augen glänzten.

Dann machten die gnädige Frau und Lotta Käse: Sie legten Himbeeren in das feine Taschentuch der Prinzessin und preßten sie tüchtig durch. Was zurückblieb, war der Käse. Der Himbeersaft floß über Lise-Lottas rosa Seidenkleid, und sie fand, daß es noch niemals so lustig gewesen war.



Oben im Schloß aber war große Aufregung. Wo war die Prinzessin geblieben? Die Hofdamen und die Hofherren liefen eifrig umher und suchten, und die Königin weinte und suchte auch. Und zum Schluß war es die Königin, die Lise-Lotta im Park hinter den Fliederbüschen fand.

»Aber, liebes Kind«, rief die Königin, »liebe Lise-Lotta, das geht doch nicht!«

Aber da begann Lise-Lotta zu weinen:

»Ach, Mutti, geh weg! Wir spielen doch!« rief sie.

Da sah sich die Königin um und bemerkte den Käse, den Spinat und das Kalbsschnitzel und Puttchen und all das andere. Und da verstand die Königin, daß es Maja gewesen war, die Lise-Lotta das Spielen beigebracht hatte, und daß deshalb die Prinzessin so rote Backen hatte und so munter aussah.

Und weil die Königin klug war, wartete sie keine Minute länger, sondern sagte sofort, Maja solle jeden Tag kommen, um mit der Prinzessin zu spielen.

Ratet, ob die Mädchen glücklich waren! Sie nahmen einander bei den Händen und tanzten vor Freude umher.

»Aber Mutti, warum hast du mir denn niemals eine Puppe gegeben wie Puttchen, mit der man spielen kann?« fragte Lise-Lotta.

Darauf konnte die Königin nur antworten, daß sie noch nie in den feinen Spielwarengeschäften, wo sie das Spielzeug für die Prinzessin einkaufte, eine derartige Puppe gesehen hatte.

Nun wollte Lise-Lotta aber so brennend gern genauso eine Puppe wie Puttchen haben. Deshalb fragte die Königin zu guter Letzt, ob Maja nicht vielleicht tauschen und eine von Lise-Lottas Puppen für Puttchen nehmen würde. Anfangs wollte Maja davon nichts wissen. Aber die Königin überredete sie, doch wenigstens einmal mit ins Schloß zu kommen und sich Lise-Lottas Puppen anzusehen.

Majas Augen wurden fast so rund wie Kugeln, so überrascht war sie, als sie in das Spielzimmer der Prinzessin kam.

Noch nie zuvor hatte sie so viele Spielsachen auf einmal bei einem Kind gesehen. Sie glaubte zuerst, sie sei in ein Spielwarengeschäft gekommen.

»Oh, so viele Puppen!« rief Maja aus.

»Liebste, Beste, nimm dir, welche du willst, wenn ich nur Puttchen bekomme!« bat die Prinzessin.

Maja sah Puttchen an und dann all die vielen feinen Schlafpuppen. Maja hatte noch nie in ihrem Leben eine Schlafpuppe gehabt.

»Na ja«, sagte sie, »ich muß ja auch an Puttchens Zukunft denken. So fein wie hier wird sie es bei mir zu Hause nie haben. Da hat sie nur einen alten Schuhkarton zum Schlafen. Nimm sie!«

»Danke, liebe, liebe Maja«, sagte die übergläckliche Lise-Lotta. »Übrigens kommst du ja jeden Tag und kannst sie besuchen.«

»Natürlich«, sagte Maja.

Aber sie sah Puttchen schon gar nicht mehr. Sie sah nur eine große, große Puppe mit braunem, lockigem Haar und einem hellblauen Seidenkleid.

»Darf ich die nehmen?« flüsterte sie.

Das durfte sie. Und als Maja die Puppe zufällig auf den Bauch drückte, sagte die Puppe »Mama«.

»Ich muß nach Hause und sie meiner Mutter zeigen«, rief Maja aufgeregt.

Und sie lief davon, über die Schloßtreppen und hinaus durch die kleine Tür, die Puppe fest an sich gedrückt. Sie war so glücklich, daß sie vergaß, auf Wiedersehen zu sagen.

»Komm morgen wieder!« schrie Lise-Lotta ihr nach.

»Natürlich!« rief Maja zurück.

Und weg war sie.

»Mein süßes, goldiges Kleines«, sagte Lise-Lotta zu Puttchen, »nun mußt du zu Bett gehen.«

Lise-Lotta hatte viele Puppenwagen, aber einer war der schönste von allen. In diesem Wagen lag schon eine Puppe. Aber die warf sie auf den Fußboden.

Und dann wurde Puttchen auf das rosa Seidenlaken mit der Blumenstickerei gelegt und mit der hellgrünen Seidendecke zugedeckt.

Da lag nun Puttchen mit ihrer abgeschlagenen Nase und ihren angemalten Augen und starrte hinauf an die Decke, als könne sie nicht glauben, daß dies alles Wirklichkeit sei.



[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

# Peter und Petra

In der Gustaf-Vasa-Schule in Stockholm geschah im letzten Jahr etwas ganz Besonderes. Es war an einem Montag, und in der Anfängerklasse begann gerade die Lesestunde. Da klopfte es an die Tür. Ein sehr schwaches, leises Klopfen war es.

»Herein!« sagte die Lehrerin.

Aber es kam niemand herein. Statt dessen klopfte es wieder. »Geh und sieh nach, wer dort ist«, sagte die Lehrerin zu dem Jungen, der auf der Bank saß, die der Tür am nächsten war. Er hieß Gunnar.

Gunnar öffnete. Draußen im Gang standen zwei Kinder, zwei ganz kleine Kinder. Ein Junge und ein Mädchen. Sie waren nicht größer als Puppen.



Sie gingen geradewegs durch das Klassenzimmer zur Lehrerin. Der kleine Junge verbeugte sich. Das Mädchen machte einen Knicks. Und sie sagten:

»Wir wollten fragen, ob wir nicht hier in die Schule gehen könnten...«

Die Lehrerin war so überrascht, daß sie zuerst nicht antworten konnte.

Schließlich fragte sie aber doch:

»Wer seid ihr denn eigentlich?«

»Wir heißen Peter und Petra...« antwortete der Junge.

»...und gehören zu einer Zwergenfamilie«, setzte das Mädchen hinzu.

»Und Mutter und Vater finden, daß auch Zwerge etwas lernen müssen«, fuhr der Junge fort.

»Wo wohnt ihr denn?« fragte die Lehrerin verwundert.

»Seid ihr denn auch sicher, daß ihr zu diesem Schulbezirk gehört?«

»Wir wohnen im Vasa-Park«, antwortete Peter.

»Und der Vasa-Park gehört bestimmt in den Bezirk der Gustaf-Vasa-Schule«, fuhr das Mädchen fort.

Ja, das mußte die Lehrerin zugeben, das stimmte.

Alle in der Klasse reckten die Häuse, um Peter und Petra sehen zu können. Sie fanden, dies war ein ungewöhnlich netter Montag, und sie wollten gern Peter und Petra zu Klassenkameraden haben.

»Ja, liebe Kinder, dann setzt euch nur«, sagte die Lehrerin. Aber wo sollten sie sich hinsetzen? Gab es denn in der Klasse überhaupt eine Bank, die klein genug war für so winzige Wesen?

»Sie können gern bei mir sitzen!« rief Gunnar eifrig.

Und Peter und Petra gingen zu Gunnars Platz. Er hob sie hoch, ganz wie es sich gehörte, zuerst das Mädchen, danach den Jungen, und setzte sie vor sich auf den Tisch. Dann zeigte er Peter und Petra, wie weit sie in der Fibel schon mit dem Lesen gekommen waren. Die Lehrerin sagte zu Gunnar, er solle lesen. Und das tat er.

»OMA IST GUT«, las er vor.

Peter und Petra hörten zu und nickten verständnisvoll, obwohl sie sicher nicht verstanden, wieso all die kleinen schwarzen Krümpelpünktchen und Striche im Buch ausgerechnet »OMA IST GUT« bedeuten sollten. Als der Unterricht für diesen Tag zu Ende war, konnten Peter und Petra schon eine ganze Menge. Außer, daß Oma gut war, wußten sie noch, daß  $2 + 3 = 5$  ist, und dann konnten sie

auch singen: »Kleine Frösche, kleine Frösche sind so lustig anzusehn.«

Als sie aus der Schule kamen, begleitete Gunnar Peter und Petra ein Stück, denn sie hatten denselben Weg. Peter und Petra hielten sich fest an den Händen, und sie sahen sich ganz vorsichtig um, wenn sie über die Straße gehen mußten.

»Am schlimmsten ist es, wenn wir über die Odengatan müssen«, sagte Petra bekümmert. »Da ist ein entsetzlicher Verkehr!«

»Ich werde euch helfen«, sagte Gunnar. Er ging mit Peter und Petra über die Odengatan, und wenn ein Auto kam, hielt er die Hand hoch und machte Stoppzeichen wie ein richtiger Verkehrspolizist.

»Danke und auf Wiedersehen«, sagten Peter und Petra und winkten Gunnar zu. Dann liefen sie hinein in den Vasa-Park.

Jeden Tag kamen Peter und Petra in die Schule. Die Kinder in der Klasse wurden nicht müde, die beiden anzusehen. Und die Lehrerin war sehr nett. Sie ließ von einem Tischler zwei winzige Schulbänkchen machen, die genau zu Peter und Petra paßten. Sie wurden ganz vorn in der Klasse aufgestellt. Die Lehrerin ließ auch zwei kleine Kleiderhaken anmachen, fast am Fußboden, draußen auf dem Gang. Denn wie sollte sonst Peter seinen feinen Mantel und Petra ihre hübsche Jacke aufhängen? Wenn Peter und Petra an der schwarzen Tafel rechneten, mußte die Lehrerin ihren Tisch heranschieben und sie hochheben und daraufstellen. Wenn Lesestunde war, durften sie stets auf Gunnars Tisch sitzen, und wenn sie selbst vorlasen, stellten sie sich mitten in das Buch. Es sah zu niedlich aus, fanden alle Kinder. Die Lehrerin sagte, die beiden wären sehr fleißig und würden sicher ein gutes Zeugnis bekommen.

Zu Beginn des Winterhalbjahres fing es an kalt zu werden, und wie immer war im Vasa-Park eine Eisbahn. Gunnar lief

dort Schlittschuh, wenn er mit seinen Schularbeiten fertig war. Noch wußte er nicht, wo Peter und Petra wohnten, aber er wollte es zu gern herausbekommen. Eines Abends, als er seine Schlittschuhe abgeschnallt hatte und nach Hause gehen wollte, beschloß er, nach Peter und Petra zu suchen. Überall im Vasa-Park schlich er umher, und schließlich sah er weit hinten in einem versteckten Winkel des Parkes einen schwachen Lichtschein unter einer Tanne hervorschimmern. Er ging näher. Unter der Tanne sah er einen Erdhaufen, und in diesem Erdhaufen war ein kleines Fenster. Von dort kam der Lichtschein. Gunnar kniete nieder und sah durch das Fenster.

Drinne saßen Peter und Petra an einem Tisch und machten ihre Rechenaufgaben. Ihr Vater saß in einem Schaukelstuhl und las in der Zeitung, und ihre Mutter stand am Herd und kochte Kaffee. Sie hatten kein elektrisches Licht, sondern eine Petroleumlampe, die einen milden und freundlichen Schein über Peters und Petras gebeugte Köpfe warf.



Gunnar klopfte vorsichtig an die Scheibe. Einen Augenblick später wurde eine Tür in dem Erdhaufen geöffnet, und da stand Peter.

»Guten Tag«, sagte Gunnar. »Ich bin's!«

»Guten Tag«, sagte Peter. »Nett, daß du kommst. Du kannst mir sicher sagen, wieviel  $17 - 9$  ist.«

»Acht«, sagte Gunnar.

»Wer ist denn draußen?« rief Peters Vater.

»Einer aus meiner Klasse!« rief Peter zurück.

Da kam auch Petra vor die Tür.

»Bist du Schlittschuh gelaufen?« fragte sie.

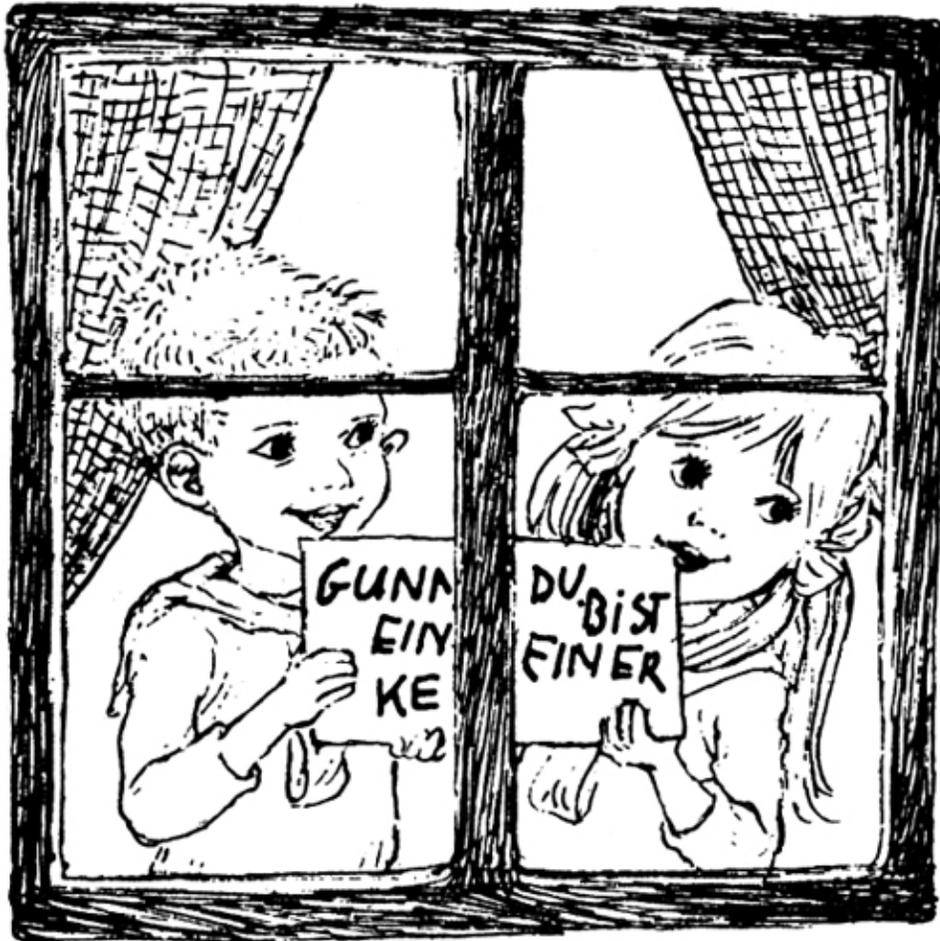
»Wenn du wartest, bis die Eisbahn geschlossen ist, kannst du sehen, wie Petra und ich laufen«, sagte Peter. »Wir trauen uns nicht dorthin, solange die großen Kinder laufen.«

»Schade, daß wir dich nicht ins Haus bitten können«, sagte Petra. »Du bist viel zu groß. Aber du kannst ja durchs Fenster sehen.«

Das tat Gunnar. Er kniete sich wieder hin und guckte in den kleinen freundlichen Raum. Peter und Petra standen am Fenster und machten ihm Zeichen. Sie schrieben etwas auf einen Zettel, und den drückten sie dann an die Fensterscheibe. Und da stand in Druckbuchstaben:

GUNNAR, DU BIST EIN FEINER KERL.

Dann lachten sie, Peter und Petra drinnen und Gunnar draußen vor dem Fenster.



Nach einer Weile zeigte Peter auf eine Uhr, die an der Wand hing. Und Gunnar verstand, daß er meinte, nun sei die Eisbahn geschlossen. Peter und Petra beeilten sich, ihre Schlittschuhe hervorzuholen, zogen ihre Jacken und Handschuhe an und setzten ihre Mützen auf, sagten ihren Eltern auf Wiedersehen und kamen heraus zu Gunnar.

Die Eisbahn lag dunkel und leer da. Peter und Petra schnallten ihre winzigen Schlittschuhe an. Und dann schwebten sie zusammen über das Eis. Sie schwebten und tanzten übers Eis und zogen ihre Kreise vor und zurück auf eine wunderbare Weise. Es war, als ob ein schwacher Schimmer um sie sei, als sie so tanzten, und Gunnar glaubte, eine leise Musik zu hören, von weit her — oder bildete er sich das nur ein? Er hielt den Atem an. Es war das Schönste, was er je gesehen hatte. Er würde es nie, niemals vergessen, solange er lebte.



Peter und Petras Augen strahlten, als sie schließlich, eng umschlungen, nach einer letzten Kurve vor Gunnar hielten.

Peter sagte:

»Laufen wir nicht schon gut?«

Und Petra setzte hinzu:

»Wir üben hier jede Nacht ein Stündchen, wenn die Großen schlafen. Es macht viel Spaß.«

Als Gunnar an diesem Abend mit den Schlittschuhen über der Schulter nach Hause ging, war es wie Musik in ihm. Er fühlte sich glücklich, und er liebte Peter und Petra so sehr.

Bald war nun Weihnachten, und eines schönen Tages waren die Ferien da. Peter und Petra bekamen wirklich gute Zeugnisse. Die Lehrerin hatte sie mit ganz kleinen Buchstaben auf kleine Zettelchen geschrieben. Petra hatte »sehr gut« im Lesen, und sie war sehr stolz darauf. Peter hatte nur »gut«. Aber war das nicht auch schon ganz schön für einen so kleinen Kerl?

Gunnar sollte Weihnachten bei Großvater und Großmutter auf dem Lande feiern. Als er Peter und Petra wie gewöhnlich über die Odengatan gebracht hatte, sagte er:

»Auf Wiedersehen, Peter. Auf Wiedersehen, Petra. Bis nach den Ferien also!«

»Wiedersehen, Gunnar«, sagten Peter und Petra. »Du bist ein feiner Kerl!«

Und dann verschwanden sie im Vasa-Park.

»Nach den Ferien sehen wir uns wieder!« Sie drehten sich noch einmal um und winkten.

Aber Peter und Petra kamen niemals wieder.

Als die Schule nach den Weihnachtsferien wieder anfang, waren Peter und Petra nicht da. Alle Kinder in der Klasse warteten und warteten auf ihr leises, schwaches Klopfen an der Klassentür. Gunnar wartete am allermeisten. Aber sie kamen nicht. Da standen sie nun, die kleinen Bänkchen, ganz vorn in der Klasse. Doch kein Peter und keine Petra saßen dort. Die kleinen Kleiderhaken im Gang blieben leer. Aber eines Tages lag ein kleiner Brief in Gunnars Briefkasten. Er war von Peter und Petra. Sie schrieben:

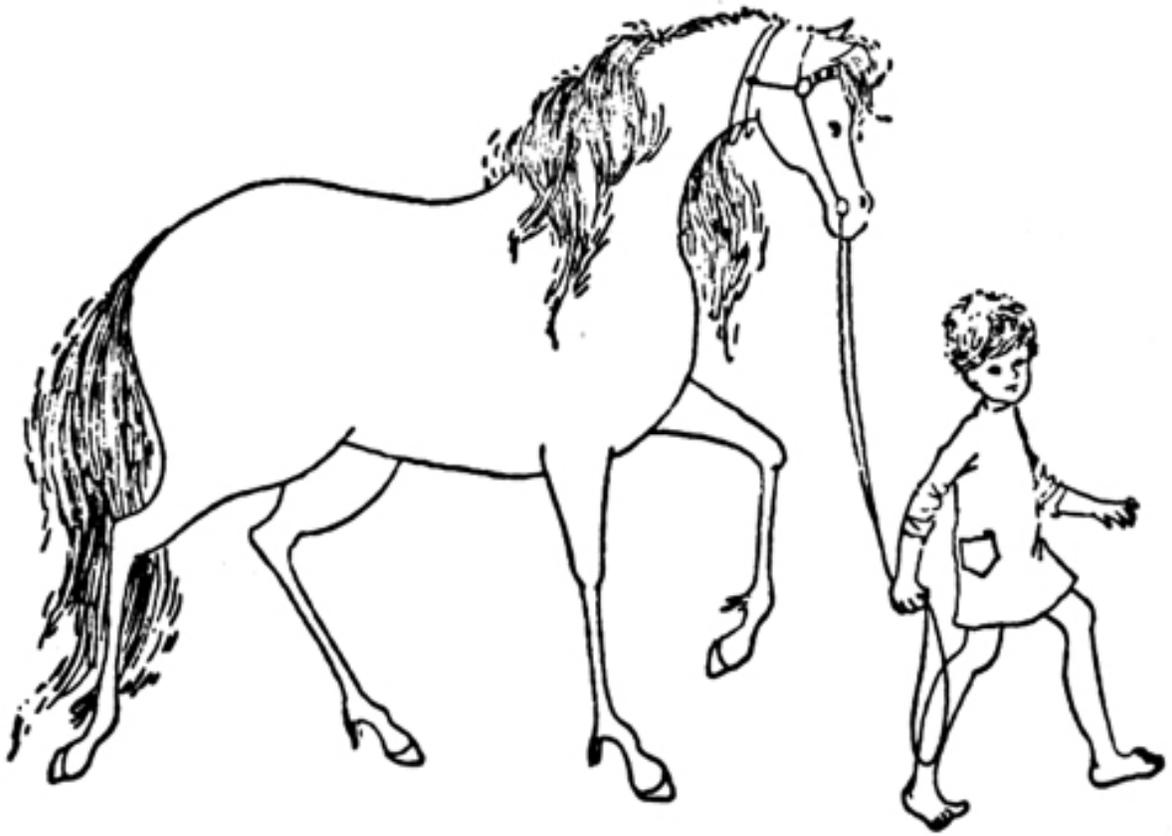
»Lieber Gunnar!

Wir sind fortgezogen nach Tierp, denn Mutter fand, wir hätten hier eine bessere Wohnung. Hier gibt es keine Eisbahn. Wir üben jetzt auf einem kleinen See. Aber schöner war es auf der Eisbahn im Vasa-Park. Auf Wiedersehen, Gunnar, Du bist ein feiner Kerl! Viele Grüße von

Peter und Petra.«

Gunnar läuft an den Winterabenden immer noch Schlittschuh im Vasa-Park. Manchmal bleibt er stehen und sieht sich um. Dann glaubt er, irgendwo einen winzigen Jungen und ein winziges Mädchen zu sehen, die zu einer fernen, leisen Musik auf dem Eis ihre Kreise ziehen.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)



[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

Mio, mein Mio

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## *Er reist durch Tag und Nacht*

Hat jemand im vorigen Jahr am fünfzehnten Oktober Radio gehört? Hat jemand gehört, daß man nach einem verschwundenen Jungen forschte? So etwa sagten sie:

»Die Polizei in Stockholm sucht den neunjährigen Bo Vilhelm Olsson, der seit vorgestern abend 18 Uhr aus der Wohnung Upplandsgatan 13 verschwunden ist. Bo Vilhelm Olsson hat helles Haar und blaue Augen und war mit kurzen braunen Hosen, einem grauen Pullover und einer kleinen roten Mütze bekleidet. Mitteilungen über den Verschwundenen nimmt jede Polizeidienststelle entgegen.«

Ja, so sagten sie. Aber es kamen niemals irgendwelche Mitteilungen über Bo Vilhelm Olsson. Er war fort. Niemand erfuhr jemals, wo er geblieben ist. Keiner weiß es. Außer mir. Denn ich — ich bin Bo Vilhelm Olsson.

Ich wünschte nur, daß ich zumindest Benka alles erzählen könnte. Mit Benka habe ich immer gespielt. Benka wohnt auch in der Upplandsgatan. Eigentlich heißt er Bengt, aber alle nennen ihn Benka. Und zu mir sagt natürlich niemand Bo Vilhelm. Sie sagen einfach Bosse.

Ich meine, sie *sagten* Bosse. Jetzt, da ich verschwunden bin, können sie gar nichts mehr sagen. Nur Tante Edla und Onkel Sixten sagten Bo Vilhelm zu mir. Ja, eigentlich sagte Onkel Sixten gar nichts. Er sprach fast nie mit mir.

Ich war Pflegekind bei Tante Edla und Onkel Sixten. Ich kam zu ihnen, als ich ein Jahr alt war. Vorher wohnte ich in einem Kinderheim. Von dort hat mich Tante Edla geholt. Sie wollte zwar lieber ein Mädchen haben, aber es war keines da. Deshalb nahm sie mich. Dabei mögen Onkel Sixten und Tante Edla Jungen nicht leiden. Schon gar nicht, wenn sie acht, neun Jahre alt werden. Sie fanden, ich brächte zuviel Unruhe ins Haus und ich trüge zuviel Schmutz hinein, wenn ich draußen im Tegnerpark gespielt hatte, ich schmissee meine Kleider herum, und ich redete und lachte zu laut. Tante Edla sagte immer, der Tag, an dem ich ins Haus

gekommen bin, sei ein Unglückstag gewesen. Onkel Sixten sagte nichts. Doch, manchmal sagte er:

»Du da, scher dich weg, damit ich dich nicht zu sehen brauche.« Meistens war ich bei Benka. Sein Vater sprach immer viel mit ihm, und er half ihm Modellflugzeuge bauen und machte Striche an der Küchentür, um zu sehen, wie Benka größer wurde, und all so etwas. Benka durfte lachen und sprechen und seine Kleider herumliegen lassen, soviel er wollte. Sein Vater hatte ihn trotzdem lieb. Und alle Jungen durften zu Benka nach Hause kommen und spielen. Zu mir durfte keiner kommen. Tante Edla sagte: »Hier wird nicht geschrien und getobt.« Und so dachte auch Onkel Sixten. »Der eine Lümmel, den wir haben, reicht uns«, sagte er.

Wenn ich in meinem Bett lag, wünschte ich mir manchmal, Benkas Vater wäre auch mein Vater. Und dann grübelte ich, wer wohl mein richtiger Vater sein mochte und warum ich nicht bei ihm und bei meiner richtigen Mutter sein durfte, sondern zuerst in einem Kinderheim und danach bei Tante Edla und Onkel Sixten sein mußte. Tante Edla hatte mir gesagt, meine Mutter sei gestorben, als ich geboren wurde. Wer mein Vater sei, das wisse niemand. Aber man könne sich ja leicht ausrechnen, was das für ein Lump sei. Ich haßte Tante Edla, weil sie so von meinem Vater sprach. Vielleicht stimmte es, daß meine Mutter starb, als ich geboren wurde. Aber mein Vater war kein Lump, das *wußte* ich. Und manchmal lag ich da und weinte nach ihm.

Ein Mensch war gut zu mir, das war Tante Lundin im Obstgeschäft. Hin und wieder schenkte sie mir Leckereien und Obst. Jetzt, hinterher, grüble ich, wer Tante Lundin eigentlich ist. Denn es war ja bei ihr, wo es anfang, damals im vorigen Jahr an dem Tag im Oktober.

An diesem Tag hatte Tante Edla schon ein paarmal zu mir gesagt, es sei ein Unglück, daß ich ins Haus gekommen sei. Abends dann, kurz vor sechs Uhr, sagte sie zu mir, ich solle zur Bäckerei in der Drottninggatan laufen und ihr eine Tüte

Zwieback holen, den sie so besonders gern mochte. Ich setzte meine rote Mütze auf und ging.

Als ich am Obstladen vorbeikam, stand Tante Lundin in der Tür. Sie faßte mich beim Kinn und sah mich lange, lange ganz seltsam an. Endlich sagte sie: »Willst du einen Apfel haben?«

»Ja, bitte«, sagte ich.

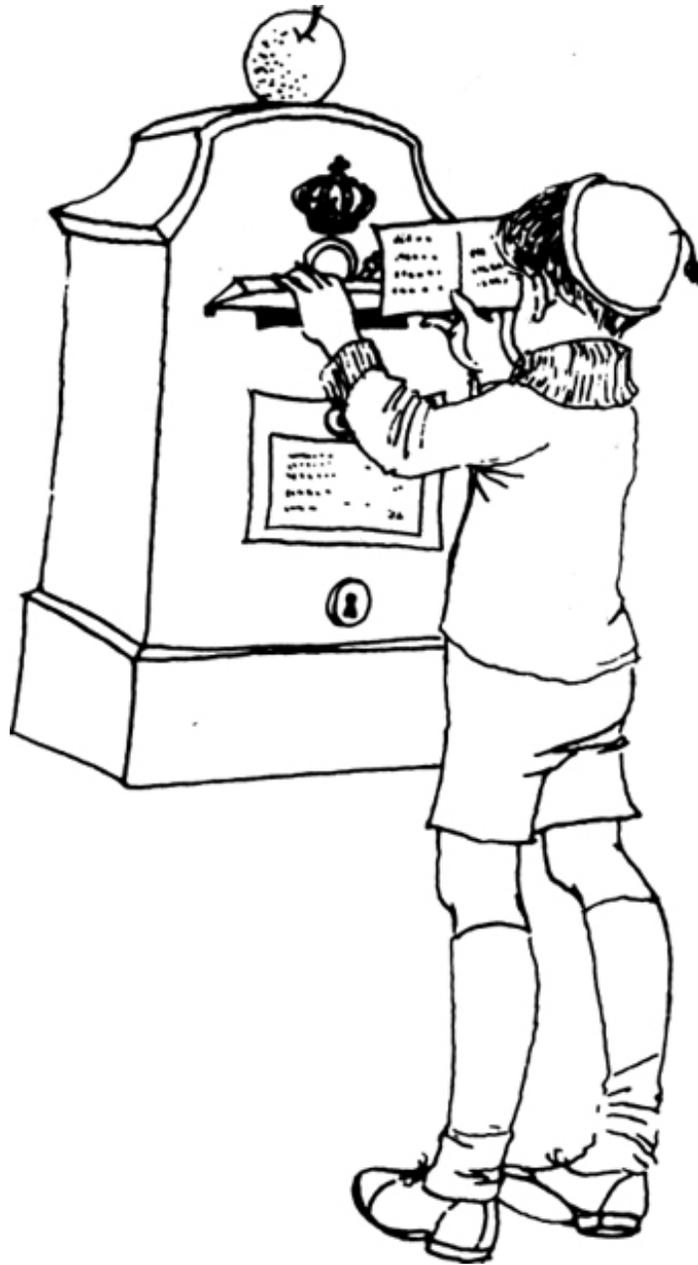
Und sie gab mir einen schönen roten Apfel, der wunderbar aussah. Dann sagte sie:

»Willst du eine Karte für mich in den Briefkasten werfen?«

»Ja, gern«, sagte ich. Da schrieb sie einige Zeilen auf eine Karte und gab sie mir.

»Leb wohl, Bo Vilhelm Olsson«, sagte Tante Lundin. »Leb wohl, leb wohl, Bo Vilhelm Olsson.«

Es klang so merkwürdig. Sonst sagte sie doch immer nur Bosse. Ich rannte zum Briefkasten einige Straßen weiter. Gerade als ich die Karte in den Schlitz werfen wollte, sah ich, daß es um sie her leuchtete und strahlte wie von Feuer. Ja, die Buchstaben, die Tante Lundin geschrieben hatte, leuchteten wie Flammenschrift. Ich konnte es nicht lassen, ich mußte sie lesen. Und das stand auf der Karte:



*An den  
KÖNIG  
LAND DER FERNE*

*Er ist auf dem Weg, er, den Du so lange  
gesucht hast. Er reist durch Tag und Nacht,  
und er hält in seiner Hand das Zeichen, den  
goldenen Apfel.*

Ich begriff kein Wort. Aber mich überlief ein eigenartiges Frösteln. Ich beeilte mich, die Karte in den Briefkasten zu werfen.

Wer war es, der durch Tag und Nacht reiste? Und wer trug in seiner Hand einen goldenen Apfel?

Da fiel mein Blick auf den Apfel, den ich von Tante Lundin bekommen hatte. Der Apfel war aus Gold. *Er war aus Gold*, sage ich. Ich hielt in meiner Hand einen goldenen Apfel.

Beinah hätte ich geweint. Ich tat es nicht, aber beinah. Ich fühlte mich so einsam. Ich ging in den Tegnerpark und setzte mich auf eine Bank. Kein Mensch war in der Nähe. Alle waren nach Hause gegangen, um zu essen. Im Park war es dämmerig, und es regnete ein wenig. Aber in den Häusern ringsum war es hell. Ich konnte sehen, daß auch aus Benkas Fenster Licht schien. Nun saß er dort und aß Erbsen und Eierkuchen, zusammen mit seinem Vater und seiner Mutter. Ich stellte mir vor, daß überall dort, überall, wo Licht war, Kinder mit ihren Vätern und Müttern beisammen waren. Nur ich, ich saß hier draußen im Dunkeln. Allein. Allein mit einem goldenen Apfel, von dem ich nicht wußte, was ich damit anfangen sollte.

Vorsichtig legte ich den Apfel neben mich auf die Bank, während ich weiter nachdachte. Eine Laterne stand hinter mir. Ihr Schein fiel auf mich und auf den Apfel. Aber ihr Schein fiel auch auf etwas anderes, was auf dem Boden lag. Es war eine gewöhnliche Bierflasche. Sie war leer. Jemand hatte ein Stück Holz in ihren Hals gefropft. Sicher eines der Kinder, die immer vormittags im Tegnerpark spielten. Ich hob die Flasche auf und sah mir das Etikett an. »Stockholmer Brauerei-Aktien-Gesellschaft Klasse II« stand darauf. Und während ich so da saß und las, sah ich auf einmal, wie sich in der Flasche etwas bewegte.

In »Tausendundeine Nacht« hatte ich von einem Geist gelesen, der in eine Flasche gesperrt worden war. Aber das war doch im fernen Arabien und vor Tausenden von Jahren geschehen, und dann war es wohl auch keine gewöhnliche

Bierflasche gewesen. Es wird selten vorkommen, daß in den Flaschen der Stockholmer Brauereien Geister sind. Aber hier war einer. Ganz bestimmt. Jedes meiner Worte ist wahr: In der Flasche war ein Geist. Und man konnte sehen, daß er herauswollte. Er zeigte auf das Holzstück, das den Flaschenhals verschloß, und sah mich flehend an.



Da ich nicht gerade an Geister gewöhnt war, hatte ich natürlich zuerst Angst, den Holzpfropfen herauszuziehen. Aber schließlich tat ich es doch, und mit einem großen

Brausen fuhr der Geist aus der Flasche und begann zu wachsen und wurde größer, so groß, daß er bald größer war als alle Häuser am Tegnerpark. Das ist ja die Art der Geister: Sie können zusammenschrumpfen und so klein werden, daß sie in einer Flasche Platz finden, und im nächsten Augenblick können sie wieder wachsen und groß werden wie Häuser. Niemand kann sich denken, wie ängstlich ich wurde. Ich zitterte am ganzen Körper.

Und dann sprach der Geist auch noch zu mir. Seine Stimme war ein einziges großes Brausen. Ich dachte, das hier sollten Tante Edla und Onkel Sixten einmal hören, die immer finden, unsereins spräche zu laut.

»Kind«, sagte der Geist zu mir, »du hast mich aus meinem Gefängnis befreit. Bestimme selbst, wie ich dich belohnen soll.« Aber ich wollte keine Belohnung dafür, daß ich ein kleines Stück Holz herausgezogen hatte. Der Geist erzählte, er sei am Abend zuvor nach Stockholm gekommen und in die Flasche gekrochen, um zu schlafen, denn Flaschen seien der Geister liebste Schlafplätze. Aber während er schlief, sei ihm der Ausgang versperrt worden. Hätte ich ihn nicht befreit, er hätte vielleicht tausend Jahre in der Flasche bleiben müssen, bis der Holzpfropfen endlich verfault wäre.

»Und das hätte meinem Herrn, dem König, sicher nicht gefallen«, sagte der Geist mehr zu sich selbst.

Da faßte ich Mut und fragte:

»Geist, wo kommst du her?«

Einen Augenblick war es ganz still. Dann sagte der Geist:

»Aus dem Land der Ferne.«

Er sagte es so laut, daß es in meinem Kopf dröhnte und sang. In seiner Stimme war etwas, was meine Sehnsucht nach diesem Land weckte. Ich spürte, ich könnte nicht mehr leben, wenn ich nicht in dieses Land dürfte. Und ich streckte dem Geist meine Arme entgegen und rief:

»Nimm mich mit! Nimm mich mit in das Land der Ferne. Dort ist jemand, der auf mich wartet.«

Der Geist schüttelte den Kopf. Ich aber hielt ihm den goldenen Apfel hin, und da rief der Geist aus:

»Du hältst das Zeichen in deiner Hand! Du bist der, den ich holen soll. Du bist der, den der König so lange gesucht hat!« Er beugte sich zu mir herab und nahm mich auf in seine Arme. Und es dröhnte und sang um uns, als wir uns in die Luft erhoben. Wir ließen den Tegnerpark weit unter uns, den dunklen Tegnerpark und alle Häuser, in denen die Fenster leuchteten und wo Kinder saßen und mit ihren Vätern und Müttern aßen, während ich, Bo Vilhelm Olsson, oben unter den Sternen schwebte. Wir waren hoch über den Wolken, und wir schossen vorwärts, schneller als der Blitz und lauter als der Donner. Um uns knisterten Sterne und Sonnen und Monde.

Manchmal war alles schwarz wie die Nacht, manchmal so strahlend hell und weiß, daß ich die Augen schließen mußte.

»Er reist durch Tag und Nacht«, flüsterte ich vor mich hin.

Es war, wie es auf der Karte gestanden hatte.

Dann streckte der Geist seine Hand aus und zeigte auf etwas — weit in der Ferne -, etwas Grünes, das im hellsten Sonnenschein auf klarem, blauem Wasser dalag.

»Dort siehst du das Land der Ferne«, sagte der Geist.

Wir schwebten hinab, dem Grünen entgegen.

Es war eine Insel, die im Meer schwamm. Und in der Luft war eine seltsame Musik und ein Duft wie von tausend Rosen und Lilien. Unten am Meeresstrand erhob sich ein großes weißes Schloß, und dort landeten wir.



Jemand kam den Strand entlang. Es war *mein Vater, der König*. Ich erkannte ihn sofort, als ich ihn sah. Er breitete die Arme aus, und ich flog an seine Brust. Lange hielt er mich fest. Wir sprachen kein Wort. Ich legte nur die Arme um seinen Hals, so fest ich konnte.

Oh, wie wünschte ich mir, daß Tante Edla meinen Vater, den König, hätte sehen können! Wie schön er war und wie seine Kleider glitzerten von Gold und Diamanten! Er hatte Ähnlichkeit mit Benkas Vater, aber er war schöner. Schade, schade, daß Tante Edla ihn nicht sehen konnte! Dann hätte sie begriffen, daß mein Vater kein Lump war.

Aber Tante Edla hatte damit recht gehabt, daß meine Mutter gestorben war, als ich geboren wurde. Und die dummen Leute im Kinderheim hatten nie daran gedacht, meinem Vater, dem König, Nachricht zu geben, wo ich war.

Neun lange Jahre hatte er nach mir gesucht. Aber jetzt bin ich froh, endlich bei ihm zu sein.

Nun bin ich schon recht lange hier. Den ganzen Tag über habe ich es schön. Und jeden Abend kommt mein Vater, der König, in mein Zimmer, und wir bauen Modellflugzeuge und sprechen miteinander.

Ich wachse, und es geht mir gut im Lande der Ferne. Und jeden Monat macht mein Vater, der König, einen neuen Strich an der Küchentür, um zu sehen, wieviel ich gewachsen bin.

»Mio, mein Mio, unglaublich, wie du schon wieder gewachsen bist«, sagt er, wenn wir nachmessen.

»Mio, mein Mio«, sagt er, und es klingt so weich und warm. Wenn man darüber nachdenkt, heiße ich überhaupt nicht Bosse. »Neun lange Jahre habe ich dich gesucht«, sagt mein Vater, der König. »Nachts habe ich wachgelegen und gedacht: Mio, mein Mio. Ich muß doch wohl wissen, daß du so heißt.«

Da sieht man es. Das mit dem Bosse war so falsch, wie alles andere falsch war — damals in der Upplandsgatan. Und jetzt ist es richtig geworden.

Ich liebe meinen Vater, den König, und er liebt mich.

Ich wünschte, Benka wüßte von all diesem hier. Ich glaube, ich schreibe ihm alles und stecke den Brief in eine Flasche. Dann korke ich die Flasche zu und werfe sie in das blaue Meer, welches das Land der Ferne umgibt. Wenn Benka mit seinen Eltern in dem Sommerhäuschen auf Vaxholm ist, kommt vielleicht die Flasche angeschwommen, gerade wenn er unten am Wasser ist und badet. Das wäre schön. Es wäre schön, wenn Benka von all dem Seltsamen wüßte, was mir geschehen ist. Und dann könnte er ja bei der Polizei anrufen und erzählen, daß Bo Vilhelm Olsson, der eigentlich Mio heißt, gut aufgehoben ist im Land der Feme und es gut hat, so gut, bei seinem Vater, dem König.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## *Im Rosengarten*

Eigentlich weiß ich aber nicht recht, was ich Benka schreiben soll. Das, was ich erlebt habe, gleicht in keiner Weise den Erlebnissen anderer Menschen. Und ich weiß nicht, wie ich es erzählen soll, damit Benka wirklich alles versteht. Ich habe nach Worten gesucht, die ich schreiben könnte, aber es gibt keine. Vielleicht könnte ich schreiben: Ich habe Unsagbares erlebt. Benka würde trotzdem nicht wissen, wie es hier im Land der Ferne ist. Und ich müßte ihm wenigstens ein Dutzend Flaschen schicken, wenn ich ihm alles von meinem Vater, dem König, erzählen wollte und von seinem Rosengarten und von Jum-Jum und meinem schönen weißen Miramis und dem grausamen Ritter Kato im Lande Außerhalb. Nein, ich könnte niemals alles erzählen, was ich erlebt habe.

Schon am ersten Tag nahm mein Vater, der König, mich mit in seinen Rosengarten. Es war gegen Abend. Der Wind spielte in den Bäumen.

Als wir auf den Rosengarten zingingen, hörte ich eine wundersame Musik, die tönte, als ob tausend Glocken aus Glas auf einmal erklingen. Es klang nicht laut, aber voll. Das Herz begann zu zittern, wenn man es hörte.

»Hörst du meine Silberpappeln?« fragte mein Vater, der König. Er hielt mich an der Hand, während wir gingen. Tante Edla und Onkel Sixten hatten mich nie an der Hand gehalten. Niemand hatte mich jemals zuvor an der Hand gehalten. Und deshalb war es so wundervoll, hier zu gehen und meine Hand in der Hand meines Vaters, des Königs, zu spüren, obwohl ich ja eigentlich zu groß dafür war.

Der Rosengarten war von einer hohen Mauer umgeben. Mein Vater, der König, öffnete eine kleine Pforte, und wir gingen hinein.

Einmal vor langer Zeit durfte ich mit Benka zu ihrem Sommerhäuschen draußen auf Vaxholm fahren. Wir saßen auf einer Steinplatte am Wasser und angelten, gerade als

die Sonne untergehen wollte. Der Himmel war röt und das Wasser still. Es war die Zeit, in der die Rosenbüsche blühen. Ganz dicht hinter der Steinplatte standen sehr, sehr viele. Und weit drüben auf der anderen Seite der Bucht rief laut ein Kuckuck. Damals dachte ich, das sei das Schönste, was es auf der Welt gäbe. Nicht der Kuckuck natürlich, den ich ja nicht sah; aber sein Ruf machte, daß alles andere noch schöner aussah, als es sonst ausgesehen hätte. Ich sagte nichts davon zu Benka, sondern dachte die ganze Zeit still für mich: Das hier ist sicher das Schönste, was es auf der Welt gibt.



Aber damals hatte ich ja noch nicht meines Vaters, des Königs, Rosengarten gesehen. Ich hatte seine Rosen noch nicht gesehen, alle die schönen, schönen Rosen, die wie ein roter Wasserfall leuchteten, oder seine weißen Lilien, wenn sie sich im Winde wiegten. Ich hatte seine Pappeln noch

nicht gesehen, die silberne Blätter hatten und die so hoch in den Himmel ragten, daß in ihren Spitzen, wenn der Abend kam, Sterne brannten. Ich hatte seine weißen Vögel noch nicht gesehen, die durch den Rosengarten flogen, und nie zuvor hatte ich etwas gehört, was ihrem Gesang glich oder der Musik aus den Blättern der Silberpappeln. Niemand kann je etwas so Schönes gehört oder gesehen haben wie das, was ich in meines Vaters, des Königs, Rosengarten hörte und sah. Ganz still stand ich und drückte die Hand meines Vaters, des Königs. Ich wollte fühlen, daß er da war. Alles war so schön, daß man einfach nicht ertragen könnte, es allein zu erleben. Und mein Vater, der König, streichelte meine Wange und sagte: »Mio, mein Mio, freust du dich über meinen Rosengarten?« Ich konnte nicht antworten. Ich hatte ein ganz eigenartiges Gefühl. Fast, als ob ich traurig sei. Dabei war ich doch gar nicht traurig — ganz im Gegenteil.

Ich wollte meinem Vater, dem König, sagen, er müsse nicht glauben, ich sei traurig. Aber bevor ich noch sprechen konnte, sagte er:

»Es ist gut, daß du glücklich bist. Bleib glücklich, Mio, mein Mio.«

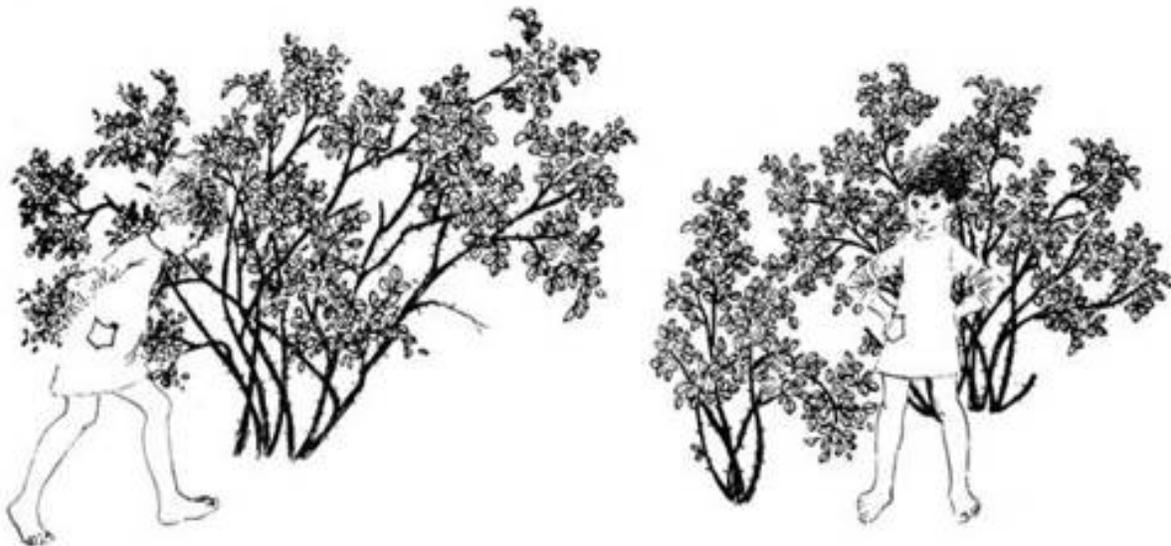
Dann ging er, um mit seinem Rosengärtner zu sprechen, der da stand und auf ihn wartete. Und ich lief allein umher und sah mich um. Ich war verwirrt von all dem Schönen und hatte ein Prickeln in mir, als wäre ich ganz mit Brauselimonade angefüllt. Meine Beine waren so froh und konnten nicht ruhig stehen, und meine Arme waren so stark geworden.

Ich wünschte, Benka wäre da, damit ich mich mit ihm prügeln könnte — nur zum Spaß natürlich. Ja, ich wünschte, Benka wäre da. Denn ich wollte jemand bei mir haben, der so alt war wie ich, mit dem ich all das teilen durfte. Aber Benka, der Ärmste, war sicher gerade jetzt im Tegnerpark, und es war windig und regnete wie gewöhnlich und war dunkel und düster. Und sicher wußte er um diese Zeit

schon, daß ich verschwunden war, und überlegte, wo ich wohl hingekommen sein konnte und ob er mich jemals wiedersehen würde.

Armer Benka! Wir haben viel Spaß zusammen gehabt, Benka und ich, und ich begann, mich nach ihm zu sehnen, wie ich so in meines Vaters, des Königs, Rosengarten umherging. Von all dem Alten, das nun vorbei war, war Benka das einzige, was mir fehlte. Es gab wirklich keinen anderen Menschen, den ich vermißt hätte. Vielleicht noch Tante Lundin, denn sie war immer gut zu mir gewesen. Aber am meisten dachte ich doch an Benka, und eine Weile ging ich still auf dem schmalen Weg im Rosengarten weiter und fühlte, wie das Prickeln wieder aus meinem Körper verschwand. Und ich war ein wenig traurig und ließ den Kopf hängen. Aber dann sah ich auf.

Und vor mir auf dem Weg stand... ja, fast dachte ich, es sei Benka. Aber er war es nicht. Es war Jum-Jum. Natürlich wußte ich nicht, daß es Jum-Jum war. Es war ein Junge. Er hatte das gleiche dunkle braune Haar und die gleichen braunen Augen wie Benka.



»Wer bist du?« fragte ich.

»Ich bin Jum-Jum«, sagte er.

Da bemerkte ich, daß er doch etwas anders aussah als Benka, irgendwie ernster und artiger. Benka ist auch artig, so ungefähr wie ich — so mittel, aber es kam doch manchmal vor, daß man aneinandergeriet und sich prügelte. Man konnte schon ab und zu wütend sein. Nachher wurde man natürlich wieder gut Freund. Aber mit Jum-Jum konnte man sich gewiß nie prügeln. Dafür sah er rundherum zu artig aus.

»Willst du wissen, wie ich heiße?« fragte ich. »Ich heiße Bosse... nein, ist ja wahr, Mio heiße ich!«

»Ich weiß schon, daß du Mio heißt«, sagte Jum-Jum. »Unser Herr, der König, hat Boten durch das ganze Land geschickt und allen verkünden lassen: Mio ist heimgekommen.«

Stellt euch vor: So glücklich war mein Vater, der König, daß er mich gefunden hatte! Er ließ es weit und breit allen sagen. Das war wohl ein klein wenig kindlich von ihm, aber ich wurde sehr froh, als ich es hörte.

»Hast du einen Vater, Jum-Jum?« fragte ich, und ich hoffte und wünschte, daß er einen hätte. Ich war selbst so lange ohne Vater gewesen, daß ich wußte, wie traurig das war.

»Gewiß habe ich einen Vater«, sagte Jum-Jum. »Der Rosengärtner ist mein Vater. Willst du mitkommen und dir ansehen, wo ich wohne?«

Das wollte ich. Und er lief vor mir her, den Weg entlang, bis zum äußersten Winkel des Rosengartens. Dort stand ein kleines weißes Haus mit einem Strohdach, ein Haus wie aus einem Märchen. Die Mauern und das Dach waren so unter Rosen versteckt, daß man vom Haus selbst kaum noch etwas sah. Die Fenster standen offen, und weiße Vögel flogen hinein und heraus, wie sie wollten. Vor dem Haus, am Giebel, standen eine Bank und ein Tisch und eine lange Reihe Bienenkörbe, und die Bienen schwirrten zwischen den Rosen umher. Und ringsum Rosen, Rosen. Und Pappeln und Weiden mit silbernen Blättern.



Jemand rief aus der Küche:

»Jum-Jum, hast du das Abendbrot vergessen?«

Es war Jum-Jums Mutter, die gerufen hatte. Sie trat heraus auf die Schwelle und stand dort und lachte. Und da sah ich, daß sie genauso aussah wie Tante Lundin, vielleicht etwas schöner. Sie hatte auch diese tiefen Grübchen in den runden Wangen wie Tante Lundin, und sie faßte mich beim Kinn, genau wie Tante Lundin damals, als sie sagte: »Leb wohl, leb wohl, Bo Vilhelm Olsson.« Aber Jum-Jums Mutter sagte: »Willkommen, willkommen, Mio! Willst du mit Jum-Jum zusammen Abendbrot essen?«

»Ja«, sagte ich, »sehr gern — wenn es nicht zuviel Mühe macht.« Sie sagte, es mache gar keine Mühe. Jum-Jum und ich setzten uns an den Tisch vor dem Haus. Seine Mutter brachte uns eine Schüssel mit kleinen Eierkuchen, und dazu

gab es Erdbeerkompott und Milch. Wir aßen, Jum-Jum und ich, bis wir beinah platzten, und sahen uns an und lachten. Ich war froh, daß es Jum-Jum gab. Einer von den weißen Vögeln kam herbeigeflogen und schnappte sich einen Eierkuchen von meinem Teller, und da lachten Jum-Jum und ich noch mehr. In diesem Moment kam mein Vater, der König, mit Jum-Jums Vater, dem Rosengärtner. Ich wurde plötzlich etwas ängstlich, denn mein Vater, der König, mochte es vielleicht ebensowenig wie Tante Edla und Onkel Sixten, wenn ich hier saß und aß und laut lachte. Ich wußte ja noch nicht, wie gut mein Vater, der König, war und wie er mich liebte und wie sehr er wünschte, daß ich lache.



Mein Vater, der König, blieb stehen, als er mich sah.  
»Hier sitzt du, Mio, mein Mio, und lachst?« fragte er.  
»Ja, verzeih mir«, sagte ich.

»Lach nur weiter, lach noch mehr«, sagte mein Vater, der König. Dann wandte er sich zum Rosengärtner und sagte etwas Merkwürdiges:

»Ich liebe den Gesang der Vögel. Ich liebe die Musik aus meinen Silberpappeln. Aber mehr noch liebe ich es, meinen Sohn im Rosengarten lachen zu hören.«

Da merkte ich zum erstenmal, daß ich niemals vor meinem Vater, dem König, Angst zu haben brauchte. Ich verstand: Was ich auch tun mochte, immer würde er mich mit diesen freundlichen Augen ansehen, so wie er mich jetzt ansah, als er da stand, eine Hand auf der Schulter seines Rosengärtners, während ihn die weißen Vögel umflatterten. Und als ich das verstanden hatte, wurde ich froher als je zuvor in meinem Leben. So froh war ich, daß ich ganz, ganz laut lachen mußte. Ich legte den Kopf nach hinten und lachte so laut, daß die Vögel beinah ängstlich wurden. Jum-Jum glaubte sicher, ich lache noch immer über den Vogel, der uns einen Eierkuchen gestohlen hatte. Auch Jum-Jum lachte lauter als zuvor.

Und nun lachten auch mein Vater, der König, und Jum-Jums Vater und Jum-Jums Mutter mit. Warum sie lachten, weiß ich nicht. Ich weiß nur, ich lachte meinem Vater, dem König, zuliebe.

Als Jum-Jum und ich gegessen hatten, liefen wir in den Rosengarten und schlugen Purzelbäume im Gras und spielten Verstecken hinter den Rosenbüschen. Viele Verstecke gab es dort, und wenn es im Tegnerpark und in seiner Nachbarschaft nur den zehnten Teil dieser Verstecke gäbe, könnten Benka und ich zufrieden sein. Ich meine, *Benka* könnte zufrieden sein. Ich selbst brauche wohl nie mehr nach einem Versteck im Tegnerpark zu suchen, und das ist gut so.

Es begann zu dunkeln. Wie ein weicher blauer Nebel legte es sich über den Rosengarten. Die weißen Vögel verstummten und suchten ihre Nester auf. Auch die Silberpappeln schwiegen. Ganz still wurde es im

Rosengarten. Nur in der Spitze der höchsten Silberpappel saß noch ein einsamer, großer schwarzer Vogel und sang. Er sang schöner als all die weißen Vögel vorher zusammen. Ich hatte das Gefühl, als sänge dieser Vogel nur für mich. Aber ich mochte ihn nicht hören, denn er sang, daß es weh tat.

»Jetzt kommt die Nacht«, sagte Jum-Jum. »Ich muß nach Hause gehen.«

»Nein, geh nicht«, sagte ich. »Ich möchte mit diesem wunderlichen Gesang nicht allein sein.«

Und ich zeigte hinauf zu dem schwarzen Vogel und fragte:

»Jum-Jum, wer ist er?«

»Das weiß ich nicht«, sagte Jum-Jum. »Ich nenne ihn Trauervogel. Nur weil er so schwarz ist. Vielleicht heißt er ganz anders.«

»Ich glaube, ich mag ihn nicht«, sagte ich.

»Ich mag ihn«, sagte Jum-Jum. »Trauervogel hat so gute Augen.« Dann sagte er noch: »Gute Nacht, Mio«, und lief davon. Doch nun kam mein Vater, der König. Er nahm meine Hand, und wir wanderten durch den Rosengarten nach Hause. Trauervogel sang weiter, aber jetzt, da ich meine Hand in der meines Vaters, des Königs, spürte, schmerzte mich sein Gesang nicht mehr, und ich wünschte, er möge weitersingen.

Bevor wir durch die Pforte gingen, sah ich noch, wie Trauervogel seine großen schwarzen Schwingen ausbreitete und dem Himmel entgegenflog. Und ich sah, daß dort oben am Himmel drei kleine Sterne schwach zu leuchten begannen.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## *Miramis*

Ich möchte wissen, was Benka wohl sagen würde, wenn er mein weißes Pferd mit der Goldmähne sehen könnte! Meinen Miramis mit den goldenen Hufen und der Mähne aus Gold!

Benka und ich hatten Pferde so gern. Nicht nur Benka und Tante Lundin waren meine Freunde, als ich noch in der Upplandsgatan wohnte. Ich hatte noch einen Freund. Ich habe ganz vergessen, davon zu erzählen. Er hieß Kalle Punt und war ein altes Brauereipferd. Ein paarmal in der Woche kam der Wagen von der Brauerei und brachte Bier für die Geschäfte in der Upplandsgatan. Meist kam er zeitig am Morgen, gerade wenn ich zur Schule mußte. Ich wartete dann auf Kalle Punt, nur um ein wenig mit ihm reden zu können. Er war ein so gutes altes Pferd, und ich bewahrte ihm Würfelzucker und Brotrinden auf. Benka tat das auch, denn auch Benka hatte Kalle Punt gern. Er sagte, Kalle Punt sei sein Pferd, und ich sagte, er wäre meins, und daher hatten wir manchmal einen kleinen Streit wegen Kalle Punt. Wenn Benka es nicht hören konnte, flüsterte ich Kalle Punt ins Ohr: »Du bist auf jeden Fall mein Pferd.« Und ich glaube, Kalle Punt verstand, was ich sagte, und war einverstanden damit.

Benka hatte seinen Vater und seine Mutter und alles mögliche, da hatte er doch ein Pferd nicht halb so nötig wie einer, der einsam war. Ich denke also, es war nur gerecht, wenn Kalle Punt ein wenig mehr mein Pferd war als Benkas. Wenn ich die Wahrheit sagen soll — natürlich war Kalle Punt gar nicht unser Pferd, sondern gehörte der Brauerei. Wir taten ja auch nur so, als gehöre er uns. Aber ich für meinen Teil wünschte es so stark, daß ich es fast glaubte.

Manchmal redete ich lange mit Kalle Punt und kam zu spät in die Schule. Wenn dann die Lehrerin fragte, warum ich zu spät käme, wußte ich nicht, was ich antworten sollte. Man konnte doch der Lehrerin nicht sagen, man habe auf der

Straße gestanden und sich mit einem alten Brauereipferd unterhalten.

Mitunter verspätete sich der Brauereiwagen, und ich mußte schnellstens zur Schule laufen, ohne Kalle Punt getroffen zu haben. Dann war ich wütend auf die Bummelei des Kutschers. Ich saß in der Schulbank und zerkrümelte die Zuckerstücke und die Brotrinden, die ich in der Hosentasche hatte, und sehnte mich nach Kalle Punt und dachte daran, daß es nun Tage dauern würde, bevor ich ihn wiedersehen konnte. Und dann sagte die Lehrerin: »Na, was sitzt denn der Bosse dort und seufzt? Wo hat er denn seine großen Schmerzen?«

Ich antwortete nicht darauf. Was hätte ich auch antworten sollen? Die Lehrerin hätte doch niemals verstanden, wie sehr ich Kalle Punt liebte.

Nun gehört er wohl Benka ganz allein, denke ich mir. Und das ist gut so. Es ist nur gut für Benka, daß er Kalle Punt hat — als Trost — jetzt, da ich weg bin. Ich habe ja meinen Miramis mit der Goldmähne.

Und so habe ich ihn bekommen:

Eines Abends, als wir Modellflugzeuge zusammensetzten und miteinander sprachen — wie es Benka und sein Vater immer tun — , erzählte ich meinem Vater, dem König, von Kalle Punt.

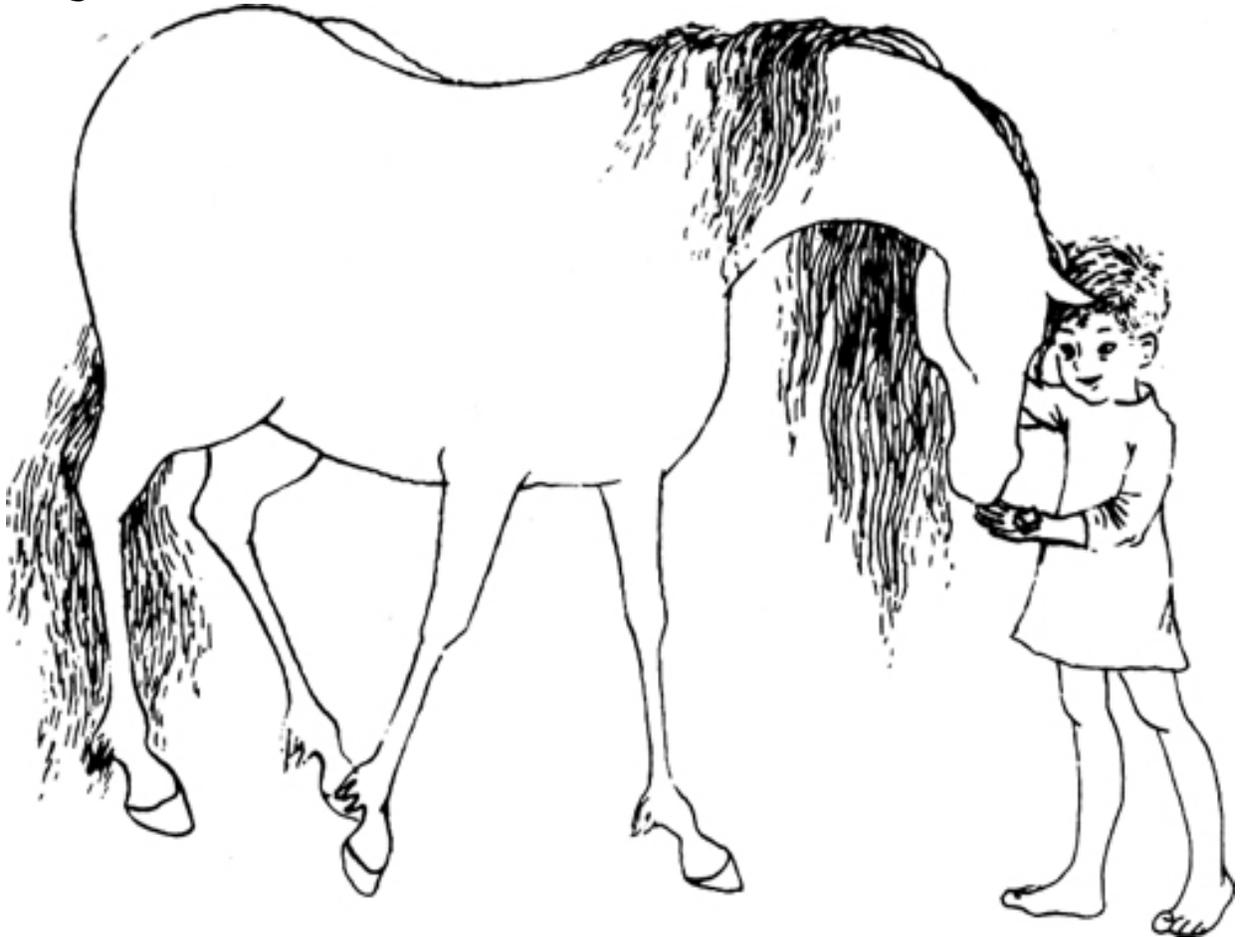
»Mio, mein Mio«, sagte mein Vater, der König, »du magst also Pferde gern?«

»Oh, ich mag sie schon«, sagte ich.

Es hörte sich vielleicht nicht an, als ob ich Pferde ganz besonders liebte, aber das war Absicht, damit mein Vater, der König, nicht dachte, daß mir bei ihm irgend etwas fehle.

Am nächsten Morgen, als ich hinunterkam in den Rosengarten, galoppierte mir ein weißes Pferd entgegen. Nie hatte ich jemals ein Pferd so galoppieren sehen. Die goldene Mähne flatterte, und die goldenen Hufe glänzten im Sonnenschein. Es kam in großen Sprüngen gerade auf mich zu, und es wieherte wilder, als ich je ein Pferd habe wiehern

hören. Ich bekam beinahe Angst und drückte mich an meinen Vater, den König. Er jedoch griff mit seiner starken Hand in die Goldmähne, und da stand das Pferd sofort still. Dann steckte es seine weiche Nase in meine Tasche, um zu fühlen, ob es dort etwas Zucker fände. Genau wie Kalle Punt es immer machte. Und ich hatte tatsächlich ein Stück Zucker. Nur aus alter Gewohnheit hatte ich es mir eingesteckt. Und das Pferd nahm den Zucker und fraß ihn.



»Dieses Pferd heißt Miramis«, sagte mein Vater, der König,  
»und es ist dein Pferd, Mio, mein Mio.«

O mein Miramis! Ich liebte ihn, als ich ihn nur sah. Es war sicher das schönste Pferd, das es auf der Welt gab, und gar nicht dem armen Kalle Punt ähnlich, der so alt und so müde war. Ich jedenfalls konnte keine Ähnlichkeit feststellen. Doch als Miramis den schönen Kopf hob und mich ansah, da

blickte ich in die gleichen Augen, wie sie Kalle Punt hatte. So treue, treue Augen — wie Pferde sie haben.

Ich war noch nie geritten. Aber jetzt hob mich mein Vater, der König, auf mein Pferd, auf Miramis.

»Ich weiß nicht, ich getraue mich nicht«, sagte ich.

»Mio, mein Mio«, sagte mein Vater, der König, »hast du denn keinen Mut?«

Und da nahm ich Miramis' Zügel und ritt durch den Rosengarten. Ich ritt unter den Silberpappeln entlang, und die silbernen Blätter fielen herunter auf mein Haar. Schneller ritt ich und schneller und schneller, und Miramis sprang über die höchsten Rosenhecken. Er sprang leicht und sicher — nur einmal streifte er die Hecke und riß einen Regen von Rosenblättern mit sich. Gerade kam Jum-Jum, und er konnte sehen, wie ich ritt. Er klatschte in die Hände und rief:

»Mio reitet auf Miramis, Mio reitet auf Miramis!«

Ich hielt Miramis an und fragte Jum-Jum, ob er auch reiten wolle. Das wollte er natürlich. Schnell kletterte er hinauf und setzte sich hinter mich. Und wir ritten hinaus auf die grünen Wiesen, die vor dem Rosengarten lagen.

Das Reich meines Vaters, des Königs, ist sehr groß. Das Land der Ferne ist das größte aller Reiche. Es zieht sich nach Osten und Westen, nach Norden und Süden. Die Insel, auf der mein Vater, der König, sein Schloß hat, heißt Insel der grünen Wiesen. Aber sie ist nur ein kleiner Teil vom Land der Ferne. Nur ein kleiner, kleiner Teil.

»Das Land auf der anderen Seite des Wassers und hinter den Bergen, das gehört auch unserm Herrn, dem König«, sagte Jum-Jum, als wir über die grünen Wiesen vor dem Rosengarten ritten. Ich dachte an Benka, als wir so im Sonnenschein dahinflogen. Der Ärmste, wenn er vielleicht jetzt gerade in der Upplandsgatan stand, da stand im Sprühregen und im Düstern, während ich hier umherritt auf der Insel der grünen Wiesen und glücklich war. Es war so schön hier. Das Gras war zart und grün, kleine Blumen

leuchteten überall, weiche, grüne Hügel wölbten sich, klare Bäche rieselten von den Hügeln, und wollige Lämmer weideten im Grase.



Dort ging ein Hirtenjunge und spielte auf einer kleinen Weidenflöte. Eine eigenartige Melodie spielte er, und es schien mir, als hätte ich sie früher schon einmal gehört, ich wußte nur nicht, wo. In der Upplandsgatan hatte ich sie nicht gehört, das war ganz sicher.

Wir hielten und sprachen mit dem Hirtenjungen. Er hieß Nonno. Ich bat ihn, mir eine Weile seine Flöte zu leihen. Er gab sie mir, und er lehrte mich, die eigenartige Melodie zu spielen. »Ich kann euch Flöten schneiden«, sagte Nonno. »Wenn ihr wollt, natürlich.«

Wir sagten, wir wollten sehr gern jeder eine Flöte haben. Ganz in der Nähe plätscherte ein Bach. Eine Weide reckte ihre Zweige über das Wasser. Nonno lief dorthin und schnitt

einen Zweig von der Weide. Und Jum-Jum und ich saßen am Bach und planschten mit den Füßen im Wasser, während Nonno uns Flöten schnitzte. Auch Jum-Jum lernte diese eigenartige Melodie spielen. Nonno sagte, es sei eine alte Melodie, die schon in der Welt gewesen sei, bevor es andere Melodien gegeben habe. Vor tausend und abertausend Jahren schon hätten die Hirten sie draußen auf den Wiesen gespielt.



Wir dankten ihm für die Flöten und dafür, daß er uns die alte Melodie gelehrt hatte. Dann stiegen wir wieder auf Miramis und ritten weiter. Und wir hörten Nonno auf seiner Flöte spielen, bis die Melodie leiser und leiser und immer leiser wurde.

»Wir wollen gut auf unsere Flöten achten«, sagte ich zu Jum-Jum. »Und sollten wir uns einmal verlieren, dann wollen wir diese Melodie spielen.«

Jum-Jum hatte sich fest an mich geklammert, um nicht vom Pferd zu fallen. Er lehnte seinen Kopf an meinen Rücken und sagte: »Ja, Mio, wir wollen auf unsere Flöten achten. Und wenn du mich auf meiner Flöte spielen hörst, dann weißt du, daß ich dich rufe.«

»Ja«, sagte ich, »und wenn *du* mich diese Melodie spielen hörst, dann weißt auch du, daß *ich* dich rufe.«

»Ja«, sagte Jum-Jum und hielt mich fest. Und ich dachte: Er ist mein bester Freund. Neben meinem Vater, dem König, natürlich. Meinen Vater, den König, liebte ich mehr als alle anderen auf der Welt. Aber Jum-Jum war ein Junge wie ich, und er war jetzt mein bester Freund, jetzt, da ich Benka nicht mehr treffen konnte. Denkt nur, ich hatte meinen Vater, den König, und Jum-Jum und Miramis, und ich ritt über grüne Wiesen und Hügel, schneller als der Wind. Es war nicht verwunderlich, daß ich glücklich war.

»Wie kommt man in das Land auf der anderen Seite des Wassers und hinter den Bergen?« fragte ich.

»Über die Brücke des Morgenlichts«, sagte Jum-Jum.

»Wo ist die Brücke des Morgenlichts?« fragte ich.

»Bald werden wir sie sehen«, sagte Jum-Jum.

Und dann sahen wir sie. Es war eine Brücke, so hoch und so lang, daß man nicht sah, wo sie zu Ende war. Sie glänzte in der Morgensonne, und sie sah aus, als wäre sie aus goldenen Strahlen erbaut.

»Es ist die längste Brücke der Welt«, sagte Jum-Jum. »Sie verbindet die Insel der grünen Wiesen mit dem Land auf der anderen Seite des Wassers. Aber zur Nacht läßt unser Herr,

der König, sie einziehen, damit wir auf der Insel der grünen Wiesen in Ruhe schlafen können.«

»Warum das?« fragte ich. »Wer könnte denn nachts über die Brücke kommen?«

»Ritter Kato«, sagte Jum-Jum.

Und als er das sagte, zog es wie ein kalter Wind durch die Luft, und Miramis begann zu zittern.

Es war das erstemal, daß ich Ritter Katos Namen hörte. Ich sprach ihn laut vor mich hin. »Ritter Kato«, sagte ich. Ich fror, als ich das sagte.

»Der grausame Ritter Kato«, sagte Jum-Jum.

Miramis wieherte auf, und es klang wie ein Schrei. Und dann sprachen wir nicht mehr von Ritter Kato.

Gern wäre ich über die Brücke des Morgenlichts geritten, aber zuerst wollte ich meinen Vater, den König, um Erlaubnis bitten. Deshalb kehrten wir zum Rosengarten zurück und ritten an diesem Tage nicht mehr. Wir halfen einander, Miramis zu striegeln, und kämmten ihm die Goldmähne und streichelten ihn und gaben ihm Würfelzucker und Brotrinden, die wir von Jum-Jums Mutter bekommen hatten.

Danach bauten Jum-Jum und ich uns im Rosengarten eine Hütte, und wir saßen in der Hütte und aßen. Wir aßen ganz dünne Eierkuchen mit viel Zucker darauf. Nichts schmeckt mir besser! Benkas Mutter machte sie immer so, und ich durfte manchmal mitessen. Aber die Eierkuchen hier, die Jum-Jums Mutter gebacken hatte, waren noch viel, viel besser.

Es machte großen Spaß, eine Hütte zu bauen. Ich hatte mir immer gewünscht, daß ich das tun dürfte. Benka hatte mir oft erzählt, wie er Hütten baute, draußen bei ihrem Sommerhäusche'n auf Vaxholm. Ich wünschte wirklich, daß ich an ihn schreiben könnte, um ihm von unserer Hütte zu erzählen. Von Jum-Jums und meiner. »Junge, Junge, was habe ich für eine großartige Hütte gebaut«, würde ich

schreiben. »Junge, Junge, was habe ich doch für eine Hütte  
gebaut hier im Land der Ferne.«

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

*Kümmern sich die Sterne darum,  
wenn man für sie Musik macht?*

Am nächsten Tag ritten wir wieder zu Nonno. Zuerst fanden wir ihn nicht. Aber endlich hörten wir hinter einem Hügel seine Flöte. Und dort saß er und spielte sich selbst etwas vor, während um ihn seine Schafe grasten. Als er uns sah, nahm er die Flöte von den Lippen, spuckte ein wenig, lachte und sagte: »Seid ihr wieder da?«

Man konnte ihm ansehen, wie sehr er sich freute, weil wir wiedergekommen waren. Wir holten unsere Flöten hervor, und dann spielten wir drei zusammen. Die Melodien wurden immer schöner, und ich wunderte mich, daß wir so herrliche Weisen erfinden konnten.

»Wie schade, daß hier niemand ist, der hören kann, wie gut wir spielen«, sagte ich.

»Das Gras hört uns«, sagte Nonno. »Und die Blumen und die Winde und die Bäume hören, wie wir spielen, und die Weiden, die sich über die Bäche neigen.«

»Tun sie das?« fragte ich. »Mögen sie es denn?«

»Ja, sie mögen es sehr«, sagte Nonno.

Wir spielten eine lange Zeit für Gras und Blumen und Winde und Bäume. Und doch fand ich es schade, daß kein Mensch da war, der uns hören konnte. Und wie ich das denke, sagt doch Nonno:

»Wir können nach Hause gehen und meiner Großmutter etwas Vorspielen, wenn du willst. Meiner Großmutter, bei der ich wohne.«

»Wohnt sie weit weg?« fragte ich.

»Ja, aber der Weg wird kürzer, wenn wir beim Gehen Musik machen«, sagte Nonno.

»Ja, ja, der Weg wird nicht lang! Wir müssen nur beim Gehen spielen«, sagte Jum-Jum. Er wollte gern zu Nonnos Großmutter nach Hause gehen, und das wollte ich auch.

In den Märchen gibt es immer alte freundliche Großmütter.

Aber eine echte lebende Großmutter hatte ich noch nie gesehen, obwohl es doch sicher recht viele gibt. Aber eine gesehen — nein, das hatte ich nie, und deshalb dachte ich, es müßte wunderbar sein, wenn wir hingingen und Nonnos Großmutter besuchten. Wir mußten Nonnos Lämmer und Schafe alle mitnehmen. Und Miramis. Eine richtige Karawane wurden wir. An der Spitze gingen Jum-Jum und Nonno und ich, dann folgten alle Schafe und Lämmer und als letzter Miramis. Er trottete langsam, beinah wie Kalle Punt. Wir zogen über die Hügel und bliesen auf den Flöten, während wir gingen. Die Lämmchen wunderten sich gewiß, aber sicher fanden sie es lustig, denn sie sprangen die ganze Zeit munter blökend um uns herum.



Als wir viele Stunden über die Hügel gewandert waren, kamen wir zu Nonnos Haus. Das war auch so ein Haus, wie man es in den Märchen findet, ein kleines, drolliges Haus unter einem Strohdach, und davor blühte es von Flieder und Jasmin.

»Seid jetzt still, wir wollen Großmutter überraschen«, sagte Nonno. Ein Fenster stand offen, und man konnte hören, wie im Hause jemand beschäftigt war. Wir stellten uns in einer Reihe vor das Fenster, Nonno und Jum-Jum und ich.

»Jetzt fangen wir an«, sagte Nonno. »Eins, zwei drei.«

Da legten wir los und spielten eine so lustige Melodie, daß die Lämmlein tanzen und springen mußten. Und an das

offene Fenster kam eine alte Frau, die sehr freundlich aussah. Es war Nonnos Großmutter. Sie schlug die Hände zusammen und sagte: »Nein, welch eine schöne Musik!«

Wir spielten ihr lange vor, und sie blieb die ganze Zeit am Fenster stehen und hörte uns zu. Sie war sehr alt und sah schon etwas sagenhaft aus, obwohl sie doch nur eine richtige lebendige Großmutter war.

Nachher gingen wir ins Haus. Nonnos Großmutter fragte uns, ob wir Hunger hätten. Und wir hatten Hunger. Deshalb holte sie einen Laib Brot hervor, schnitt davon dicke Scheiben herunter und gab sie uns. Es war braunes, knuspriges Brot, und es war so gutes Brot, wie ich es noch nie in meinem Leben gegessen hatte.

»Oh, wie schmeckt es gut«, sagte ich zu Nonno. »Was ist das für Brot?«

»Ich weiß nicht, ob es besonderes Brot ist«, sagte Nonno.

»Wir nennen es das Brot, das Hunger stillt.«

Auch Miramis wollte etwas zu essen haben. Er kam und steckte den Kopf zum offenen Fenster herein und wieherte leise. Wir lachten über ihn, weil es lustig aussah. Nonnos Großmutter streichelte Miramis' Nase, und er bekam auch von dem guten Brot.



Danach war ich durstig, und als ich das zu Nonno sagte, meinte er: »Komm mit!«

Er ging mit uns in den Garten. Dort sprudelte eine klare Quelle. Nonno tauchte einen Holzkübel in die Quelle und schöpfte Wasser. Und wir tranken aus dem vollen Kübel. Es war so kühles und gutes Wasser, wie ich es noch nie in meinem Leben getrunken hatte.

»Oh, wie war das gut«, sagte ich zu Nonno. »Was ist das für eine Quelle?«

»Ich weiß nicht, ob es eine besondere Quelle ist«, sagte Nonno. »Wir nennen sie die Quelle, die Durst löscht.«

Miramis war auch durstig, und wir gaben ihm Wasser zu trinken und tränkten auch die Lämmer und Schafe.

Bald mußte Nonno mit seinen Schafen zur Weide zwischen den Hügeln zurückwandern. Er bat seine Großmutter, ihm seinen Mantel zu geben. Den brauchte er, um sich darin einzuwickeln, wenn er nachts draußen zwischen seinen Schafen schlief. Sie gab ihm einen braunen Mantel. Ich fand, Nonno konnte froh sein, daß er draußen auf der Erde schlafen durfte. Ich hatte es noch nie getan. Benka und seine Eltern sind manchmal mit den Rädern unterwegs und zelten. Sie schlagen ihr Lager an einem Waldrand auf und haben Schlafsäcke mitgenommen, in denen sie nachts liegen. Benka meinte immer, es sei das Lustigste, was er kenne, und ich glaube ihm das auch.

»Dürfte ich doch auch einmal eine ganze Nacht im Freien bleiben!« sagte ich zu Nonno.

»Das darfst du doch«, sagte Nonno. »Komm mit!«

»Nein«, sagte ich. »Mein Vater, der König, wird unruhig, wenn ich nicht nach Hause komme.«

»Ich kann ja zu unserem Herrn, dem König, gehen und ihm sagen, daß du heute nacht draußen auf der Erde schläfst«, sagte Nonnos Großmutter.

»Und zu meinem Vater auch?« fragte Jum-Jum.

»Zum Rosengärtner auch.« Nonnos Großmutter nickte.



Darüber wurden wir so froh, Jum-Jum und ich, daß wir höher hüpfen und sprangen als die Lämmchen. Aber Nonnos Großmutter zeigte auf unsere kurzen weißen Kittel und sagte: »Wenn der Tau fällt, werdet ihr frieren.«

Und plötzlich sah sie ganz traurig aus und sagte mit einer sehr leisen Stimme:

»Ich habe noch zwei Mäntel.«

Sie ging zu einer alten Truhe, die in einer Ecke der Stube stand, und holte zwei Mäntel hervor, einen roten und einen

blauen.

»Die Mäntel meiner Brüder«, sagte Nonno. Auch er sah traurig aus.

»Wo sind deine Brüder?« fragte ich.

»Ritter Kato«, flüsterte Nonno, »der grausame Ritter Kato hat sie geraubt.«

Noch während er das sagte, wieherte Miramis draußen laut auf, als hätte ihn jemand gepeitscht. Jedes Lämmchen sprang ängstlich zu seiner Mutter, und alle Schafe blökten, als sei ihre letzte Stunde gekommen.

Nonnos Großmutter gab mir den roten Mantel und Jum-Jum den blauen. Sie gab Nonno einen Laib von dem Brot, das Hunger stillt, und einen Krug mit Wasser aus der Quelle, die Durst löscht, und dann wanderten wir über die Hügel wieder denselben Weg zurück, den wir gekommen waren.



Ich war traurig über das, was mit Nonnos Brüdern geschehen war; aber ich konnte es nicht lassen, froh darüber zu sein, daß ich im Freien schlafen durfte.

Als wir zu dem Hügel kamen bei jener Weide, die sich über den Bach neigt, hielten wir an, und Nonno sagte, wir wollten hier unser Lager für die Nacht aufschlagen.

Und das taten wir. Wir zündeten ein Feuer an, ein großes, warmes, herrliches Feuer. Wir setzten uns um das Feuer und aßen von dem Brot, das Hunger stillt, und tranken von dem Wasser aus der Quelle, die Durst löscht. Der Tau fiel, und die Dunkelheit kam, aber das machte nichts, denn am Feuer war es warm und hell. Wir wickelten die Mäntel um uns und legten uns dicht ans Feuer, und um uns her schliefen die Schafe und Lämmer, und Miramis graste in der

Nähe. Wir lagen da und hörten den Wind durch das Gras gehen und sahen Feuer, die in der Ferne angezündet wurden. Viele, viele Feuer leuchteten durch die Nacht, denn es gab viele, viele Hirten auf der Insel der grünen Wiesen. Und aus der Dunkelheit hörten wir jene alte Melodie, von der Nonno gesagt hatte, daß die Hirten sie schon vor tausend und abertausend Jahren gespielt hätten. Ja, wir lagen da und sahen die Feuer und hörten die alte Melodie. Sie kam zu uns von einem Hirten, den wir nicht kannten, aber er spielte für uns durch die Nacht. Und es war, als ob diese Melodie gerade von mir etwas Besonderes wollte.

Am Himmel leuchteten die Sterne so groß und hell, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Ich lag im Gras und sah sie an. Ich drehte mich auf den Rücken und hatte es warm in meinem roten Mantel und sah die Sterne an. Ich mußte daran denken, daß wir für das Gras musiziert hatten und für die Blumen und die Winde und die Bäume, und Nonno hatte gesagt, sie hätten es gern. Aber wir hatten nicht für die Sterne gespielt. Kümmern sich die Sterne darum, wenn man für sie Musik macht? Wenn ich das nur wüßte! Ich fragte Nonno, und er sagte, er glaube es. Und wir setzten uns auf, holten unsere Flöten hervor und spielten auch den Sternen noch ein kleines Lied.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## *Der Brunnen, der am Abend raunt*

Das Land auf der anderen Seite des Wassers und hinter den Bergen hatte ich noch nicht gesehen. Aber als ich eines Tages mit meinem Vater, dem König, im Rosengarten spazierenging, fragte ich ihn, ob ich über die Brücke des Morgenlichts reiten dürfe. Mein Vater, der König, blieb stehen und nahm mein Gesicht zwischen seine beiden Hände. Er sah mich an, sehr freundlich und sehr ernst.

»Mio, mein Mio«, sagte er, »du darfst in meinem Reich überall hingehen, wohin du willst. Du darfst auf der Insel der grünen Wiesen spielen oder in das Land auf der anderen Seite des Wassers und hinter den Bergen reiten, ganz wie du willst. Du darfst reiten, soweit dich Miramis trägt, nach Osten und Westen und Süden und Norden. Nur eines mußt du wissen: Es gibt etwas, das heißt das Land Außerhalb.«

»Das Land Außerhalb?« fragte ich. »Wer wohnt dort?«

»Ritter Kato«, sagte mein Vater, der König, und es legte sich wie ein Schatten über sein Gesicht, »der grausame Ritter Kato.« Kaum hatte er diesen Namen ausgesprochen, da war es, als zöge etwas Böses und Gefährliches durch den Rosengarten.

Die weißen Vögel flohen in ihre Nester. Trauervogel schrie gellend und schlug mit seinen großen schwarzen Schwingen. Und zu dieser Stunde verwelkten viele Rosen.

»Mio, mein Mio«, sagte mein Vater, der König, »du bist das Liebste, was ich habe, und das Herz wird mir schwer, wenn ich an Ritter Kato denke.«

Da brauste es in den Silberpappeln, als ginge ein Sturm über sie hinweg. Viele Blätter fielen zu Boden, und während sie fielen, war es, als weine jemand. Ich hatte Angst vor Ritter Kato, große, große Angst.

Aber ich sagte zu meinem Vater, dem König:

»Wenn dir das Herz schwer wird, dann denk nicht mehr an ihn.« Mein Vater, der König, nickte und nahm meine Hand.

»Du hast recht«, sagte er. »Eine kurze Zeit noch will ich es lassen, an Ritter Kato zu denken. Eine kurze Zeit noch sollst du Flöte spielen und im Rosengarten Hütten bauen.«

Dann gingen wir weiter, um Jum-Jum zu suchen.

Mein Vater, der König, hatte zwar viel zu regieren in seinem großen Reich, aber für mich hatte er immer Zeit. Er sagte nie zu mir: »Scher dich weg, ich habe jetzt keine Zeit«, sondern er war gern mit mir zusammen. Jeden Morgen ging er mit mir in den Rosengarten. Er zeigte mir, wo die Vögel ihre Nester gebaut hatten, und sah sich unsere Hütte an und lehrte mich, wie ich auf Miramis reiten sollte, und sprach mit mir und Jum-Jum über alles. Gerade das gefiel mir so — daß er auch mit Jum-Jum sprach. Genau wie es Benkas Vater mit mir getan hatte. Es war immer schön gewesen, wenn Benkas Vater mit mir sprach, und Benka hatte dann so zufrieden ausgesehen, als wenn er dachte: Gewiß ist es mein Vater, aber es gefällt mir, daß er auch mit dir spricht. Und dasselbe empfand ich, wenn mein Vater, der König, mit Jum-Jum sprach.

Dennoch war es gut, daß Jum-Jum und ich immer so lange im Land umherritten. Wie hätte mein Vater, der König, sonst Zeit gefunden, sein großes Reich zu lenken und zu regieren? Wären wir nicht oft den ganzen langen Tag fort gewesen, sicher wäre mein Vater, der König, bei uns geblieben und hätte mit uns gespielt und geredet, statt zu tun, was er tun mußte. Es war also nur gut, daß ich Jum-Jum und Miramis hatte.

Oh, mein Miramis! Wie bin ich auf seinem Rücken durch das Land geritten! Mein Miramis, der mich das erstemal über die Brücke des Morgenlichts trug. Ich werde es nie vergessen. Es war in der Morgendämmerung. Das weiche Gras war feucht vom Tau, und Miramis' goldene Hufe wurden naß, doch das machte nichts. Wir waren ein wenig schläfrig, Jum-Jum und ich, weil wir so zeitig aufgestanden

waren, aber sobald wir über die Wiesen ritten und die Luft kühl und frisch und angenehm im Gesicht spürten, wurden wir ganz wach. Als die Sonne aufging, erreichten wir die Brücke des Morgenlichts, die gerade von den Brückenwächtern für den Tag ausgeschwenkt wurde. Wir ritten auf die Brücke, und wir schienen auf Goldstrahlen und Licht zu reiten. Hoch, hoch über das Wasser wölbte sich die Brücke, die höchste und längste Brücke der Welt. Wenn man hinuntersah, wurde einem beinahe schwindlig. Miramis' goldene Mähne glänzte in der Sonne.

Schneller, schneller und schneller lief er, höher, höher und höher kamen wir auf die Brücke. Miramis' Hufe donnerten wie Gewitter. Es war herrlich, herrlich, das alles, und bald sollte ich das Land auf der anderen Seite des Wassers sehen, bald, bald. »Jum-Jum«, rief ich, »Jum-Jum, bist du nicht glücklich, ist es nicht wundervoll...«

Da sah ich, was geschehen würde.

Etwas Entsetzliches mußte geschehen. Miramis galoppierte genau auf den Abgrund zu. Die Brücke hörte auf. Mitten in der Luft hörte sie auf. Die Brückenwächter hatten sie nicht ordentlich ausgeschwenkt. Die Brücke reichte nicht bis zum Land auf der anderen Seite des Wassers. Ein unendlicher Abgrund gähnte, ein Abgrund ohne Brücke, eine grundlose Tiefe. Noch nie zuvor war ich so voller Angst gewesen. Ich wollte nach Jum-Jum schreien, aber ich konnte nicht. Ich zerrte an Miramis' Zügeln und versuchte, ihn anzuhalten, aber er gehorchte mir nicht. Er wieherte wild und galoppierte weiter, geradewegs in den Tod, und seine Hufe donnerten. Meine Angst war groß. Bald würden wir in diesen Abgrund rasen, bald würde ich nicht mehr Miramis' Hufe hören, sondern nur noch einen Schrei, wenn er mit flatternder Goldmähne in die Tiefe stürzte. Ich schloß die Augen und dachte an meinen Vater, den König. Miramis' Hufe donnerten wie Gewitter.

Plötzlich donnerten sie nicht mehr. Zwar hörte ich sie noch immer, doch der Klang war anders geworden: gedämpft

und hohl, als ob Miramis auf etwas Weichem galoppierte. Ich öffnete die Augen und sah — ich sah, ja, da sah ich: Miramis galoppierte *in der Luft*. Oh, mein Miramis mit den goldenen Hufen und der goldenen Mähne! Er bewegte sich in der Luft genauso leicht wie auf der Erde. Er konnte über die Wolken laufen und über Sterne springen, wenn er wollte.



Niemand hat ein solches Pferd wie ich. Und niemand kann nachfühlen, wie es ist, auf seinem Rücken sitzend gleichsam durch die Luft zu fließen und das Land auf der anderen Seite des Wassers unten, weit unten im Sonnenschein liegen zu sehen. »Jum-Jum«, rief ich, »Jum-Jum, Miramis kann auf den Wolken galoppieren!«

»Wußtest du das nicht?« fragte Jum-Jum, als sei es gar nichts Besonderes.

»Nein«, sagte ich, »woher sollte ich es wissen?«

Da lachte Jum-Jum.

»Du weißt so wenig, Mio«, sagte er.

Lange Zeit ritten wir dort oben umher. Miramis sprang über die kleinen weißen Wolken, und es war spannend und lustig. Aber schließlich wollten wir landen. Miramis senkte sich langsam zur Erde. Dann stand er still, und wir waren im Land auf der anderen Seite des Wassers.

»Hier ist eine grüne Wiese für deinen Miramis mit der goldenen Mähne«, sagte Jum-Jum. »Laß ihn hier grasen, während wir weitergehen und Jiri guten Tag sagen.«

»Wer ist Jiri?« fragte ich.

»Du wirst es schon sehen«, sagte Jum-Jum. »Jiri und seine Geschwister wohnen gleich hier in der Nähe.«

Er nahm mich an der Hand und führte mich zu einem Haus. Es war ein kleines weißes Haus mit einem Strohdach, gerade so ein Haus, wie man es aus den Märchen kennt. Man kann nicht erklären, warum ein Haus aussieht wie aus einem Märchen. Liegt es an der Luft, liegt es an den alten Bäumen, zwischen denen es steht, oder liegt es an den Blumen ringsumher, die so duften, wie es nur im Märchen duftet, oder liegt es vielleicht an irgend etwas ganz anderem? Im Hof vor Jiris Haus stand ein alter runder Brunnen. Ich glaube beinah, es war der Brunnen, der machte, daß Jiris Haus aussah wie ein Haus aus einem Märchen. Denn heutzutage gibt es ja diese alten Brunnen nicht mehr; jedenfalls hatte ich vorher niemals einen gesehen.

Fünf Kinder saßen um den Brunnen. Das größte unter ihnen war ein Junge. Er winkte uns herbei und lachte übers ganze Gesicht. »Ich habe euch kommen sehen«, sagte er.

»Ein schönes Pferd habt ihr.«

»Es heißt Miramis«, sagte ich. »Und das hier ist Jum-Jum. Ich heiße Mio.«

»Ich weiß«, sagte der Junge. »Ich heiße Jiri, und das sind meine Geschwister.«

Er sah freundlich und vergnügt aus und seine Geschwister auch, beinah, als freuten sie sich, daß wir gekommen waren.

In der Upplandsgatan war es niemals so. Dort knurrten die Jungen gleich wie Wölfe, wenn man nur in ihre Nähe kam, jedenfalls wenn man nicht näher mit ihnen bekannt war. Es gab immer jemanden, gegen den sie häßlich sein mußten, der nicht dabeisein und mitspielen durfte. Und das war fast immer ich. Benka war der einzige, der mit mir spielen wollte. Es gab da einen großen Jungen, der hieß Janne. Ich hatte ihm nie etwas getan, aber wenn er mich nur sah, sagte er: »Hau ab oder ich kleb dir eine, daß du wegschwimmst!« Und dann versuchte ich gar nicht erst mitzuspielen — Verstecken oder was es nun war. Die anderen alle hielten zu Janne und redeten ebenso wie er, denn Janne war groß und stark. Kennt man nur solche wie Janne, so ist man ganz verwundert, wenn man Kinder wie Jiri oder Jum-Jum oder Nonno oder Jiris Schwestern und Brüder trifft, die immer freundlich sind. Jum-Jum und ich setzten uns neben Jiri auf den Brunnenrand. Ich sah in den Brunnen hinunter. Er war so tief, daß man keinen Grund sah.



»Wie holt ihr hier das Wasser herauf?« fragte ich.

»Wir holen gar kein Wasser herauf«, sagte Jiri. »Das hier ist kein Wasserbrunnen.«

»Was ist es dann für ein Brunnen?« fragte ich.

»Wir nennen ihn den Brunnen, der am Abend raunt«, sagte Jiri.

»Warum das?« fragte ich.

»Warte bis zum Abend, dann wirst du es verstehen«, sagte Jiri.

Den ganzen Tag blieben wir bei Jiri und seinen Geschwistern und spielten unter den alten Bäumen. Und als wir hungrig wurden, lief Jiris Schwester Minonna-Nell in die Küche und holte uns Brot. Das war auch solch Brot, das Hunger stillt, und es schmeckte mir genauso gut wie bei Nonnos Großmutter.

Im Gras unter den Bäumen fand ich einen kleinen silbernen Löffel. Ich zeigte ihn Jiri. Da wurde er traurig.

»Der Löffel unserer Schwester«, sagte er. »Mio hat den Löffel unserer Schwester gefunden!« rief er seinen Geschwistern zu.

»Wo ist deine Schwester?« fragte ich ihn.

»Ritter Kato«, sagte Jiri, »der grausame Ritter Kato hat sie geraubt.«

Als er den Namen aussprach, wurde um uns her die Luft kalt wie Eis. Die große Sonnenblume, die im Garten stand, welkte und starb, und viele, viele Schmetterlinge verloren ihre Flügel und konnten nicht mehr fliegen. Und ich hatte Angst vor Ritter Kato, große, große Angst.

Ich wollte Jiri den kleinen silbernen Löffel geben, aber er sagte: »Du darfst den Löffel unserer Schwester behalten. Sie braucht ihn nie mehr, und du hast ihn ja gefunden.«

Seine kleinen Geschwister weinten, als sie hörten, daß ihre Schwester nie mehr einen Löffel brauchte. Doch nachher fingen wir wieder an zu spielen und dachten nicht mehr an das, was traurig war. Den Löffel steckte ich in die Tasche und hatte ihn bald vergessen.

Während wir noch spielten, sehnte ich den Abend herbei, denn ich wollte gern mehr über diesen seltsamen Brunnen erfahren. Endlich verging der Tag, und es begann zu dunkeln.

Jiri und seine Geschwister sahen sich ganz merkwürdig an, und Jiri sagte:

»Jetzt!«

Sie liefen alle zum Brunnen und setzten sich auf den Brunnenrand. Jum-Jum und ich setzten uns neben sie.

»Seid ganz leise«, sagte Jiri.

Ganz still saßen wir da und warteten. Es wurde noch etwas dunkler zwischen den alten Bäumen, und Jiris Haus sah noch mehr nach einem Haus aus einem Märchen aus. Dort stand es in einem grauen, wunderlichen Dunkel, keinem ganz schwarzen Dunkel, denn es war noch immer die Dämmerstunde. Etwas Graues, Wunderliches und Altes lag

über dem Haus und über den Bäumen, aber vor allem lag es über dem Brunnen, auf dessen Rand wir erwartungsvoll im Kreise saßen.

»Seid ganz leise«, flüsterte Jiri, obwohl wir schon eine Weile überhaupt nichts gesagt hatten. Und weiter saßen wir still, und es wurde noch etwas dunkler und grauer zwischen den Bäumen, und ich vernahm keinen Laut mehr in diesem völligen Schweigen. Aber dann, dann hörte ich etwas. Ja, ich hörte etwas. Ich hörte, wie es unten im Brunnen zu raunen begann. Tief, tief dort unten begann es zu flüstern und zu murmeln. Es war eine wundersame Stimme, und sie glich keiner anderen Stimme.

*Und die Stimme raunte Märchen, Märchen, die keinem anderen Märchen glichen und die noch schöner waren als alle Märchen, die ich kannte.*

Es gibt fast nichts, was ich mehr liebe als Märchen, und ich beugte mich weit über den Brunnenrand, um mehr und mehr von dem zu hören, was die Stimme raunte. Manchmal sang die Stimme, und es war ein seltsamer und schöner Gesang, der aus dem Brunnen emporstieg.

»Was ist das nur für ein wunderlicher Brunnen?« fragte ich Jiri leise.

»Ein Brunnen voll von Märchen und Liedern. Das ist alles, was ich weiß«, sagte Jiri. »Ein Brunnen, voll von Märchen und Liedern, die vor langer Zeit einmal in der Welt waren und die längst vergessen sind. Und nur dieser Brunnen, der am Abend raunt, er kennt sie noch alle.«

Wie lange wir dort saßen, weiß ich nicht. Zwischen den Bäumen wurde es dunkler und dunkler, und die Stimme aus dem Brunnen wurde schwächer und schwächer. Und schließlich hörten wir sie nicht mehr.



Auf der grünen Wiese drüben wieherte Miramis. Sicher wollte er mich daran erinnern, daß es Zeit sei, zu meinem Vater, dem König, zurückzukehren.

»Leb wohl, Jiri, leb wohl, Minonna-Nell, alle zusammen lebt wohl!« sagte ich.

»Leb wohl, Mio, leb wohl, Jum-Jum«, sagte Jiri. »Kommt bald wieder.«

»Ja, wir kommen bald wieder«, sagte ich.

Wir holten Miramis und kletterten auf seinen Rücken, und heimwärts ging es in vollem Galopp. Es war nicht mehr so dunkel, denn der Mond war am Himmel aufgestiegen und beleuchtete die grünen Wiesen und die stillen Bäume. Sie glänzten wie Silber, genau wie die Pappeln zu Hause in meines Vaters, des Königs, Rosengarten.

Wir kamen zur Brücke des Morgenlichts, aber ich erkannte sie fast nicht wieder. Sie war völlig anders. Sie schien jetzt aus Silberstrahlen gebaut zu sein.

»Am Abend hat sie einen anderen Namen«, sagte Jum-Jum, als wir auf die Brücke ritten.

»Wie heißt sie am Abend?« fragte ich.

»Brücke des Mondlichts«, sagte Jum-Jum.

Wir ritten über die Brücke des Mondlichts, die bald von den Wächtern eingezogen werden sollte, und wir sahen die Lagerfeuer der Hirten auf der Insel der grünen Wiesen wie kleine Flammen weit, weit in der Ferne. Überall in der Welt war es still, ganz still, und man hörte nur die Hufe von Miramis, die auf der Brücke dröhnten. Seine Goldmähne hatte sich in eine Silbermähne verwandelt, und Miramis sah nun im Mondschein fast aus wie ein Gespensterpferd.

Ich mußte an den Brunnen denken, der am Abend raunt, und an all die Märchen, die ich gehört hatte. Eines hatte mir besonders gefallen. Das begann:

Es war einmal ein Königssohn, der ritt auf einem weißen Pferd im Mondschein...

Konnte ich das nicht sein? Ich war doch ein Königssohn.

Näher und näher kamen wir der Insel der grünen Wiesen. Miramis' Hufe donnerten wie Gewitter. Und ich dachte noch immer an das eine Märchen, das so schön war:

Es war einmal ein Königssohn, der ritt auf einem weißen Pferd im Mondschein...

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

*Es war einmal ein Königssohn, der ritt  
auf einem weißen Pferd im Mondschein*

Damals, als ich noch bei Onkel Sixten und Tante Edla wohnte, holte ich mir Märchenbücher aus der Stadtbibliothek. Aber davon hielt Tante Edla nicht viel.

»Sitzt du schon wieder rum und steckst die Nase in ein Buch«, sagte sie. »Deshalb bist du auch so winzig und so blaß und elend — weil du nicht draußen sein willst wie andere Kinder.«

Dabei *war* ich draußen, fast immer war ich draußen. Vielleicht hätten es Tante Edla und Onkel Sixten jedoch am liebsten gesehen, wenn ich ganz draußen geblieben wäre. Jetzt werden sie wohl froh sein, glaube ich, jetzt, da ich nie mehr hineinkomme. Nur an den Abenden las ich in den Büchern, aber deshalb konnte ich ja wohl nicht blaß sein.

Ich wünschte nur, Tante Edla könnte sehen, wie groß und kräftig und braungebrannt und gesund ich jetzt bin. Ich bin ganz von der Sonne verbrannt, und stark bin ich auch. Wäre mir die eine Hand auf dem Rücken festgebunden, ich könnte mit der anderen diesen Janne verprügeln, wenn ich in der Upplandsgatan wäre. Aber ich glaube nicht, daß ich es tun würde, weil ich es nicht will.

Ich möchte nur wissen, was Tante Edla sagen würde, wenn sie von dem Brunnen hörte, der am Abend raunt. Ich meine, wenn sie erfahren würde, daß man Märchen hören kann, ohne seine Nase in Bücher zu stecken, ohne herumzusitzen und blaß zu werden, sondern daß man draußen in der frischen Luft sein kann und trotzdem so viele Märchen hört, wie man will. Am Ende würde sogar Tante Edla damit zufrieden sein, wenn sie auch sonst mit nichts zufrieden ist. Ja, sie sollte nur wissen, daß es im Land der Ferne einen Brunnen gibt, der einem Märchen erzählt: Es war einmal ein Königssohn, der ritt auf einem weißen Pferd im Mondschein. Durch den Wald der Dunkelheit ritt er... So hatte der Brunnen es erzählt. Und ich, ich mußte immer

daran denken. Ich hatte das Gefühl, als hätte der Brunnen damit etwas Besonderes gemeint: daß ich der Königssohn sei, der durch den Wald der Dunkelheit geritten war, und daß ich es noch einmal tun müßte.



Hatte der Brunnen einen ganzen Abend nur für mich geraunt und gesungen, um mich daran zu erinnern, was ich tun sollte? Ich fragte meinen Vater, den König, wo der Wald der Dunkelheit sei, und er wußte es.

»Der Wald der Dunkelheit ist im Land hinter den Bergen«, sagte er, und seine Stimme klang traurig. »Warum willst du

das wissen, Mio, mein Mio?«

»Ich will heute nacht dorthin reiten, heute nacht, wenn der Mond scheint«, sagte ich.

Da blickte mich mein Vater, der König, seltsam an.

»So, jetzt schon?« sagte er, und seine Stimme klang noch trauriger.

»Möchtest du das nicht?« fragte ich. »Vielleicht bist du unruhig, wenn ich draußen bin und in der Nacht durch den Wald der Dunkelheit reite?«

Mein Vater, der König, schüttelte den Kopf.

»Nein, warum sollte ich?« sagte er. »Ein Wald, der friedlich im Mondschein schläft, will nichts Böses.«

Aber dann saß er stumm da und stützte den Kopf in die Hände, und ich ahnte, daß er an etwas sehr Trauriges dachte. Ich ging zu ihm, ich legte meine Arme um seine Schultern, um ihn zu trösten, und sagte:

»Soll ich bei dir bleiben?«

Er sah mich lange an, und seine Augen blickten traurig.

»Nein, Mio, mein Mio, du darfst nicht bleiben. Der Mond ist bereits aufgegangen, und der Wald der Dunkelheit erwartet dich.«

»Bist du ganz bestimmt nicht traurig?« fragte ich.

»Ganz bestimmt nicht«, sagte er und streichelte mein Haar. Ich sprang auf, um Jum-Jum zu fragen, ob er mitkommen wolle in den Wald der Dunkelheit. Aber als ich ein paar Schritte gelaufen war, rief mein Vater, der König: »Mio, mein Mio!«

Ich wandte mich um. Da stand mein Vater, der König, und streckte seine Arme aus. Und ich lief zurück und warf mich an seine Brust, und lange, lange hielt er mich an sich gedrückt. »Ich komme doch bald wieder«, sagte ich.

»Tust du das?« fragte mein Vater, der König. Ganz leise flüsterte er es.

Draußen vor dem Haus des Rosengärtners fand ich Jum-Jum und erzählte ihm, ich wollte durch den Wald der Dunkelheit reiten.

»So«, sagte er, »endlich!«

Ich fand es seltsam, daß mein Vater, der König, »So, jetzt schon« sagte und Jum-Jum »So, endlich«, weil ich durch den Wald der Dunkelheit reiten wollte. Doch ich dachte nicht lange darüber nach.

»Kommst du mit?« fragte ich Jum-Jum.

Jum-Jum seufzte.

»Ja«, sagte er. »Ja — ja!«

Wir holten Miramis, der im Rosengarten graste, und ich sagte ihm, er solle uns zum Wald der Dunkelheit bringen. Da begann Miramis zu tänzeln, als hätte er seit langer Zeit nichts Schöneres gehört. Und als Jum-Jum und ich auf seinem Rücken saßen, sauste er davon wie der Blitz.

»Mio, mein Mio«, hörte ich meinen Vater, den König, noch rufen, als wir aus dem Rosengarten ritten. Es war der traurigste Ruf, den ich je gehört hatte. Aber ich konnte nicht zurück. Ich konnte nicht.

Das Land hinter den Bergen war weit entfernt. Ohne ein Pferd wie Miramis wären wir nie dorthin gekommen. Nie hätten wir über die hohen Berge klettern können, die fast bis an den Himmel reichten. Allein für Miramis gab es kein Hindernis. Wie ein Vogel schwebte er über die Bergspitzen hinweg. Auf der höchsten Spitze, dort, wo der ewige Schnee lag, ließ ich ihn niedergehen. Und wir saßen auf Miramis' Rücken und sahen hin über das Land, das uns am Fuß des Berges erwartete.

Da lag im Mondschein der Wald der Dunkelheit und sah schön aus und gar nicht gefährlich. Es war also wahr, daß ein Wald, der im Mondschein schläft, nichts Böses will. Ja, mein Vater, der König, hatte recht: Hier waren nicht nur die Menschen gut. Alle Wälder und Wiesen und Bäche und alle grünen Haine, auch sie waren gut und wollten nichts Böses. Und die Nacht war gut, war freundlich wie der Tag, der Mond schien mild wie die Sonne, und die Dunkelheit war eine gute Dunkelheit. Hier gab es nichts, wovor man Angst haben mußte.

Nur eines gab es, wovor man sich fürchten mußte. Eines nur. Als wir so auf Miramis' Rücken saßen, sah ich weit hinter dem Wald der Dunkelheit ein Land, das noch viel dunkler war, und die Dunkelheit dort war nicht gut. Denn man konnte nicht in sie hineinsehen, ohne zu zittern.

»Was ist das für ein unheimliches Land?« fragte ich Jum-Jum. »Das Land Außerhalb beginnt dort«, sagte Jum-Jum.

»Dort liegt die Grenze des Landes Außerhalb.«

Ich sagte: »Ritter Katos Land!«

Da zitterte Miramis, als fröre er, und große Felsblöcke lösten sich von der Bergwand und stürzten krachend in das Tal hinunter.

Ja, nur einen gab es, vor dem man sich fürchten mußte: Ritter Kato. Vor ihm mußte man sich fürchten, sehr, sehr fürchten. Aber ich wollte nicht an ihn denken.

»Der Wald der Dunkelheit«, sagte ich zu Jum-Jum. »Der Wald der Dunkelheit — dort will ich jetzt hin.«

Da wieherte Miramis, und wild erklang das Echo von den Bergwänden. Dann schwebte Miramis leicht durch die Luft, dem Mondscheinwald am Fuß des Berges entgegen. Und aus dem Wald stieg es auf, als wieherten hundert Pferde in der Nacht. Tiefer und tiefer schwebten wir, bis Miramis' Hufe weich, ganz weich die Baumkronen berührten. Zwischen grünem Laub sanken wir nieder. Wir waren im Wald der Dunkelheit.

In sehr vielen Wäldern bin ich noch nicht gewesen, aber einen Wald, der diesem glich, konnte es nicht geben. Der Wald der Dunkelheit hatte ein Geheimnis. Ich fühlte, hier gab es ein großes und seltsames Geheimnis. Vielleicht hatte der Mond einen Schleier darüber gebreitet, um es mir zu verbergen. Es säuselte in den Bäumen. Sie flüsterten von dem Geheimnis, aber ich konnte es nicht verstehen. Die Bäume standen ganz still und schimmerten im Mondschein. Sie kannten das Geheimnis, aber ich kannte es nicht.

Plötzlich hörten wir von weither donnernde Hufe. Es klang, als galoppierten hundert Pferde durch die Nacht. Miramis

wieherte, und es war, als wieherten ihm hundert Pferde Antwort. Näher und näher kam das Donnern der Hufe, wilder und lauter wurde das Wiehern, und mit einemmal waren sie bei uns, hundert weiße Pferde mit flatternden Mähnen. Miramis warf sich in den Haufen, und sie sprengten zusammen über eine Lichtung im Wald. Jum-Jum und ich waren abgesprungen. Wir standen unter einem Baum und sahen die weißen Pferde, Miramis an ihrer Spitze, im Mondschein wild hin und her galoppieren.



- »Sie sind so glücklich«, sagte Jum-Jum.
- »Warum sind sie glücklich?« fragte ich.
- »Weil Miramis heimgekommen ist«, sagte Jum-Jum.
- »Wußtest du nicht, daß Miramis im Wald der Dunkelheit zu Hause ist?«
- »Nein, das wußte ich nicht«, sagte ich.
- »Du weißt so wenig, Mio«, sagte Jum-Jum.

»Wie ging es denn zu, daß ich Miramis bekam?« fragte ich.  
»Unser Herr, der König, gebot, eines seiner weißen Pferde solle zur Insel der grünen Wiesen kommen, um dein Pferd zu werden.«

Ich sah zu Miramis hin, der im Mondschein galoppierte und glücklich war, und ich wurde plötzlich unruhig.

»Jum-Jum, glaubst du, daß Miramis traurig ist, weil er bei mir sein muß?« fragte ich. »Vielleicht hat er immer Sehnsucht nach seinem Wald der Dunkelheit?«

Als ich das sagte, kam Miramis zu mir gesprengt. Er legte seinen Kopf an meine Schulter. So stand er eine lange Zeit still und wieherte nur manchmal ganz leise.

»Siehst du, er will lieber bei dir sein«, sagte Jum-Jum. Darüber war ich froh. Ich streichelte Miramis und gab ihm ein Stück Zucker, und er nahm es mit weichen Lippen aus meiner Hand. Dann ritten wir weiter durch den Wald, und die hundert weißen Pferde folgten uns. Ich spürte das Geheimnis, das uns umgab. Der ganze Wald kannte es. Jeder Baum, die grünen Linden und Espen, die so sanft über unseren Köpfen rauschten, als wir geritten kamen, die weißen Pferde und auch die Vögel, die vom Gestampfe der Hufe geweckt wurden, sie alle kannten es, nur ich nicht. Jum-Jum hatte schon recht, wenn er sagte: »Du weißt so wenig, Mio.«

Miramis fiel in Galopp und die anderen weißen Pferde auch. Wir ritten schnell. Mein roter Mantel blieb an einem Ast hängen. Vielleicht wollte der Baum mich zurückhalten, vielleicht wollte er mir das Geheimnis erzählen. Aber ich hatte es eilig. Ich galoppierte weiter, und in meinen Mantel kam ein großer Riß. Mitten im Wald stand ein Haus, ein kleines weißes Haus mit einem Strohdach. Es stand zwischen Apfelbäumen. Die Apfelblüten leuchteten im Mondschein.



Ein Fenster war offen, und man hörte im Innern etwas gleichmäßig klappen. Es hörte sich an, als säße dort jemand und webte. »Wollen wir sehen, wer dort webt?« fragte ich Jum-Jum.

»Ja, das können wir«, sagte Jum-Jum.

Wir sprangen von Miramis ab und folgten dem Pfad zwischen den Apfelbäumen zum Haus. Wir klopfen an die Tür, und das Klappen hörte auf.

»Kommt herein, ihr kleinen Jungen«, sagte jemand. »Ich habe schon lange auf euch gewartet.«

Wir gingen in das Haus, und da saß eine Weberin vor ihrem Webstuhl.

Sie sah freundlich aus und nickte uns zu.

»Warum wachst du und webst in der Nacht?« fragte ich.

»Ich webe Traumstoff«, sagte sie. »Und das muß man in der Nacht tun.«

Der Mond leuchtete ins Fenster und schien auf ihr Gewebe. Ich sah, wie schön es schimmerte.

»Märchengewebe und Traumstoff werden in der Nacht gewebt«, sagte sie.

»Was verwebst du, daß es so schön wird?« fragte ich.

Sie antwortete nicht, sondern begann wieder zu weben. Sie schob das Schiffchen durch die Fäden und summete leise vor

sich hin:

«Strahl des Mondes, Mondesstrahl,  
Herzblut rot und warm,  
Silber, Silber, Purpur auch,  
Apfelblüte, Apfelblüte  
macht Gewebe lind und weich,  
weicher als der Nachtwind geht im Grase.  
Und doch singt Trauervogel überm Walde...«

Sie sang leise und eintönig. Als sie geendet hatte, hörte ich draußen im Wald einen anderen Gesang, und ich erkannte ihn wieder. Es war, wie die Weberin gesummt hatte: Trauervogel sang überm Walde. Er saß auf einer Baumspitze, und er sang, daß es weh tat.

»Was singt Trauervogel?« fragte ich die Weberin.

Da weinte sie. Ihre Tränen tropften auf das Gewebe hinunter und wurden zu kleinen klaren Perlen, und der Stoff wurde noch viel schöner als zuvor.

»Was singt Trauervogel?« fragte ich noch einmal.

»Er singt von meiner kleinen Tochter«, sagte die Weberin und weinte noch mehr. »Er singt von meiner kleinen Tochter, die geraubt worden ist.«

»Wer hat deine kleine Tochter geraubt?« fragte ich.

Aber ich wußte es schon. Ich brauchte es nicht mehr zu hören. »Sag den Namen nicht«, bat ich.

»Nein, denn sonst erlischt der Mondschein«, sagte die Weberin. »Der Mondschein erlischt, und die weißen Pferde weinen Blut.«

»Weshalb weinen sie Blut?« fragte ich.

»Um des kleinen Fohlens willen, das auch geraubt worden ist«, sagte die Weberin. »Hör, wie Trauervogel überm Walde singt.« Und ich hörte durch das offene Fenster, wie Trauervogel draußen sang. Schon oft hatte Trauervogel für mich im Rosengarten gesungen, aber nie hatte ich verstanden, wovon er sang. Nun wußte ich es. Er sang von

all den Geraubten, von der kleinen Tochter der Weberin, von Nonnos Brüdern und Jiris Schwester und vielen, vielen anderen, die der grausame Ritter Kato eingefangen und zu seiner Burg geschleppt hatte.

Deshalb trauerten sie in den kleinen Hütten auf der Insel der grünen Wiesen und im Land auf der anderen Seite des Wassers und jenseits der Berge. Sie trauerten um die Kinder, um all die Kinder, die fort waren. Sogar die weißen Pferde im Wald der Dunkelheit trauerten und weinten Blut, wenn sie nur den Namen des Räubers hörten.

Ritter Kato! Ich hatte Angst vor ihm, große, große Angst. Aber als ich dort in dem Haus stand und Trauervogel singen hörte, da wußte ich plötzlich, warum ich in der Nacht durch den Wald der Dunkelheit geritten war. Hinter dem Wald der Dunkelheit liegen die Grenzpfähle des Landes Außerhalb. Und dort, dort sollte ich eigentlich hin. Dort sollte ich hin, um mit Ritter Kato zu kämpfen, obwohl ich Angst hatte, große Angst.

Ja, ich hatte große Angst, und wenn ich daran dachte, was ich tun müßte, konnte ich nur noch weinen.

Die Weberin hatte wieder angefangen zu weben. Sie summte die eintönige Weise vom »Strahl des Mondes, Mondesstrahl, Herzblut rot und warm« vor sich hin und kümmerte sich nicht mehr um Jum-Jum und mich.

»Jum-Jum«, sagte ich, und meine Stimme klang ganz eigenartig, »Jum-Jum, nun reite ich in das Land Außerhalb.«

»Ich weiß«, sagte Jum-Jum.

Ich war sehr erstaunt.

»Wie kannst du das wissen?« fragte ich. »Ich selbst weiß es doch erst seit jetzt — eben jetzt.«

»Du weißt so wenig, Mio«, sagte Jum-Jum.

»Aber du, du weißt alles?« fragte ich.

»Ja, ich weiß«, sagte Jum-Jum. »Schon lange weiß ich, daß du in das Land Außerhalb sollst. Alle wissen es.«

»Alle wissen es?«

»Ja«, sagte Jum-Jum. »Trauervogel weiß es. Die Weberin hier weiß es. Hundert weiße Pferde wissen es. Der ganze Wald der Dunkelheit weiß es, die Bäume flüstern davon, und das Gras und die Apfelbäume hier draußen, sie alle wissen es.«

»Sie wissen es?« fragte ich.

»Jeder Hirte auf der Insel der grünen Wiesen weiß es, und er spielt es nachts auf seiner Flöte. Nonno weiß es, seine Großmutter weiß es, und Jiri und seine Geschwister und der Brunnen, der am Abend raunt, wissen es. Ich sage dir, sie alle wissen es.«

»Und mein Vater, der König...« flüsterte ich.

»Dein Vater, der König, hat es allezeit gewußt«, sagte Jum-Jum. »Will er, daß ich gehe?« fragte ich, und ich konnte nicht verhindern, daß meine Stimme ein wenig zitterte.

»Ja, er will es«, sagte Jum-Jum. »Er ist traurig, aber er will, daß du gehst.«

»Aber ich habe große Angst«, sagte ich und fing an zu weinen. Jetzt erst merkte ich richtig, wie ich mich fürchtete. Ich ergriff Jum-Jums Arm.

»Jum-Jum, ich getraue mich nicht«, sagte ich. »Warum will mein Vater, der König, daß gerade ich es tun soll?«

»Nur ein Kind aus königlichem Blut kann es tun«, sagte Jum-Jum. »Nur ein Kind aus königlichem Blut.«

»Und wenn es nun mein Tod ist?« sagte ich und packte Jum-Jum ganz fest am Arm.

Er antwortete nicht.

»Will mein Vater, der König, daß ich trotzdem gehe?«

Die Weberin hatte aufgehört zu weben, und es war ganz still im Haus. Trauervogel schwieg. Die Bäume bewegten ihre Blätter nicht, kein Rauschen war zu hören. Es war vollkommen still. Jum-Jum nickte.

»Ja«, sagte er, und er sprach so leise, daß ich es kaum hörte. »Dein Vater, der König, will, daß du trotzdem gehst.«

Ich war ganz verzweifelt.

»Ich getraue mich nicht!« schrie ich. »Ich getraue mich nicht! Ich getraue mich nicht!«

Jum-Jum antwortete nichts. Er sah mich nur an und sagte kein Wort. Aber Trauervogel fing wieder an zu singen, und es war ein Lied, das mein Herz beinahe stillstehen ließ.

»Er singt von meiner kleinen Tochter«, sagte die Weberin, und ihre Tränen fielen auf das Gewebe und wurden zu Perlen.

Ich ballte die Fäuste.

»Jum-Jum«, sagte ich, »ich gehe. Ich gehe ins Land Außerhalb.« Da drang ein Brausen durch den Wald der Dunkelheit, und Trauervogel sang einen Triller wie nie zuvor.

»Ich wußte es«, sagte Jum-Jum.

»Leb wohl, Jum-Jum«, sagte ich und spürte, daß ich wieder weinen wollte. »Leb wohl, lieber Jum-Jum.«

Da blickte Jum-Jum mich an, und seine Augen waren so freundlich wie Benkas Augen.

Dann lächelte er ein wenig.

»Ich folge dir«, sagte er.

Er war mein Freund, Jum-Jum, er war wirklich mein Freund! Ich wurde sehr glücklich, als er sagte, er wolle mir folgen. Aber ich wollte nicht, daß er sich einer Gefahr aussetzte.

»Nein, Jum-Jum«, sagte ich. »Wohin ich gehe, dorthin kannst du mir nicht folgen.«

»Ich folge dir«, sagte Jum-Jum. »Ein Kind aus königlichem Blut, reitend auf einem weißen Pferd mit goldener Mähne, mit einem einzigen Freund als Gefolge — so ist es gesagt worden. Du willst doch nicht ändern, was seit tausend und abertausend Jahren vorausbestimmt ist?«

»Seit tausend und abertausend Jahren«, sagte die Weberin.

»Ich hörte, wie die Winde an dem Abend davon sangen, als ich meine Apfelbäume pflanzte, und das ist nun sehr lange her. Tausend und abertausend Jahre.«

Sie nickte.

»Komm, Mio, ich will deinen Mantel flicken«, sagte sie dann. Sie schnitt ihr Gewebe ab und nahm ein Stück davon und flickte den Riß, den mein Mantel bekommen hatte, als ich durch den Wald ritt. Sie fütterte sogar den ganzen Mantel mit diesem schimmernden Stoff, und er hing leicht und weich und warm über meinen Schultern.

»Mein bestes Gewebe gebe ich dem, der meine kleine Tochter rettet«, sagte die Weberin. »Und Brot sollst du haben, Brot, das Hunger stillt. Verschwende es nicht. Hungerwege liegen vor dir.«

Sie gab mir Brot, und ich dankte ihr. Dann wandte ich mich zu Jum-Jum.

»Sind wir fertig, Jum-Jum?«

»Ja, wir sind fertig«, sagte Jum-Jum.

Wir gingen zur Tür hinaus. Wir folgten dem Pfad zwischen den Apfelbäumen. Wir bestiegen Miramis. Da breitete Trauervogel seine großen schwarzen Schwingen aus und flog den Bergen zu. Die hundert weißen Pferde standen unbeweglich und sahen uns nach, als wir zwischen den Bäumen davonritten. Sie folgten uns nicht. Die Apfelblüten leuchteten wie Schnee im Mondschein. Sie leuchteten wie Schnee — vielleicht sollte ich nie mehr so schöne weiße Apfelblüten sehen...

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## *Die verzauberten Vögel*

Vielleicht sollte ich niemals mehr Apfelblüten und grüne Bäume und weiches Gras sehen. Denn nun zogen wir einem Land entgegen, wo es keine Blumen gab und wo keine Bäume wachsen konnten und kein Gras. Wir ritten durch die Nacht. Wir ritten und ritten. Bald gab es keinen freundlichen Mondscheinwald mehr. Er lag hinter uns. Und vor uns wurde es dunkler. Der Mondschein war ausgelöscht.

Der Boden wurde steinig und hart. Kahle Felswände stiegen überall empor. Sie rückten näher und näher an uns heran. Schließlich ritten wir auf einem engen, düsteren Pfad tief unten zwischen zwei hohen, schwarzen Bergen vorwärts.

»Wenn nur der Weg nicht so düster wäre«, sagte Jum-Jum.

»Wenn nur die Berge nicht so schwarz wären und wir nicht so klein und einsam.«

Der Pfad schlängelte und krümmte sich, und es war, als lauerten hinter jeder Biegung tausend Gefahren. Sicher empfand das auch Miramis. Er bebte am ganzen Leib und wollte umkehren. Aber ich hielt die Zügel fest und zwang ihn weiter. Schmäler wurde der Pfad. Die schwarzen Berge daneben wurden höher. Das Dunkel verdichtete sich. Endlich kamen wir an eine enge Öffnung zwischen den Felswänden, die einer Pforte glich. Und dahinter lag eine Finsternis, schwärzer als alle Finsternisse der Welt.

»Das Land Außerhalb«, flüsterte Jum-Jum. »Der Eingang zum Land Außerhalb.«

Miramis bäumte sich wild und wieherte, daß es kaum zu ertragen war. Es hörte sich grauenvoll an, und es war das einzige, was man hörte. Denn die Finsternis hinter der Pforte war stumm. Sie war stumm und schien auf uns zu lauern. Sie wartete nur darauf, daß wir die Grenze überschritten.

Ich wußte, daß ich in die Finsternis hinein mußte, aber ich hatte keine Furcht mehr. Nun, da ich wußte, es war seit tausend und abertausend Jahren bestimmt, daß ich durch diese dunkle Pforte sollte, fühlte ich mich mutiger.

Ich dachte: Was geschehen muß, mag geschehen. Vielleicht würde ich nie mehr zurückkommen, aber ich wollte nicht mehr furchtsam sein.

Ich trieb Miramis in die Finsternis hinein. Er spürte, daß ich nicht daran dachte, ihn umkehren zu lassen, und er sprengte durch die enge Pforte, als wolle er durchgehen. Dann sprengte er weiter auf den finsternen Wegen.

Wir rasten durch die Nacht. Um uns her war es schwarz. Wir sahen weder Weg noch Steg.

Aber Jum-Jum war bei mir. Er saß hinter mir und hielt sich an mir fest und drückte sich an meinen Rücken. Ich liebte ihn noch mehr als sonst. Ich war nicht allein. Ich hatte einen Freund, der mir folgte, einen einzigen Freund, genau wie es gesagt war. Wie lange wir durch die Finsternis rasten, weiß ich nicht. Vielleicht war es nur eine kurze Weile, vielleicht waren es viele, viele Stunden. Oder, fast schien es so, waren es tausend und abertausend Jahre? Es war, als ritte man in einem Traum, einem dieser bösen Träume, aus denen man mit einem Schrei erwacht und noch lange Zeit danach von Entsetzen gepackt ist. Dies jedoch war kein Traum, aus dem man erwachte. Wir ritten und ritten. Wir wußten nicht, wo. Wir wußten nicht, wie weit. Wir ritten nur immer durch die Nacht.

Plötzlich blieb Miramis mit einem Ruck stehen. Wir waren an einen See gekommen. Und kein Traum konnte so entsetzlich sein wie dieser See. Manchmal hatte ich von großem, schwarzem Wasser geträumt, das sich vor mir öffnete, aber niemals habe ich, niemals hat wohl irgendein Mensch von einem Wasser geträumt, so schwarz wie das Wasser vor uns, das ich mit meinen Augen sah.

Es war das wüsteste, schwärzeste Wasser der Welt. Und um den See herum gab es nichts als nur hohe, schwarze, kahle

Felsen. Über dem finsternen Wasser kreisten Vögel, viele Vögel. Man sah sie nicht, aber man hörte sie. Und nie habe ich etwas Kläglicheres gehört als ihre Schreie. Sie taten mir so leid. Es hörte sich an, als riefen sie um Hilfe. Es hörte sich an, als wären sie verzweifelt und weinten. Auf der anderen Seite des Sees, auf dem allerhöchsten Felsen, lag eine große schwarze Burg. Ein einziges Fenster war erleuchtet. Einem Auge glich dieses Fenster, einem roten, unheimlichen und entsetzlichen Auge, das in die Nacht starrte und Böses wollte.



»Ritter Katos Burg«, flüsterte Jum-Jum, und Miramis zitterte an allen Gliedern.

Ritter Katos Burg! Dort war sie. Dort auf der anderen Seite dieses schwarzen Wassers wohnte der Feind, zu dem ich gekommen war, um gegen ihn zu kämpfen. Dieses böse Auge, das über den See starrte, erschreckte mich, obwohl ich nicht mehr furchtsam sein wollte. Ich schreckte zurück. Wie sollte einer, der so klein war wie ich, jemanden

besiegen können, der so böse und gefährlich war wie Ritter Kato?

»Du müsstest ein Schwert haben«, sagte Jum-Jum.

Gerade hatte er es gesagt, als wir in der Nähe jemanden jammern hörten.

»Oh... oh... oh«, klagte die jammernde Stimme. »Ich sterbe vor Hunger. Oh... oh... oh!«

Es konnte gefährlich sein, sich dem Jammernden zu nähern. Es konnte jemand sein, der uns in eine Falle locken wollte. Aber ich dachte: Wer es auch sein mag, ich muß ihn aufsuchen und nach-sehen, ob er wirklich Hilfe braucht.

»Wir müssen sehen, wer es ist«, sagte ich zu Jum-Jum. »Wir müssen ihm helfen.«

»Ich folge dir«, sagte Jum-Jum.

»Und du, Miramis, bleibst hier«, sagte ich und streichelte Miramis' Nase.

Er wieherte ängstlich.

»Sei nicht unruhig«, sagte ich. »Wir kommen bald wieder.« Weit entfernt konnte der Jammernde nicht sein. Doch es war schwer, ihn in der Dunkelheit zu finden.

»Oh... oh... oh«, hörten wir die Stimme von neuem. »Ich sterbe vor Hunger. Oh... oh... oh!«

Wir tasteten uns zu der Stelle, von wo das Jammern kam, wir stolperten über Steine und stürzten in der Finsternis zu Boden. Endlich stießen wir auf eine alte Hütte. Sie war morsch und verfallen. Hätte sie sich nicht an eine Felswand gelehnt, wäre sie sicher umgefallen. Ein schwacher Schimmer drang aus dem Fenster, und wir schlichen näher und blickten hinein. Drinnen saß ein Greis, ein kleiner elend aussehender Greis mit grauem, strohigem Haar. Auf seiner Herdstelle brannte ein Feuer, und er saß davor, schwankte hin und her und jammerte: »Oh... oh... oh... Ich sterbe vor Hunger. Oh... oh... oh!«

Wir gingen hinein. Der kleine Greis wurde ganz still und starrte uns an. Wir hatten die Tür geschlossen, und er starrte uns entgegen, als hätte er etwas wie uns noch nie

gesehen. Er hielt die mageren alten Hände hoch, als fürchtete er sich.

»Tut mir nichts Böses«, flüsterte er. »Tut mir nichts Böses!«

»Wir sind nicht gekommen, um dir Böses zu tun«, sagte ich.

»Wir hörten, daß du hungrig bist. Wir kommen, um dir Brot zu geben.«

Und ich holte von dem Brot heraus, das ich von der Weberin bekommen hatte, und reichte es dem Greis. Er starrte mich nur weiter an und sah ängstlich aus, so furchtbar ängstlich, als glaubte er, ich wollte ihn in eine Falle locken.

Noch dichter hielt ich ihm das Brot entgegen und sagte:

»Nimm das Brot, hab keine Angst!«

Da streckte er vorsichtig die Hand aus und nahm es. Er nahm es zwischen seine Hände und befühlte es. Dann hielt er es an die Nase und roch daran. Und dann begann er zu weinen.

»Es ist Brot«, flüsterte er. »Es ist Brot, das Hunger stillt.«

Und jetzt aß er. Nie habe ich einen Menschen so essen sehen. Er aß und aß und weinte dabei. Er aß das Brot auf und suchte noch nach jedem Krümel, der auf seine Kleider gefallen war. Er suchte und suchte, und erst als kein Krümel mehr zu finden war, starrte er uns wieder an und sagte:

»Woher kommt ihr? Wo gibt es solch Brot? Um meiner Hungertage willen — sagt mir, woher kommt ihr?«

»Wir kommen aus dem Land der Ferne. Dort gibt es Brot«, sagte ich.

»Warum seid ihr hierhergekommen?« flüsterte der Greis.

»Um gegen Ritter Kato zu kämpfen«, sagte ich.

Kaum hatte ich das gesagt, schrie der Greis auf und taumelte vom Stuhl. Wie ein kleines graues Knäuel rollte er auf den Boden hinunter und sah mit seinen blinzelnden Augen furchtsam zu uns empor.

»Kehrt um nach dort, woher ihr gekommen seid«, flüsterte er. »Kehrt um, bevor es zu spät ist!«

»Ich kehre nicht um«, sagte ich. »Ich bin gekommen, um gegen Ritter Kato zu kämpfen.«

Ich sagte es laut und deutlich. Ich sagte Ritter Katos Namen so deutlich und klar, wie ich konnte, und der Greis starrte mich an, als glaube er, ich müsse tot vor ihm niederfallen,

»Oh... oh... oh«, jammerte er. »Sei still! Sei still! Geht wieder dorthin, woher ihr gekommen seid. Geht, bevor es zu spät ist, sage ich.«

»Ich kehre nicht um«, sagte ich. »Ich bin gekommen, um gegen Ritter Kato zu kämpfen.«

»Schsch«, sagte der Greis und sah ganz verstört aus. »Sei still, habe ich gesagt. Die Späher können dich hören. Vielleicht lauern sie draußen — gerade jetzt.«

Er kroch zur Tür und horchte ängstlich.

»Keiner zu hören«, sagte er. »Kann aber doch da sein. Kann hier sein, kann dort sein, überall. Späher über-überall.«

»Ritter Katos Späher?« fragte ich.

»Sei still, Junge«, flüsterte der Greis. »Willst du dein junges Leben so gern verlieren? Kannst du nicht schweigen?«

Er setzte sich auf den Stuhl und nickte vor sich hin.

»Ja, ja«, sagte er so leise, daß es kaum zu hören war.

»Seine Späher sind überall. Am Morgen und am Abend und in der Nacht. Immer und überall.«

Er streckte die Hand aus und zog mich nahe an sich heran.

»Um meiner Hungertage willen«, flüsterte er. »Traue keinem! Du gehst in ein Haus hinein... du denkst, du bist unter Freunden. Sie verraten dich. Sie liefern dich ihm aus, ihm, der auf der anderen Seite des Sees wohnt. Traue niemandem, sage ich. Traue mir nicht! Woher weißt du, daß ich dir nicht Späher nachschicke, sobald du gegangen bist?«

»Ich glaube nicht, daß du das tust«, sagte ich.

»Niemand kann sicher sein«, flüsterte der Greis. »Du kannst niemals sicher sein.«

Er saß eine Weile stumm da und dachte nach.

»Nein, ich hetze die Späher nicht auf dich«, sagte er.

»Noch gibt es einige Menschen in diesem Land, die keine Verräter sind. Und noch gibt es einige, die Waffen schmieden.«

»Wir brauchen eine Waffe«, sagte Jum-Jum. »Mio muß ein Schwert haben.«

Der Greis antwortete nicht. Er ging zum Fenster und öffnete es. Vom See draußen waren die kläglichen Schreie der Vögel zu hören. Es war, als weinten sie in der finsternen Nacht.

»Hör«, sagte der Greis zu mir, »hör, wie sie klagen! Willst du auch einer werden, der über dem See fliegt und klagt?«

»Was sind das für Vögel?« fragte ich.

»Es sind die verzauberten Vögel«, flüsterte der Greis.

»Sicher weißt du, wer sie verzaubert hat. Sicher weißt du, wer sie geraubt hat. Und nun weißt du auch, wie es dem ergeht, der mit dem Räuber kämpfen will.«

Was er da sagte, machte mich sehr traurig. Diese Vögel — das waren Nonnos Brüder und Jiris Schwester und die kleine Tochter der Weberin und alle die anderen, die Ritter Kato geraubt und verzaubert hatte.

Oh, ich wollte gegen ihn kämpfen — ich wollte es!

»Mio braucht ein Schwert«, sagte Jum-Jum. »Ohne Schwert kann man nicht kämpfen.«

»Du sagtest, daß es einige gibt, die Waffen schmieden«, erinnerte ich den Greis.

Er sah mich beinahe böse an.

»Angst um dein junges Leben hast du wohl gar nicht?« sagte er.

»Wo sind sie, die Waffen schmieden?« fragte ich ihn.

»Schweig!« sagte der Greis und schloß schnell das Fenster.

»Sei still, die Späher können dich hören.«

Er schlich zur Tür und legte sein Ohr an das Holz und horchte. »Keiner zu hören«, sagte er. »Kann aber doch da sein. Überall Späher.«

Dann beugte er sich zu mir und flüsterte mir ins Ohr:

»Du wirst zum Schwertschmied gehen und ihn von Eno grüßen. Du wirst sagen, daß du ein Schwert; brauchst, das durch Stein schneiden kann. Du wirst sagen, daß du ein Ritter aus dem Land der Ferne bist.«

Er sah mich lange an.

»Du bist doch ein Ritter? Oder nicht?«

»Ja«, antwortete Jum-Jum für mich. »Er ist ein Ritter und ein Prinz. Prinz Mio aus dem Land der Ferne. Und er muß ein Schwert haben.«

»Wo finde ich den Schwertschmied?« fragte ich.

»In der tiefsten Höhle im schwärzesten Berg«, sagte der Greis. »Geh durch den Toten Wald! Geh jetzt!«

Er ging zum Fenster und öffnete es. Und vom See her hörte ich wieder die Schreie der Vögel durch die Nacht klagen.

»Geh jetzt, Prinz Mio«, sagte der Greis. »Ich werde mich hierher setzen und dir Glück wünschen. Aber vielleicht muß ich schon morgen nacht einen neuen Vogel hören, der klagend über dem See fliegt.«

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## *Im Toten Wald*

Noch während wir Enos Tür hinter uns schlossen, hörte ich Miramis wiehern. Er wieherte laut und verzweifelt. Es war, als rief er:

»Mio, komm' und hilf mir!«

Mir blieb vor Angst fast das Herz stehen.

»Jum-Jum, was machen sie mit Miramis?« schrie ich. »Hör doch! Was machen sie mit Miramis?«

»Still«, sagte Jum-Jum. »Sie haben ihn gefangen... die Späher...«

»Die Späher haben Miramis gefangen?« schrie ich und kümmerte mich überhaupt nicht darum, daß jemand es hören könnte. »Du mußt leise sein«, flüsterte Jum-Jum.

»Sonst fangen sie uns auch.«

Aber ich hörte nicht mehr zu, was er sagte. Miramis, mein eigenes Pferd? Es war mein Pferd, das sie mir fortnehmen wollten, mein schönes, schnelles Pferd.

Wieder hörte ich ihn wiehern, und mir schien, es war genauso, als ob er rief: »Mio, warum hilfst du mir nicht?«

»Komm«, sagte Jum-Jum, »wir müssen sehen, was sie mit ihm machen.«

Wir kletterten in der Finsternis über die Felsen. Wir krochen und kletterten. Ich zerschnitt mir an den scharfen Felskanten die Finger, doch ich fühlte es nicht. Ich war verzweifelt wegen Miramis. Er stand hoch oben auf einem Felsen und leuchtete weiß durch die Finsternis. Mein Miramis. Das weißeste und schönste Pferd auf der Welt.

Er wieherte wild und bäumte sich auf, um sich zu befreien. Aber fünf schwarze Späher hatten ihn umringt. Zwei von ihnen hatten sich in sein Zaumzeug gehängt. Der arme Miramis hatte Angst, und das war nicht verwunderlich, denn diese schwarzen Späher waren unheimlich, und sie sprachen mit unheimlichen, heiseren Stimmen. Jum-Jum und ich krochen so nahe heran, wie wir konnten. Wir legten

uns hinter einen Felsen und konnten die Späher sprechen hören.



»Am besten, wir bringen ihn im schwarzen Boot gleich über den Toten See«, sagte einer von ihnen.

»Ja, gleich über den Toten See«, sagte ein anderer, »hinüber zu Ritter Kato.«

Ich wollte sie anschreien, sie sollten mein Pferd zufriedenlassen. Aber ich tat es nicht. Denn wer sollte gegen Ritter Kato kämpfen, wenn mich die Späher einfingen?

»Jemand muß die Grenze überschritten haben«, sagte einer der Späher. »Jemand muß das weiße Pferd geritten haben. Der Feind ist mitten unter uns.«

»Nur gut, wenn der Feind mitten unter uns ist«, sagte ein anderer. »Um so leichter können wir ihn fangen. Und um so leichter kann Ritter Kato ihn zertreten und vernichten.«

Ich zitterte, als ich das hörte. Ich war ja der Feind, der über die Grenze gekommen war. Ich war der, den Ritter Kato zertreten und vernichten sollte. Oh, warum mußte gerade *ich* gegen Ritter Kato kämpfen?

Während ich dort hinter dem Felsen lag, bereute ich alles. Warum war ich nicht zu Hause geblieben bei meinem Vater, dem König, wo mir niemand mein Pferd wegnehmen konnte! Ich hörte die verzauberten Vögel über dem See schreien, aber ich beachtete die Schreie nicht. Ich kümmerte mich überhaupt nicht mehr um sie. Sollten sie doch verzaubert bleiben, wenn ich nur meinen Miramis mit der Goldmähne behalten durfte!

Ich bereute, hierhergekommen zu sein. Ich sehnte mich sehr nach meinem Vater, dem König, und dachte, ob er sich wohl auch nach mir sehnte und meinetwegen in Sorge — wäre. Ich wünschte, er wäre dagewesen und hätte mir helfen können. Ich wünschte, ich hätte ein Weilchen mit ihm sprechen dürfen. Ich hätte dann zu ihm gesagt: »Ich weiß, du willst, daß ich gegen Ritter Kato kämpfe. Bewahre mich davor — bitte, bewahre mich! Hilf mir, Miramis zurückzubekommen, und laß uns von hier fortgehen. Ich habe noch nie vorher ein eigenes Pferd gehabt, das weißt du, und ich liebe Miramis sehr. Einen Vater habe ich auch nie gehabt, das weißt du auch. Und wenn mich Ritter Kato fängt, dann kann ich nie mehr bei dir sein. Hilf mir von hier fort! Ich will hier nicht länger bleiben. Ich will bei dir sein. Ich will mit Miramis wieder zur Insel der grünen Wiesen zurück.«

Und wie ich dort hinter dem Felsen lag und so dachte, da war es, als hörte ich die Stimme meines Vaters, des Königs. Gewiß, ich bildete es mir nur ein, doch mir war, als hörte ich seine Stimme. »Mio, mein Mio«, sagte er.

Mehr nicht. Aber ich verstand, er wünschte, ich sollte tapfer sein und nicht so daliegen und weinen und heulen wie ein kleines Kind — auch wenn man mir Miramis wegnahm. Ich war doch ein Ritter. Ich war nicht mehr länger der Mio, der

im Rosengarten Hütten baute und auf der Insel der grünen Wiesen über die Hügel wanderte und Flöte spielte. Ich war ein Ritter, ein *guter* Ritter, nicht so einer wie Kato. Und ein Ritter mußte tapfer sein und durfte nicht weinen.

Deshalb weinte ich nicht, wenn ich auch sah, wie die Späher Miramis zum See hinunterzerzten und ihn in ein großes schwarzes Boot brachten. Ich weinte nicht, wenn auch Miramis wieherte, als peitschte man ihn. Ich weinte nicht, wenn auch die Späher sich an die Ruder setzten und ich die Ruderschläge im dunklen Wasser hörte. Schwächer und schwächer hörte ich sie, und weit draußen vom See her erscholl ein letztes verzweifertes Wiehern, bevor das schwarze Boot für immer verschwand. Aber ich weinte nicht.

Denn ich war ja ein Ritter.

Ich weinte nicht? Doch, doch, gerade das tat ich. Ich lag dort hinter dem Felsen, die Stirn gegen den harten Boden gepreßt, und weinte schlimmer, als ich es je in meinem ganzen Leben getan hatte. Ein guter Ritter muß auch die Wahrheit sagen. Und es ist wahr, ich weinte wegen Miramis. Ich weinte und weinte, und sobald ich an seine treuen Augen dachte, weinte ich noch mehr. Hatte die Weberin nicht gesagt, auch die hundert weißen Pferde weinten Blut wegen des geraubten Fohlens? Vielleicht war es auch Blut, was ich weinte wegen Miramis. Das weiß man nicht. Es war ja finster. Man konnte es nicht sehen. Mein Miramis mit der goldenen Mähne! Er war weg, und ich würde ihn wohl nie mehr wiedersehen.



Jum-Jum beugte sich zu mir und legte seine Hand auf meine Schulter.

»Weine nicht mehr, Mio«, sagte er. »Wir müssen zum Schwertschmied gehen, du brauchst ein Schwert.«

Es waren noch viel mehr Tränen in mir, aber ich schluckte sie hinunter. Ich schluckte, so fest ich konnte.

Ich stand auf, und wir gingen, um den Schwertschmied zu suchen.

»Geh durch den Toten Wald«, hatte Eno gesagt. Wo war der Tote Wald?

»Wir müssen den Schwertschmied finden, bevor die Nacht zu Ende geht«, sagte ich zu Jum-Jum. »Die Finsternis verbirgt uns vor den Spähern. Wir müssen noch diese Nacht durch den Toten Wald.«

Wir kletterten über die Felsen zurück zu Enos verfallener Hütte. Dunkel und still lag sie da. Niemand jammerte mehr darin. Weiter irrten wir durch die Nacht, und endlich kamen wir zum Toten Wald. Es war ein Wald, in dem der Wind nicht spielte und in dem keine Blätter rauschten. Denn es gab da keine grünen Blätter. Dort gab es nur tote, schwarze Baumstämme mit toten, knorrigen, schwarzen Ästen.

»Nun kommen wir in den Toten Wald hinein«, sagte Jum-Jum. »Ja, wir kommen hinein«, sagte ich. »Aber ob wir auch wieder herauskommen?«

Denn es war wirklich ein Wald, in dem man sich verirren konnte, ein Wald, wie man ihn manchmal im Traum sieht. Man irrt darin umher, man geht und geht und findet nie heraus.

Wir hielten uns an der Hand, Jum-Jum und ich, während wir durch den Toten Wald irrten. Wir fühlten uns klein und verloren, und die toten Bäume standen so dicht, daß man kaum vorwärts kam.

»Wenn nur die Bäume nicht so dicht beieinander stünden«, sagte Jum-Jum. »Wenn nur die Finsternis nicht so schwarz wäre und wir nicht so klein und einsam.«

Wir gingen und gingen. Manchmal hörten wir in weiter Ferne Stimmen. Es waren Späher. Eno hatte es uns schon gesagt: Ritter Katos Späher waren überall. Sicher war der Tote Wald voll von ihnen. Und als wir sie durch die Bäume aus der Ferne hörten, da blieben wir stehen, Jum-Jum und ich, und wagten kaum zu atmen.

»Wohl ist die Nacht hier im Toten Wald lang«, sagte Jum-Jum, »aber länger ist wohl der Weg zur Höhle des Schwertschmiedes.«

»Jum-Jum, glaubst du, daß wir ihn finden...?« fing ich an. Dann aber schwieg ich. Ich konnte kein Wort mehr hervorbringen. Denn dort zwischen den Bäumen kam eine ganze Reihe schwarzer Späher auf uns zu, und ich wußte, daß nun alles vorbei war.

Jum-Jum sah sie auch, und er umklammerte meine Hand. Noch hatten sie uns nicht gesehen, aber bald würden sie über uns herfallen und dann — dann war alles vorbei. Niemals würde ich gegen Ritter Kato kämpfen dürfen. Und schon in der nächsten Nacht würde Eno über dem See zwei neue klagende Vögel hören.

Näher und näher kamen die Späher. Wir standen da und warteten und konnten uns nicht rühren. Auf einmal öffnete

sich ein alter schwarzer Baumstamm ganz dicht neben uns. Er war hohl. Und bevor ich noch wußte, wie es geschah, saßen Jum-Jum und ich in dem ausgehöhlten Stamm, eng aneinandergesauert. Wir saßen da, zitternd wie zwei Vogelkinder, wenn der Habicht kommt. Ganz nahe waren uns die Späher, und wir konnten hören, was sie sagten.



»Ich hörte jemanden im Toten Wald reden«, sagte einer von ihnen. »Wer ist es, der im Toten Wald spricht?«

»Der Feind ist mitten unter uns«, sagte ein anderer. »Es kann nur der Feind sein, der im Toten Wald spricht.«

»Der Feind? Ist der Feind im Toten Wald, so werden wir ihn bald fangen«, sagte ein dritter. »Sucht, sucht überall!«

Und wir hörten, wie sie zwischen den Bäumen suchten und suchten. Wir hörten draußen die schleichenden Schritte der Späher, und wir saßen im Baum und waren so winzig und so voller Angst.

Sie suchten und suchten, doch sie fanden uns nicht. Ihre Stimmen entfernten sich und wurden schwächer. Dann war es still. Der hohle Baum hatte uns gerettet.

Warum hatte der Baum uns gerettet? Ich begriff es nicht. Vielleicht haßte der ganze Tote Wald den Ritter Kato und wollte gern dem helfen, der kam, um gegen ihn zu kämpfen. Vielleicht war dieser tote Baum einmal ein frischer junger Baum mit vielen grünen Blättern gewesen, die gerauscht hatten, wenn der Wind in seinen Zweigen spielte. Vielleicht hatte Ritter Katos Bosheit ihn zerfressen und getötet. Ich glaube nicht, daß Bäume dem verzeihen können, der ihre kleinen grünen Blätter getötet hat. Sicher half deshalb dieser Baum hier dem, der kam, um gegen Ritter Kato zu kämpfen.

»Danke, du guter Baum«, sagte ich, als wir aus seinem hohlen Stamm krochen.

Aber der Baum stand tot und stumm da und antwortete nicht. Und wir gingen weiter, weiter durch den Toten Wald.

»Der Morgen graut bereits«, sagte Jum-Jum, »und noch haben wir die Höhle des Schwertschmiedes nicht gefunden.«

Ja, die Nacht war zu Ende. Aber das Morgengrauen war nicht klar und hell wie zu Hause. Hier war der Tagesanbruch ein graues unheimliches Halbdunkel, das beinahe Dunkelheit blieb. Ich dachte an das Morgengrauen auf der Insel der grünen Wiesen, wenn wir auf Miramis ausritten und das Gras feucht war vom Tau und jedes einzelne Grashälmchen schimmerte und glitzerte. Und hier,

hier ging ich einher und dachte an Miramis und vergaß fast, wo ich war. Deshalb war ich gar nicht erstaunt und bekam keine Angst, als ich Hufschläge hörte. Jetzt kommt Miramis, dachte ich. Aber Jum-Jum umklammerte meinen Arm und flüsterte:

»Hörst du! Die Späher reiten durch den Toten Wald.«

Und da glaubte ich, nun sei alles vorbei. Nun gab es nichts, was uns retten konnte. Bald würden wir die schwarzen Späher zwischen den Bäumen hervorkommen sehen, und auch sie würden *uns* sehen. Wie der Sturmwind würden sie auf uns zureiten, sich nur herunterbeugen und uns greifen und uns auf ihre Pferde ziehen und mit uns zu Ritter Katos Burg jagen. Niemals würde ich gegen Ritter Kato kämpfen dürfen. Und schon in der nächsten Nacht würde Eno über dem See zwei neue klagende Vögel hören.

Die Hufschläge kamen näher und näher. Auf einmal öffnete sich im Boden vor uns eine Spalte, und ich sah eine Erdhöhle. Und bevor ich noch wußte, wie es geschah, hockten Jum-Jum und ich geduckt in der Erdhöhle, zitternd wie zwei Hasenkinder, wenn der Jäger kommt.

Es war im letzten Augenblick. Wir hörten die Hufschläge schon ganz nah. Wir hörten die Späher über uns hinwegreiten. Gerade über die Erdhöhle ritten sie. Wir hörten die Tritte der Hufe, wir hörten die schweren Hufe der Pferde auf der Decke der Erdhöhle donnern. Einige Erdklumpen lösten sich und rieselten auf uns nieder. Und wir hockten da und waren so winzig und so voller Angst.

Aber dann wurde es still, ganz still, als gäbe es keine Späher im Toten Wald. Lange noch warteten wir.

»Ich glaube, wir können hinaus kriechen«, sagte ich endlich. Doch im selben Augenblick hörten wir wieder die entsetzlichen Hufe. Die Späher kamen zurück. Noch einmal donnerten die Hufe über unseren Köpfen dahin, und wir hörten die Späher rufen und schreien. Sie sprangen von den Pferden, ja, sie setzten sich dicht neben der Erdhöhle auf den Boden. Wir konnten sie durch die Öffnung sehen. Sie

waren uns so nahe, daß wir sie hätten anfassen können. Und wir hörten, was sie sagten.



»Befehl von Ritter Kato, der Feind muß gefangen werden«, sagte einer von ihnen. »Der Feind, der das weiße Pferd ritt, muß in dieser Nacht gefangen werden. Befehl von Ritter Kato.«

»Der Feind ist mitten unter uns«, sagte ein anderer. »Wir werden ihn schon fangen. Sucht, sucht überall!«

Ganz in unserer Nähe saßen sie und sprachen davon, wie sie uns fangen wollten. Unheimlich und schwarz saßen sie da in der grausigen grauen Dämmerung mit all den toten Bäumen um sich her, und ihre schwarzen Pferde stampften den Boden und bissen in die Luft.

»Sucht, sucht überall«, sagte ein Späher. »Was ist das hier für ein Loch im Boden?«

»Eine Erdhöhle«, sagte ein anderer. »Vielleicht sitzt dort der Feind. Sucht, sucht überall.«

Jum-Jum und ich preßten uns aneinander. Nun war alles vorbei.

»Ich werde einmal mit meinem Speer fühlen«, sagte ein Späher. »Wenn der Feind hier ist, spieße ich ihn auf.«

So weit wir konnten, waren wir in der Erdhöhle nach hinten gekrochen. Wir sahen einen schwarzen Speer durch die Öffnung gleiten. Der Speer war lang. Die scharfe Spitze näherte sich uns mehr und mehr. Der Späher stach mit dem Speer in der Höhle herum. Aber er traf uns nicht. Er traf die Wände der Erdhöhle zwischen Jum-Jum und mir, uns aber traf er nicht.

»Sucht, sucht im ganzen Toten Wald«, sagte draußen der Späher.

»Befehl von Ritter Kato, der Feind muß gefangen werden! Hier ist er nicht. Sucht überall!«

Und die Späher warfen sich auf ihre schwarzen Pferde und ritten davon.

Wir waren gerettet. Die Erdhöhle hatte uns gerettet. Warum wohl? Haßte sogar die Erde den Ritter Kato und wollte gern dem helfen, der kam, um gegen ihn zu kämpfen? Vielleicht war früher einmal weiches grünes Gras auf dieser Erde gewachsen, Gras, das feucht war vom Morgentau. Vielleicht hatte Ritter Katos Bosheit das Gras zerfressen und getötet. Ich glaube nicht, daß die Erde dem verzeihen kann, der das weiche grüne Gras getötet hat, das dort einmal lebte. Sicher schützte deshalb die Erde den, der kam, um gegen Ritter Kato zu kämpfen.



»Danke, du gute Erde«, sagte ich, als wir gingen.

Aber die Erde antwortete nicht. Stumm lag sie da, und die Erdhöhle war verschwunden.

Wir gingen und gingen, und dann war der Tote Wald zu Ende. Berge und Felsen erhoben sich vor uns. Als ich sie sah, war ich verzweifelt: Es waren die Felsen um den Toten See, zu denen wir zurückgekommen waren. Wir waren beide ganz verzweifelt, Jum-Jum und ich. Alles war nutzlos gewesen. Nie würden wir den Schwertschmied finden. Eine ganze Nacht waren wir durch den Toten Wald gegangen und standen nun genau wieder an der Stelle, von der wir ausgegangen waren. Dort war Enos Hütte, so klein und elend und grau. Sie lehnte sich gegen einen hohen, kohlschwarzen Felsen.

»Das hier ist sicher der schwärzeste Berg der Welt«, sagte Jum-Jum.

Der schwärzeste Berg! Ja, dort sollte doch die Höhle des Schwertschmiedes sein! Die tiefste Höhle im schwärzesten Berg, so hatte Eno gesagt.

»O Jum-Jum«, begann ich. »Du sollst sehen...«

Aber dann verstummte ich. Denn jetzt stürmte aus dem Toten Wald eine lange, lange Reihe schwarzer Späher heraus. Einige liefen zu Fuß, die anderen jagten auf schwarzen Pferden heran. Alle kamen auf uns zu. Sie hatten uns gesehen, und mit ihren unheimlichen, heiseren Stimmen schrien sie laut:

»Der Feind ist mitten unter uns! Dort ist er! Fangt ihn! Fangt ihn! Befehl von Ritter Kato, der Feind muß gefangen werden!« Da standen wir, Jum-Jum und ich, den Rücken gegen die Bergwand gepreßt, und die Späher kamen näher und näher. Alles war vorbei. Niemals würde ich gegen Ritter Kato kämpfen dürfen. Ich war verzweifelt, ich wollte mich auf die Erde legen und weinen. Aber dann dachte ich, daß ich wohl noch früh genug weinen könnte. Schon in der nächsten Nacht würde Eno über dem See einen neuen Vogel hören, einen Vogel, der lauter und trauriger als alle anderen klagte. Und Eno würde an seinem Fenster stehen und vor sich hin murmeln: »Dort draußen fliegt Prinz Mio.«

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## *Die tiefste Höhle im schwärzesten Berg*

Auf einmal tat sich die Bergwand auf, gegen die wir uns preßten. Und bevor ich wußte, wie es geschah, standen Jum-Jum und ich drinnen im Berg, zitternd wie zwei Schafkinder, wenn der Wolf kommt.

Wir brauchten nicht länger ängstlich zu sein — wir waren innen im Berg und die Späher draußen. Die Felswand hatte sich geschlossen, und es gab keine Öffnung mehr. Hier konnten sie uns niemals erreichen. Dennoch hörten wir, wie sie draußen rasten. »Sucht, sucht überall!« brüllten sie. »Der Feind ist mitten unter uns, jetzt aber ist er verschwunden. Sucht, sucht überall!«

»Ja, sucht nur!« sagte ich. »Hier findet ihr uns niemals.«

Wie waren wir froh, Jum-Jum und ich, und wir lachten laut drinnen im Berg. Aber da fiel mir Miramis ein, und ich lachte nicht mehr.

Dann sahen wir uns um. Wir waren in einer großen Höhle. Es war dunkel, wenn auch nicht völlig finster. Ein schwaches Licht leuchtete, aber man sah nicht, woher es kam. Aus der Höhle, in der wir standen, führten viele dunkle Gänge weiter in den Berg hinein.

In der tiefsten Höhle im schwärzesten Berg wohnt der Schwertschmied, hatte Eno gesagt. Wahrscheinlich führte einer dieser dunklen Gänge zum Schwertschmied, aber welcher? Wir wußten es nicht. Wir mußten sicher lange wandern, bevor wir ihn finden würden.

»Ja, nun sind wir jedenfalls in den schwärzesten Berg hineingekommen«, sagte Jum-Jum.

»Hineingekommen sind wir«, sagte ich, »aber ich glaube nicht, daß wir wieder hinausfinden.«

Denn es war wirklich ein Berg, in dem man sich verirren konnte, so ein Berg, von dem man manchmal träumt. Man irrt durch seltsame, dunkle Gänge, man geht und geht und findet nie hinaus. Wir faßten uns an den Händen, Jum-Jum

und ich, und gingen tiefer in den Berg hinein. Wir fühlten uns klein und verloren, und bis zur tiefsten Höhle war der Weg bestimmt noch lang. »Wenn nur der Berg nicht so unheimlich wäre«, sagte Jum-Jum. »Wenn nur die Gänge nicht so dunkel wären und wir nicht so klein und einsam.«

Wir gingen und gingen. Die Gänge teilten sich. Nach allen Richtungen verzweigten sie sich. Ein ganzes Netz dunkler Wege war dort in dem Berg. Manchmal leuchtete der schwache Lichtschein etwas stärker, und man konnte einige Meter weit sehen, manchmal war es völlig finster, und man sah überhaupt nichts. Manchmal war der Gang so niedrig, daß man nicht aufrecht gehen konnte, und manchmal wölbte er sich so hoch wie eine Kirche. Von den Bergwänden tropfte Wasser. Es war kalt, und wir hüllten uns fester in unsere Mäntel, um nicht zu frieren. »Vielleicht finden wir nie hinaus und nie zur Höhle des Schwertschmiedes«, sagte Jum-Jum.

Wir waren hungrig. Und wir aßen etwas von dem Brot, das Hunger stillt. Nur etwas aßen wir, denn wir wußten ja nicht, wie lange es reichen mußte.

Während wir aßen, gingen wir weiter. Und als ich mein Brot gegessen hatte, waren wir gerade an eine andere Stelle gekommen, wo sich der Gang in drei verschiedene Wege teilte.

Hier rieselte das Wasser von den Felswänden herunter, und ich war durstig. Ich blieb stehen und trank von dem Wasser. Gutes Wasser war es nicht, aber ich hatte kein anderes. Nachdem ich getrunken hatte, wandte ich mich um nach Jum-Jum. Aber da war kein Jum-Jum mehr. Er war fort. Vielleicht hatte er gar nicht bemerkt, daß ich stehengeblieben war, um zu trinken, und war in einem der Gänge weitergelaufen und glaubte, ich sei dicht hinter ihm. Zuerst fürchtete ich mich nicht. Ich stand dort an der Weggabelung und überlegte, welchen Weg Jum-Jum wohl eingeschlagen hatte. Er konnte sich noch nicht sehr weit

entfernt haben, und ich brauchte ja nur hinter ihm her zu rufen.

»Jum-Jum, wo bist du?« schrie ich also, so laut ich konnte. Aber mein Ruf war nur als unheimlich krächzendes Geflüster zu hören.

Was war das nur für ein seltsamer Berg? Seine Felswände nahmen meinen Schrei entgegen und erstickten ihn. Es blieb nur noch ein Flüstern. Und das Flüstern kam zu mir zurück. Im Berg wurde mein Schrei zu einem flüsternden Echo.

»Jum-Jum, wo bist du?« flüsterte es heiser aus den finsternen Gängen. »Jum-Jum, wo bist du... Jum-Jum, wo bist du?«

Da kam die Angst. Ich versuchte, noch lauter zu schreien, aber der Berg flüsterte nur. Ich konnte nicht glauben, daß es meine eigene Stimme war, die ich hörte. Sie mußte einem Fremden gehören, einem Fremden, der tief drinnen im Berg war und mich verhöhnte.

»Jum-Jum, wo bist du... Jum-Jum, wo bist du...Jum-Jum, wo bist du?« flüsterte es.

Oh, wie wurde mir angst! Ich rannte einige Schritte in den linken Gang hinein, dann rannte ich zur Weggabelung zurück und lief in den rechten Gang, um sofort wieder umzukehren und in den Mittelgang zu laufen. Jum-Jum, welchen Weg hast du genommen? Ich wagte nicht mehr zu schreien, denn das Echogeflüster war grauenvoller als alles andere. Aber Jum-Jum mußte doch endlich fühlen, daß ich mich ganz furchtbar nach ihm sehnte, und mußte deshalb zu mir zurückkommen.

Wieder teilte sich der Weg. In alle Richtungen spreizten sich neue finstere Wege. Ich irrte in ihnen umher und suchte und suchte. Ich gab mir Mühe, nicht zu weinen, denn ich war doch ein Ritter.

Aber gerade jetzt gelang es mir nicht, ein Ritter zu sein. Ich dachte an Jum-Jum, der irgendwo in anderen finsternen Gängen umherlief und traurig war und nach mir rief, und

ich warf mich auf den rauhen Felsboden und weinte genauso, wie ich geweint hatte, als die Späher Miramis mitgenommen hatten.

Nun hatte ich keinen Miramis mehr und auch keinen Jum-Jum. Nun war ich ganz allein.

Ich lag da und bedauerte es, in dieses Land gegangen zu sein, und ich verstand einfach nicht, warum mein Vater, der König, es gewollt hatte, daß ich mich auf den Weg machte, um gegen Ritter Kato zu kämpfen. Ich wünschte nur, mein Vater, der König, wäre dagewesen. Dann hätte ich zu ihm gesagt: »Siehst du, wie einsam ich bin? Jum-Jum ist fort, und du weißt doch, daß er mein bester Freund ist — jetzt, wo ich Benka nicht mehr habe. Und nun habe ich auch Jum-Jum nicht mehr. Ich bin ganz allein. Und alles nur, weil du wolltest, daß ich gegen Ritter Kato kämpfe.«

Zum erstenmal hatte ich das Gefühl, es war ein wenig ungerecht von meinem Vater, dem König, zu wollen, daß ich mich auf derartige Abenteuer begab.

Aber wie ich dort lag und weinte und so dachte, da war es, als hörte ich die Stimme meines Vaters, des Königs. Gewiß, ich bildete es mir nur ein, doch mir war, als hörte ich seine Stimme. »Mio, mein Mio«, sagte er.

Mehr nicht. Aber es hörte sich an, als wolle er sagen, ich brauche nicht traurig zu sein. Und da dachte ich, vielleicht finde ich Jum-Jum trotz allem noch wieder.

Ich erhob mich vom Boden. Da fiel etwas aus meiner Tasche. Es war die kleine Weidenflöte, die Nonno mir geschnitzt hatte. Meine Weidenflöte, auf der ich am Lagerfeuer auf der Insel der grünen Wiesen gespielt hatte.

Ob ich wohl jetzt auf der Flöte spielen sollte? Ob ich jetzt diese alte Melodie spielen sollte, die Nonno uns gelehrt hatte? Ich erinnerte mich, was Jum-Jum und ich zueinander gesagt hatten: Wenn wir uns jemals verlieren würden, dann wollten wir diese alte Melodie spielen.

Ich setzte die Flöte an die Lippen. Aber fast wagte ich nicht zu blasen. Ich hatte Angst, die Flötentöne könnten sich

auch so schrecklich verzerren wie vorhin mein Rufen. Immerhin dachte' ich, ich müsse es doch versuchen. Und ich begann, die Melodie zu spielen.

Und sie erklang ganz hell. Sie erklang klar und hell und rein dort in dem finsternen Berg, schöner fast als auf der Insel der grünen Wiesen.

Ich spielte die ganze Melodie, und dann horchte ich. Und von weit, weit hinten aus dem Berg kamen einige helle Töne als Antwort. Nur leise waren sie zu hören, aber ich wußte, es war Jum-Jum, der mir antwortete. Niemals bin ich so glücklich gewesen. Ich spielte weiter, und obgleich ich glücklich war, konnte ich doch nicht sofort aufhören zu weinen, sondern ging weiter in den Berg hinein und spielte und weinte ein wenig. Nur ein ganz klein wenig weinte ich. Und ich ging weiter und spielte und lauschte nach Jum-Jums Flöte. Manchmal hörte ich sie nahebei, und dann versuchte ich, der Richtung zu folgen, aus der die Töne kamen. Klarer und klarer, lauter und lauter hörte ich nun, von einer anderen Flöte als meiner, die alte Melodie.

Und plötzlich stand in dem finsternen Gang Jum-Jum vor mir. Jum-Jum, mein allerbesten Freund. Ich streckte die Hand aus und berührte ihn. Ich legte meinen Arm auf seine Schulter. Ich wollte spüren, daß er es wirklich war. Und er war es.

Es war mein allerbesten Freund.

»Wenn ich Nonno jemals wiedertreffe, will ich ihm danken dafür, daß er uns Flöten gemacht hat«, sagte Jum-Jum.

»Das will ich auch«, sagte ich.

Doch dann dachte ich, wir würden Nonno sicher niemals mehr treffen.

»Jum-Jum, welchen Weg wollen wir jetzt nehmen?« fragte ich. »Es ist gleich, welchen Weg wir gehen, wenn wir ihn nur zusammen gehen«, sagte Jum-Jum.

Und genau das dachte auch ich. Wir gingen und gingen und fühlten uns nicht mehr so winzig und verwirrt, denn wir waren ja beieinander und spielten auf unseren Flöten. Hell

und klar ertönte die alte Melodie im schwärzesten Berg, und es war, als wollte sie uns trösten und uns helfen, mutig zu sein.

Der Weg senkte sich nach unten und weiter nach unten. Der schwache Schein, der uns durch den Berg geleuchtet hatte, wurde etwas stärker. Sicher kam er von irgendeinem Feuer.

Ja, es war ein Feuerschein, der an den finsternen Bergwänden aufleuchtete. Er flackerte und wuchs an.

Wir näherten uns diesem Feuer mehr und mehr, während wir so gingen und auf unseren Flöten spielten. Noch immer spielten wir die alte Melodie, als wir die Höhle des Schwertschmiedes betraten.

Wir waren zu einer Schmiede gekommen.

Ein gewaltiges Feuer flammte dort. Vor einem riesigen Amboß stand ein Mann.

Einen größeren und stärkeren Mann hatte ich noch nie gesehen. Er hatte dichtes rotes Haar und einen großen roten Bart. Er war schmutzig und schwarz, und er hatte die größten und schwärzesten Hände, die ich je gesehen habe. Er hatte dicke, buschige Augenbrauen, und als wir in seine Höhle traten, stand er reglos da und blickte uns mit hochgezogenen Augenbrauen an und sah sehr erstaunt aus. »Wer flötet in meinem Berg?« fragte er. »Wer ist es, der in meinem Berg Flöte spielt?«

»Ein Ritter, gefolgt von seinem Waffenträger«, sagte Jum-Jum. »Ein Ritter aus dem Land der Ferne. Es ist Prinz Mio, der in deinem Berg auf der Flöte spielt.«

Der Schwertschmied kam mir entgegen. Mit seinem schmutzigen Zeigefinger berührte er meine Stirn und sah sehr erstaunt drein.

»Wie licht deine Stirn ist«, sagte er, »wie klar dein Blick. Und wie schön du in meinem Berg spielst.«

»Ich komme, um dich um ein Schwert zu bitten«, sagte ich. »Eno hat mich geschickt.«

»Was willst du mit einem Schwert?« fragte der Schwertschmied.

»Ich will gegen Ritter Kato kämpfen«, sagte ich.

Kaum hatte ich das gesagt, da stieß der Schwertschmied ein Gebrüll aus, so entsetzlich, wie ich es nie zuvor gehört hatte.

»Ritter Kato!« brüllte er, daß es im Berg dröhnte. »Ritter Kato! Tod, Tod ihm!«

Wie Gewitter rollte es weit hinten in den finsternen Gängen. Als der Schwertschmied brüllte, wurde es nicht zu einem heiseren Geflüster. Nein, lauter als der Donner polterte das Echo zwischen den Bergwänden. Die großen schwarzen Hände geballt, stand er da, der Schwertschmied, und der Schein des Feuers fiel über sein Gesicht, das dunkel war vor Wut.

»Ritter Kato! Tod, Tod ihm!« brüllte er wieder und wieder. Und der Schein des Feuers fiel auch auf eine lange Reihe scharfer Schwerter, die an den Wänden seiner Höhle hingen. Sie glänzten und schimmerten und sahen unheimlich aus. Ich stellte mich vor sie hin und betrachtete sie.

Der Schwertschmied hörte auf zu brüllen und kam zu mir. »Siehst du meine Schwerter?« sagte er. »Alle meine scharfen Schwerter, die ich für Ritter Kato geschmiedet habe? Ritter Katos Schwertschmied, das bin ich.«

»Wenn du sein Schwertschmied bist, warum rufst du: Tod ihm, Tod Ritter Kato?« fragte ich.

Er ballte seine schwarzen Fäuste, daß die Knöchel weiß wurden. »Deshalb, weil niemand Ritter Kato mehr haßt als sein eigener Schwertschmied«, sagte er.

Und erst jetzt sah ich, daß er eine lange Kette aus Eisen hinter sich herschleppte, die ihn an die Bergwand fesselte. Sie rasselte bei jedem Schritt, den er tat.

»Warum bist du festgekettet am Berg?« fragte ich. »Warum glühst du deine Kette nicht über dem Feuer auf und zerschlägst sie auf deinem Amboß?«

»Ritter Kato selbst hat mich hier angeschmiedet«, sagte der Schwertschmied. »Und kein Feuer und kein Hammer zerstören seine Ketten. Ritter Katos Ketten des Hasses zerbricht man nicht so leicht.«

»Warum mußt du Ketten des Hasses tragen?« fragte ich.

»Weil ich der bin, der die Schwerter schmiedet«, sagte er.

»Ich schmiede Schwerter, die die Guten und Unschuldigen töten. Deshalb hat Ritter Kato mich mit der sichersten Kette angeschmiedet, die es gibt. Er kann ohne meine Schwerter nicht sein.«

Mit Augen, die wie Feuer glühten, sah mich der Schwertschmied an.

»In meiner Höhle sitze ich hier und schmiede Schwerter für Ritter Kato. Tag und Nacht schmiede ich Schwerter für ihn. Aber es gibt ein Schwert, von dem er nichts weiß — das ist dieses hier.« Der Schwertschmied hatte mich in die dunkelste Ecke der Höhle geführt. Aus einer Spalte des Berges zog er ein Schwert. Wie eine Flamme leuchtete es in seiner Hand.

»Tausend und abertausend Jahre habe ich an einem Schwert geschmiedet, das durch Stein schneiden kann«, sagte er. »Und jetzt in der letzten Nacht ist es mir geglückt. Erst in der letzten Nacht ist es fertig geworden.«

Er hob das Schwert auf, und mit einem einzigen Schlag schnitt er eine große Wunde in die Bergwand.

»Mein Schwert, meine Feuerflamme«, murmelte er. »Mein Schwert, das durch Stein schneiden kann.«

»Wozu brauchst du ein Schwert, das durch Stein schneiden kann?« fragte ich.

»Das sollst du wissen«, sagte der Schwertschmied. »Dieses Schwert ist nicht für Gute und Unschuldige geschmiedet. Dieses Schwert wartet auf Ritter Kato selbst. Und er — weißt du das nicht? — er hat ein Herz aus Stein.«

»Nein, ich weiß nicht viel über Ritter Kato«, sagte ich. »Ich weiß nur, daß ich gekommen bin, gegen ihn zu kämpfen.«

»Ein Herz aus Stein hat er«, sagte der Schwertschmied,  
»und eine Klaue aus Eisen.«

»Eine Klaue aus Eisen?« fragte ich.

»Weißt du das nicht?« sagte der Schwertschmied. »Seine rechte Hand fehlt. An Stelle der rechten Hand hat er eine Klaue aus Eisen.«

»Und was macht er mit der Klaue aus Eisen?« fragte ich.

»Damit reißt er den Menschen das Herz aus der Brust«, sagte der Schwertschmied. »Nur ein Griff mit der Eisenklaue, dann hat er das Herz. Und dafür gibt er ihnen ein steinernes Herz. Jeder, der in seiner Nähe ist, muß ein steinernes Herz haben.«

Als ich das hörte, zitterte ich. Und ich wünschte mir mehr und mehr, endlich gegen Ritter Kato kämpfen zu dürfen.

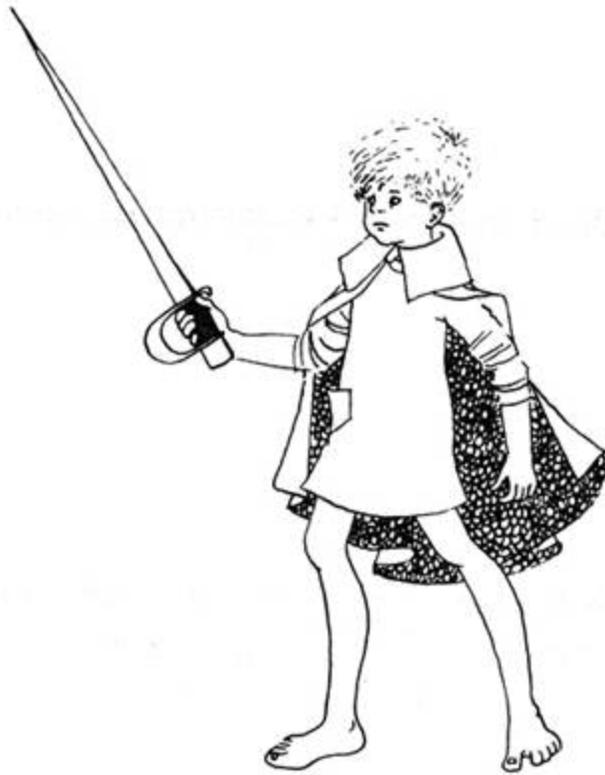
Der Schwertschmied stand neben mir. Er streichelte mit seinen schmutzigen Händen das Schwert. Sicher war es das Kostbarste, was er besaß.

»Gib mir dein Schwert, das durch Stein schneiden kann«, bat ich ihn. »Gib mir dein Schwert, damit ich gegen Ritter Kato kämpfen kann.«

Eine ganze Weile stand der Schwertschmied reglos da und sah mich an.

»Ja, sagte er schließlich, »du sollst mein Schwert haben. Du sollst meine Feuerflamme haben. Denn deine Stirn ist licht, und dein Blick ist klar, und du hast so schön in meinem Berg auf deiner Flöte gespielt.«

Er legte das flammende Schwert in meine Hand. Und es war, als flösse das Feuer des Schwertes in meinen Körper und machte mich stark.



Und dann ging der Schwertschmied an die Bergwand und schob eine Felsplatte beiseite. Ein großes Loch tat sich auf. Ich fühlte einen kalten, eisigen Wind in die Höhle strömen und hörte den Laut brausender Wogen.

»Ritter Kato weiß viel«, sagte der Schwertschmied. »Aber er weiß nicht, daß ich mich durch den Berg gebohrt und mein Gefängnis geöffnet habe. Viele, viele Jahre bohrte ich durch den Berg, um mir einen Ausgang aus meinem Gefängnis zu schaffen.«

Ich trat an diesen Ausgang. Und ich sah über den Toten See auf Ritter Katos Burg. Wieder war es Nacht geworden, und wieder lag die Burg so finster und so schwarz da, wie ich sie zuvor gesehen hatte. Und wie zuvor leuchtete das einzige Fenster wie ein böses Auge über dem finsternen Wasser des Toten Sees. Jum-Jum kam und stellte sich neben mich. Und wir standen still nebeneinander und dachten: Der Kampf ist nahe.

Hinter uns stand der Schwertschmied, und ich hörte seine Stimme.

»Er kommt, er kommt«, murmelte er. »Bald kommt er, Ritter Katos letzter Kampf.«

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## *Eine Klaue aus Eisen*

Die Wolken über dem See waren dunkel, die Luft war angefüllt mit dem Geschrei der verzauberten Vögel, und schwarz schäumten die Wogen.

»Ritter Kato weiß viel«, sagte der Schwertschmied, »aber daß der Tote See sich in meinen Berg gefressen hat, das weiß er nicht. Von meiner verborgenen Bucht weiß er nichts, auch nichts von dem Boot, das an der verborgenen Stelle unter dem Loch in der Felswand liegt.«

»Warum hast du ein Boot, wenn du doch nie rudern kannst?« fragte ich.

»Ich kann rudern«, sagte der Schwertschmied. »Ich klettere aus meinem heimlichen Loch und ziehe meine Kette so lang, wie es irgend geht. Drei Bootslängen kann ich in meiner verborgenen Bucht rudern.«

Er stand in seinem Loch in der Felswand. Groß und schwarz stand er da. Es war so dunkel, daß ich ihn kaum sehen konnte. Aber ich hörte, wie er lachte, ein seltsames, unheimliches Lachen. Es war, als wisse er nicht genau, wie man lacht.

Der Schwertschmied stand in seinem Loch in der Felswand und sah zu, wie ich das kleine Boot löste. Es lag vertäut in einer Bucht im Berg, einer verborgenen Bucht zwischen hohen Felswänden. »Ritter Kato weiß viel«, sagte er. »Aber eines weiß er nicht. Er weiß nicht, welche Last mein Boot in dieser Nacht über den Toten See trägt.«

»Und etwas gibt es, was du nicht weißt«, sagte ich. »Du weißt nicht, ob du jemals dein Boot wiedersehen wirst. Es sinkt vielleicht noch in dieser Nacht auf den Grund des Toten Sees. Vielleicht liegt es morgen auf dem Grund des Toten Sees, wie eine Wiege von den Wellen geschaukelt, und in dieser Wiege schlafen Jum-Jum und ich. Was sagst du dann?«

Der Schwertschmied seufzte schwer.

»Dann sage ich nur: Schlaf gut, Prinz Mio! Schlaf gut in deiner Wiege, die die Wellen schaukeln.«

Ich begann zu rudern und sah den Schwertschmied nicht mehr. Er entschwand in der Finsternis. Gerade als wir aus der schmalen Spalte hinaussteuerten, die zwischen der verborgenen Bucht des Schwertschmiedes und dem Toten See lag, hörte ich ihn leise hinter uns her rufen.

»Sei auf der Hut, Prinz Mio!« rief er. »Sei auf der Hut, wenn du sie nur siehst, die Klaue aus Eisen. Hast du dein Schwert nicht sofort bereit, dann ist es zu Ende mit Prinz Mio!«

»Zu Ende mit Prinz Mio... zu Ende mit Prinz Mio...« flüsterten rund um uns die Felswände, und es klang bekümmert und besorgt.

Doch ich hatte keine Zeit mehr, daran zu denken, denn eben warfen sich die wilden Wogen des Toten Sees über unser Boot und schleuderten es fort, weit fort vom Berg des Schwertschmiedes.

Hinweg über die brausende Tiefe peitschten die Wellen das Boot.

Wir waren schon weit entfernt vom Land, und wir waren so winzig und so voller Angst.



»Wenn nur das Boot nicht so klein wäre«, sagte Jum-Jum.  
»Wenn nur der See nicht so tief wäre und die Wellen nicht so wild und wir nicht so klein und einsam.«

Wie waren sie wild, die Wogen des Toten Sees! Nie hatte ich wildere Wellen gesehen. Sie warfen sich über uns, zerrten an uns, rissen an uns und schleuderten uns weiter gegen neue rasende Wellen. Rudern konnte man nicht — es lohnte sich nicht, es zu versuchen. Wir hielten beide die Ruder, Jum-Jum und ich. Wir hielten sie, so fest wir

konnten. Aber da entriß uns eine Woge ein Ruder, und eine andere zerbrach uns das zweite.

Noch viele Wellen rollten heran, brausende Wellen, die sich turmhoch um uns, um unser Boot aufrichteten, um unser Boot, das zerbrechlich und winzig war wie wir.

»Jetzt haben wir keine Ruder«, sagte Jum-Jum. »Und bald haben wir auch kein Boot. Wenn es die Wellen gegen Ritter Katos Felsen werfen, wird es zerschellen. Und dann brauchen wir nie mehr ein Boot.«

Von allen Seiten kamen die verzauberten Vögel herbeigeflogen. Sie umkreisten uns, sie schrien und klagten. Ganz dicht flogen sie heran. Ich konnte ihre hellen, traurigen kleinen Vogelaugen in der Finsternis erkennen.

»Bist du Nonnos Bruder?« fragte ich einen von den Vögeln.

»Bist du Jiris kleine Schwester?« fragte ich einen anderen.

Allein sie sahen mich nur mit ihren hellen, traurigen kleinen Vogelaugen an, und ihre Schreie waren Schreie der Verzweiflung.

Wenn wir auch keine Ruder hatten und unser Boot steuerlos war, wir trieben genau Ritter Katos Burg entgegen. Dorthin wollten uns die Wellen führen, gerade dort wollten sie uns an den Felsen zerschmettern. Zu Ritter Katos Füßen sollten wir sterben, das wollten die Wellen.

Näher und näher kamen wir dem gefährlichen Felsen, näher und näher der schwarzen Burg mit dem böse starrenden Auge, schneller und schneller ging es, wilder und wilder wurden die Wogen.

»Jetzt«, rief Jum-Jum, »jetzt... O Mio, jetzt ist alles vorbei!«

Aber da — gerade als wir glaubten, sterben zu müssen — da legten sich die Wellen und wurden sanft. Vollkommen ruhig wurden sie. Sie trugen unser Boot an allen gefährlichen Klippen vorbei und schaukelten es langsam den schwarzen zerklüfteten Felsen unter Ritter Katos Burg entgegen.

Warum waren die Wellen zuerst wild und nachher sanft? Ich begriff es nicht. Vielleicht haßten auch sie den Ritter

Kato und wollten gern dem helfen, der kam, um gegen ihn zu kämpfen. Vielleicht war der Tote See einmal ein freundlicher, blauer See gewesen, in dem sich an schönen Sommertagen die Sonne spiegeln konnte und wo freundliche kleine Wellen plätschernd gegen die Uferfelsen schlugen. Vielleicht hatte es einmal eine Zeit gegeben, da Kinder an den Ufern des Sees spielten und badeten und ihr fröhliches Lachen über dem Wasser hing und nicht wie jetzt nur die traurigen Schreie verzauberter Vögel. Sicher hatten deshalb die Wellen so wild um uns getobt, sicher hatten sie deshalb eine Mauer aus Gischt aufgerichtet zwischen uns und dem böse starrenden Auge dort oben in der Burg.

»Danke, du guter See«, sagte ich. »Danke, ihr wilden Wellen.« Aber die Wellen waren verschwunden, das Wasser lag still und schwarz und stumm da und antwortete nicht.

Hoch über unseren Köpfen, hoch oben auf dem steilen Felsen lag Ritter Katos Burg. Wir waren jetzt an seinem Ufer. Wir waren ihm so nahe wie nie zuvor, und diese Nacht war die Nacht des Kampfes.

Ich mußte daran denken, ob sie es wußten, alle, die seit tausend und abertausend Jahren darauf gewartet hatten. Wußten sie, daß in dieser Nacht der Kampf sein sollte? Dachten sie an mich? Dachte mein Vater, der König, an mich? Ich hoffte, daß er es tat, ja, ich wußte, daß er es tat. Ich wußte, irgendwo weit entfernt saß er einsam, dachte an mich und war traurig und flüsterte vor sich hin: »Mio, mein Mio.«

Ich umfaßte mein Schwert. Es war wie Feuer in meiner Hand. Einem schweren Kampf sollte ich mich stellen, und ich hielt es nicht länger aus, länger zu warten. Ich sehnte mich danach, Ritter Kato zu begegnen, auch wenn es mein Tod sein sollte. Nun durfte der Kampf beginnen, auch wenn es nach seinem Ende keinen Mio mehr geben sollte.

»Mio, ich bin hungrig«, sagte Jum-Jum.

Ich nahm den Rest von dem Brot, das Hunger stillt, und wir aßen am Felsen unter Ritter Katos Burg. Es war unser

letztes Brot, und wir wußten nicht, wann wir wieder etwas zu essen bekommen würden.

Aber wir fühlten uns satt und stark und waren beinah glücklich, nachdem wir gegessen hatten.

»Nun müssen wir auf den Felsen hinaufklettern«, sagte ich zu Jum-Jum. »Es ist die einzige Möglichkeit für uns, zu Ritter Katos Burg zu kommen.«

»Das ist es wohl«, sagte Jum-Jum.

Und wir begannen an der Felswand emporzuklettern, die sich hoch und steil vor uns aufrichtete.

»Wenn nur der Felsen nicht so steil wäre«, sagte Jum-Jum.

»Wenn nur die Nacht nicht so finster wäre und wir nicht so klein und einsam.«

Wir kletterten und kletterten. Es ging langsam, und es war schwer. Wir klammerten uns mit Händen und Füßen fest und suchten nach Spalten und Vorsprüngen, wir klammerten uns an und kletterten.

Manchmal wollte ich verzagen und dachte: Nun geht es nicht mehr, jetzt falle ich hinunter, und dann ist alles vorbei. Aber in letzter Sekunde fand ich doch immer etwas, um mich daran festzuklammern. Es war, als schiebe der Felsen selbst einen kleinen Vorsprung unter meinen Fuß, wenn ich zu fallen drohte. Vielleicht haßte sogar der kalte Felsen den Ritter Kato und wollte gern dem helfen, der kam, um gegen ihn zu kämpfen. Himmelhoch über dem Wasser ragte Ritter Katos Burg empor. Himmelhoch mußten wir klettern, um ganz oben auf dem Felsen die Burgmauer zu erreichen.

»Bald sind wir oben«, flüsterte ich Jum-Jum zu. »Bald klettern wir über die Mauer, und dann...«

Da hörte ich Stimmen. Es waren Späher, die miteinander sprachen. Zwei schwarze Späher, die nachts auf der Burgmauer Wache hielten.

»Sucht, sucht überall!« sagte der eine. »Befehl von Ritter Kato, der Feind muß gefangen werden. Befehl von Ritter Kato. Sucht in den Höhlen des Berges, sucht zwischen den

Bäumen des Waldes, sucht auf dem Wasser und in der Luft, sucht in der Nähe und in der Ferne, sucht überall!«

»Sucht in der Nähe, sucht in der Nähe«, sagte der andere.

»Wir sind es, die in der Nähe suchen. Vielleicht ist der Feind mitten unter uns. Vielleicht klettert er in dieser Nacht den Felsen herauf. Sucht überall!«

Fast hörte mein Herz auf zu schlagen — er zündete eine Fackel an. Wenn er mit dieser Fackel an der Mauer herunterleuchtete, mußte er uns sehen. Und wenn er uns sah, war alles vorbei. Er brauchte nur seinen langen Spieß auszustrecken und uns einen Stoß zu geben. Danach brauchte er dann nie mehr nach dem Feind zu suchen, der auf einem weißen Pferd ritt. Nur ein kleiner Schrei wäre zu hören, wenn wir hinabstürzten in den Toten See und für immer versanken.

»Sucht, sucht überall!« sagte der eine Späher. »Leuchtet mit der Fackel über die Burgmauer. Vielleicht kommt gerade jetzt der Feind hier heraufgeklettert. Sucht überall!«

Der andere hob die Hand, die die Fackel hielt, und beugte sich über die Mauer. Das Licht fiel über die Felswand. Wir duckten uns und krochen zusammen, zitternd wie zwei Mäusekinder, wenn die Katze kommt. Der Fackelschein näherte sich, schlich an der Mauer entlang, näher und näher.

»Jetzt«, flüsterte Jum-Jum, »jetzt... O Mio, jetzt ist alles vorbei.«

Da flog von dem See draußen ein Schwarm Vögel auf. Brausend kamen alle die verzauberten Vögel herbeigeflogen. Einer von ihnen stürzte sich gegen die Fackel. Sie fiel dem Späher aus der Hand. Wir sahen sie als einen Flammenstreif durch die Luft in die Tiefe sausen, und wir hörten ein Zischen, als sie im See erlosch und versank. Aber noch ein anderer Streifen aus Feuer taumelte auf das Wasser zu. Der Vogel, der uns gerettet hatte, stand in

Flammen. Mit brennenden Flügeln versank er in den Wogen des Toten Sees. Wir wurden sehr traurig.

»Danke, du armer kleiner Vogel«, flüsterte ich, wenn ich auch wußte, daß der Vogel es nicht hören konnte und niemals mehr etwas hören würde.

Ich wollte um den Vogel weinen, aber ich mußte an die Späher denken. Noch waren wir nicht über die Mauer hinweg, noch drohten uns viele Gefahren.

Die Späher standen genau über uns auf der Mauer. Ich konnte ihre schwarzen, gräßlichen Köpfe sehen und ihre gräßlichen Stimmen hören, als sie miteinander tuschelten und wisperten. »Sucht, sucht überall«, sagten sie. »Vielleicht ist der Feind weiter weg, vielleicht klettert er woanders den Felsen herauf. Sucht überall!«

Sie gingen einige Schritte zur Seite und spähten in eine andere Richtung.

»Jetzt«, raunte ich Jum-Jum zu, »jetzt!«

Und wir kletterten über die Mauer. Schnell, schnell kletterten wir über die Mauer, schnell, schnell rannten wir in der Finsternis auf Ritter Katos Burg zu. Wir preßten uns gegen die schwarze Wand und standen unbeweglich und fürchteten, die Späher könnten uns entdecken.

»Wie kommt man in Ritter Katos Burg hinein?« flüsterte Jum-Jum. »Wie kommt man in die schwärzeste Burg der Welt hinein?«

Kaum hatte er das gesagt, da öffnete sich eine Tür in der Wand. Völlig lautlos öffnete sich eine schwarze Tür neben uns. Nicht das leiseste Geräusch war zu hören. Wenn diese Tür wenigstens geknarrt hätte, als sie sich öffnete, wenn sie in ihren Angeln gequietscht hätte, nur ein ganz klein wenig gequietscht hätte, es wäre nicht so unheimlich gewesen.

Wir faßten uns an den Händen, Jum-Jum und ich, und gingen in Ritter Katos Burg hinein. Wir fühlten uns klein und verloren wie nie zuvor.

Denn so finster war nie eine Finsternis, so eisig war nie eine Kälte, so boshaft war nie eine Stille wie hier in Ritter Katos Burg. Von der Tür führte eine schmale, finstere Wendeltreppe nach oben. Eine höhere und dunklere Treppe hatte ich noch nie gesehen.

»Wenn nur die Finsternis nicht so unheimlich wäre«, flüsterte Jum-Jum. »Wenn nur Ritter Kato nicht so grausam wäre und wir nicht so klein und einsam!«

Ich hielt mein Schwert umklammert, während wir die Treppe hinaufschlichen. Ich ging voran, und Jum-Jum folgte.

Im Traum bin ich manchmal durch dunkle Häuser gegangen, die ich nicht kannte. Unbekannte, entsetzliche Häuser mit schwarzen Zimmern, die mich umschlossen, bis ich nicht mehr atmen konnte, mit Fußböden, die sich gerade dort, wo ich gehen wollte, zu jähen Tiefen öffneten, mit Treppen, die zusammenstürzten und mich mitrissen. Aber kein Haus im Traum war so entsetzlich, so furchtbar wie Ritter Katos Burg.

Wir stiegen und stiegen diese Wendeltreppe hinauf und wußten nicht, was am Ende der Treppe war.

»Mio, ich habe Angst«, flüsterte Jum-Jum hinter mir.

Ich wandte mich nach ihm um und wollte seine Hand nehmen. Aber gerade da verschwand Jum-Jum. Die Wand verschluckte ihn, und ich konnte nicht begreifen, wie es geschah.

Ich blieb allein auf der Treppe stehen, tausendmal einsamer als damals, da wir uns im Berg des Schwertschmiedes verloren hatten, tausendmal einsamer als je zuvor. Ich war verzweifelt. Zu schreien wagte ich nicht, aber ich tastete mit meinen zitternden Händen über die Wand, in der Jum-Jum verschwunden war, und weinte und flüsterte:

»Jum-Jum, wo bist du? Jum-Jum, komm zurück!«

Jedoch die Wand blieb kalt und hart unter meinen Händen. Nirgends war ein Spalt, der Jum-Jum herauslassen konnte.

Alles war still wie zuvor. Kein Jum-Jum antwortete, wie sehr ich auch weinte und flüsterte.

Einsamer war wohl keiner auf der Welt als ich, während ich weiter die Treppe emporstieg. Meine Schritte waren schwer. Kaum konnte ich noch die Füße heben. Die Stufen waren so hoch, und ihrer waren so viele.

So viele — und eine von ihnen war die letzte. Aber ich wußte nicht, daß es die letzte war. Ich wußte nicht, daß die Treppe ein Ende nahm. Das weiß man nicht, wenn man im Finstern Treppen steigt.

Ich tat einen Schritt und trat ins Leere. Ich schrie auf und fiel. Doch im Sturz glückte es mir noch, mich an der obersten Treppenstufe festzuklammern. Dort hing ich und zappelte und suchte mit den Füßen nach einem Halt. Aber da war nichts. Ich schwebte über einer schwarzen bodenlosen Tiefe. Ich hatte Angst, und es gab keine Hilfe.

Gleich stürze ich ab, dachte ich, und dann ist alles vorbei... Oh, hilf mir doch einer, hilf mir!

Plötzlich ging jemand auf der Treppe.

War es Jum-Jum? Kam er zurück?

»Jum-Jum, guter Jum-Jum, hilf mir«, flüsterte ich.

Ich sah ihn nicht, es war ja finster. Ich sah sein freundliches Gesicht nicht und nicht seine Augen, die denen von Benka glichen. Aber er flüsterte mir etwas zu.

»Ja, ja, nimm meine Hand, dann werde ich dir helfen«, flüsterte der, den ich für Jum-Jum hielt. »Nimm meine Hand, dann werde ich dir helfen.«

Und ich nahm seine Hand. Aber es war keine Hand. Es war eine Klaue aus Eisen.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## *Ein gefährlicheres Schwert sah ich nie in meiner Burg*

Einmal werde ich es sicher vergessen können. Einmal werde ich mich sicher nicht mehr an Ritter Kato erinnern. Ich werde sein abscheuliches Gesicht vergessen und seine abscheulichen Augen und seine abscheuliche Klaue aus Eisen. Ich wünsche mir den Tag herbei, an dem ich ihn vergessen haben werde. Dann werde ich auch seine abscheuliche Kammer vergessen.

Ritter Kato hatte eine Kammer in seiner Burg, in der die Luft dick war von Bosheit. Es war die Kammer, in der Ritter Kato Nacht und Tag saß und Böses ausdachte. Nacht und Tag, Nacht und Tag saß er dort und dachte Böses aus, und die Luft war so voll des Bösen, daß man in seiner Kammer nicht atmen konnte. In Schwaden kroch das Böse von dort hinaus und tötete alles Schöne, was draußen lebte, und vernichtete alle grünen Blätter und alle Blumen und all das zarte Gras und legte sich wie ein Schleier vor die Sonne, so daß dort niemals richtig Tag war, sondern nur Nacht und etwas, das fast wie die Nacht war.

Es war nicht verwunderlich, daß das Fenster seiner Kammer wie ein böses Auge über das Wasser des Toten Sees glühte. Die Bosheit Ritter Katos glühte durch das Fenster, wenn er in seiner Kammer saß und Böses ausdachte. Nacht und Tag, Nacht und Tag saß er dort und dachte Böses aus.

In diese Kammer wurde ich gebracht. Ritter Kato fing mich, als ich meine beiden Hände brauchte, um mich festzuhalten, und deshalb mein Schwert nicht ziehen konnte. Dann warfen sich seine schwarzen Späher über mich und brachten mich in seine Kammer. Dort stand schon Jum-Jum. Er war sehr blaß und sah sehr traurig aus und flüsterte, als er mich sah:

»O Mio, nun ist alles vorbei.«

Ritter Kato kam herein, und wir sahen ihn in seiner ganzen Abscheulichkeit. Wir standen vor seinem abscheulichen

Gesicht. Stumm sah er uns an. Seine Bosheit floß über uns hin wie eine kalte Flut. Seine Bosheit kroch über uns hin wie loderndes Feuer. Sie kroch über unsere Gesichter und unsere Hände und brannte in unseren Augen. Ich fühlte, daß Wellen seiner Bosheit mich durchrannen, und wurde unendlich müde und hätte mein Schwert nicht hochheben können, selbst wenn ich es versucht hätte. Die Späher reichten Ritter Kato mein Schwert, und als er es ansah, zuckte er zusammen.

»Ein gefährlicheres Schwert sah ich nie in meiner Burg«, sagte er zu den Spähern, die ihn als Wachen umstanden. Er trat ans Fenster. Dort stand er und wog das Schwert in seiner Hand. »Was tue ich mit diesem Schwert?« fragte Ritter Kato. »Die Guten und die Unschuldigen tötet man nicht mit einem solchen Schwert. Was tue ich also damit?«

Er sah mich mit seinen abscheulichen Schlangenaugen an, und er sah, wie sehr ich nach meinem Schwert verlangte.

»Ich versenke das Schwert im Toten See«, sagte Ritter Kato. »Ich versenke es in die tiefste Tiefe im Toten See, denn noch nie sah ich ein gefährlicheres Schwert in meiner Burg.«

Er hob das Schwert und schleuderte es durch das Fenster.

Ich sah, wie es, durch die Luft fallend, sich überschlug, und war ganz verzweifelt. Tausend und abertausend Jahre hatte der Schwertschmied an einem Schwert geschmiedet, das durch Stein schneiden konnte. Tausend und abertausend Jahre hatte man gewartet und gehofft, daß ich Ritter Kato besiegen würde. Und nun warf er mein Schwert in den Toten See. Niemals mehr würde ich es wiedersehen, und alles war vorbei.

Ritter Kato kam und stellte sich vor uns, und als er uns so nahe war, erstickte mich seine Bosheit fast.

»Was soll ich nun mit diesen meinen Feinden machen?« sagte Ritter Kato. »Was soll ich mit meinen Feinden tun, die von weither gekommen sind, um mich zu töten? Es lohnt, darüber nachzudenken. Ich könnte ihnen Vogelkleider

geben und sie über den Toten See fliegen und schreien lassen, tausend und abertausend Jahre.«

Während er nachdachte, durchbohrte uns der Blick aus seinen abscheulichen Schlangenaugen.

»Ich könnte ihnen Vogelkleider geben«, sagte er. »Oder ich könnte auch ihre Herzen herausreißen und ihnen Herzen aus Stein geben. Wenn ich ihnen Herzen aus Stein gäbe, könnte ich sie zu meinen kleinen Kammerdienern machen.«

Ich wollte ihm zurufen: Oh, laß mich lieber ein Vogel werden! Nichts konnte schlimmer sein, als ein Herz aus Stein zu haben. Aber ich rief nicht. Ich wußte, wenn ich ihn bat, daß ich ein Vogel werden dürfe, so würde er mir sofort ein Herz aus Stein in die Brust setzen.

Ritter Kato musterte uns von oben bis unten mit seinen abscheulichen Schlangenaugen.

»Ich könnte sie aber auch in den Turm werfen und sie verhungern lassen«, sagte er. »Ich habe schon viele Vögel, ich habe schon viele Kammerdiener. Ich glaube, ich werfe meine Feinde in den Turm und lasse sie verhungern.«

Er trat einige Schritte vor und zurück und dachte nach, und jeder Gedanke, der ihm kam, füllte die Luft dicker mit Bosheit.



»In meiner Burg verhungert man in einer einzigen Nacht«, sagte er. »Die Nacht ist so lang und der Hunger so groß, daß man in einer einzigen Nacht stirbt.«

Er blieb vor mir stehen und legte seine Klaue aus Eisen auf meine Schulter.

»Ich kenne dich gut, Prinz Mio«, sagte er. »Ich wußte, daß du gekommen warst, schon als ich dein weißes Pferd sah. Ich saß hier und wartete auf dich. Und du kamst. Du dachtest, es sei die Nacht des Kampfes.«

Er beugte sich zu mir nieder und zischte voller Bosheit in mein Ohr:

»Du dachtest, es sei die Nacht des Kampfes! Falsch gedacht, Prinz Mio! Es ist die Nacht des Hungers. Und wenn die Nacht vorbei ist, liegen in meinem Turm nur einige kleine weiße Knochen. Das ist alles, was übrigbleibt von Prinz Mio und seinem Waffenträger.«

Er klopfte mit seiner Eisenklaue auf den großen Steintisch, der in der Mitte des Raumes stand, und eine ganze Anzahl neuer Späher kam herein.

»Werft sie in den Turm«, sagte er und zeigte mit der Eisenklaue auf uns. »Werft sie in den Turm mit den sieben Schlössern. Stellt sieben Späher als Wachen vor die Tür. Stellt siebenundsiebzig Späher als Wachen in alle Säle, auf die Treppen und in die Gänge zwischen dem Turm und meiner Kammer.«

Er setzte sich am Tisch nieder.

»Ich will hier in Ruhe sitzen und Böses ausdenken und will nicht mehr von Prinz Mio gestört werden. Wenn die Nacht zu Ende ist, werde ich einen Blick auf die kleinen weißen Knochen in meinem Turm werfen. Leb wohl, Prinz Mio. Schlaf gut in meinem Hungerturm!«

Und die Späher griffen Jum-Jum und mich und schleppten uns durch die Burg zu dem Turm, in dem wir sterben sollten. Und überall in den Sälen, auf den Treppen und in den Gängen waren sie bereits aufgestellt, die Späher, die den Weg zwischen dem Turm und Ritter Katos Kammer bewachen sollten. Hatte er so große Angst vor mir, der Ritter Kato, daß so viele Wächter nötig waren? Hatte er solche Angst vor einem, der ohne Schwert war und hinter sieben Schlössern saß mit sieben Wächtern davor? Die Späher hatten uns fest am Arm gepackt, während wir unserem Gefängnis entgegengingen. Wir gingen und gingen durch die große schwarze Burg. An einer Stelle kamen wir an einem Gitterfenster vorbei, und von diesem Fenster aus konnte man über den Burghof sehen. Mitten im Burghof

stand ein Pferd an einen Pfahl gekettet. Es war ein schwarzes Pferd, und neben ihm stand ein kleines schwarzes Fohlen. Mein Herz krampfte sich zusammen, als ich das Pferd sah. Ich mußte an Miramis denken, den ich nie wiedersehen würde. Was hatten sie wohl mit ihm gemacht? Ob er vielleicht tot war? Aber die Späher rissen mich hart am Arm und zerrten mich weiter, und ich konnte nicht länger an Miramis denken.



Wir waren bei dem Turm angekommen, in dem wir unsere letzte Nacht verbringen sollten. Die schwere Eisentür wurde geöffnet, und man schob uns hinein. Dann fiel die Tür mit einem Krach zu, und wir hörten, wie die Späher alle sieben Schlösser zuschlossen.

Wir waren allein in unserem Gefängnis, Jum-Jum und ich. Ein schwacher Lichtschein kam von draußen.

Unser Gefängnis war ein rundes Turmgelaß mit dicker Steinwand. In der Wand war eine Fensterscharte mit

grobem Eisengitter, und durch die Scharte hörten wir die traurigen Schreie der verzauberten Vögel über dem Toten See.

Wir hockten uns auf den Boden. Wir fühlten uns winzig und verlassen, und wir wußten, daß wir sterben mußten, bevor die Nacht zu Ende war.

»Wenn nur der Tod nicht so schwer wäre«, sagte Jum-Jum.

»Wenn nur der Tod nicht so schwer wäre und wir nicht so klein und einsam.«

Wir hielten uns an den Händen. Fest, ganz fest hielten wir uns an den Händen, wie wir dort auf dem kalten Steinboden saßen, Jum-Jum und ich.

Nun war der Hunger über uns, und es war ein Hunger, der keinem anderen glich. Er quälte uns und riß und zerrte in uns und nahm alle Kraft aus unserem Blut. Wir fühlten uns, als müßten wir uns hinlegen und schlafen, um nie mehr zu erwachen. Trotzdem wollten wir nicht schlafen, noch nicht. Wir wollten noch so lange wach bleiben, wie wir konnten.

Und wir fingen an, über das Land der Ferne zu reden, während wir auf das Sterben warteten.

Ich dachte an meinen Vater, den König, und Tränen traten in meine Augen. Der Hunger hatte mich schon ganz schwach gemacht, und die Tränen flössen langsam über meine Wangen. Jum-Jum weinte auch.

»Wenn nur das Land der Ferne nicht so weit weg wäre«, flüsterte er. »Wenn nur die Insel der grünen Wiesen nicht so weit weg wäre und wir nicht so klein und einsam.«

»Weißt du noch, wie wir über die Hügel auf der Insel der grünen Wiesen wanderten und auf unseren Flöten spielten?« sagte ich. »Weißt du noch, Jum-Jum?«

»Ja, aber das ist lange her«, sagte Jum-Jum.

»Wir können hier auch auf unseren Flöten spielen«, sagte ich. »Wir können die alte Melodie spielen, bis uns der Hunger überwältigt und wir einschlafen.«

»Ja, laß uns noch einmal spielen«, flüsterte Jum-Jum.

Und wir nahmen unsere Flöten. Unsere müden Hände konnten sie beinah nicht halten. Wir spielten die alte Melodie. Jum-Jum weinte, als er sie spielte. Die Tränen rannen über seine Wangen. Vielleicht weinte ich auch sehr, ich auch, ich weiß es nicht. Die alte Melodie klang schön, aber sie ertönte so schwach, als wisse sie, daß auch sie bald sterben sollte. Aber obwohl wir leise spielten, die verzauberten Vögel hörten uns doch. Sie hörten die schwachen kleinen Töne, und alle kamen sie vor die Fensterscharte geflogen. Durch das Gitter sah ich ihre hellen, traurigen kleinen Vogelaugen. Die Vögel verschwanden wieder. Wir konnten nicht mehr weiterspielen.



»Nun haben wir zum letztenmal gespielt«, sagte ich und steckte meine Flöte in die Tasche zurück.

Da war noch etwas in der Tasche. Ich steckte die Hand tiefer hinein, um nachzufühlen, was es war. Es war der kleine Löffel, der einmal Jiris Schwester gehört hatte.

Ich wünschte, die verzauberten Vögel würden noch einmal zurückkommen. Dann hätte ich ihnen den Löffel zeigen können. Vielleicht hätte Jiris Schwester ihren Löffel wiedererkannt.

Allein die verzauberten Vögel waren nicht mehr vor unserer Fensterscharte. Ich ließ den Löffel zu Boden fallen, denn meine Hand war so müde.

»Siehst du, Jum-Jum«, sagte ich, »hier haben wir einen Löffel.«

»Ja, einen Löffel haben wir«, sagte Jum-Jum. »Aber was sollen wir mit einem Löffel, wenn wir nichts zu essen haben.«

Und Jum-Jum legte sich lang auf den Boden und schloß die Augen und vermochte nichts mehr zu sagen. Ich war müde, müde, ich auch. Der Hunger wühlte in mir. Ich mußte etwas essen. Irgend etwas, ganz gleich was, wenn man es nur essen konnte. Am meisten sehnte ich mich nach dem Brot, das Hunger stillt, aber ich wußte, ich würde es nicht mehr essen. Durstig war ich auch und sehnte mich nach Wasser aus der Quelle, die Durst löscht, aber ich wußte, ich würde es nie mehr trinken. Niemals mehr trinken und niemals mehr essen. Ich dachte sogar an die Grütze, die mir Tante Edla morgens immer gegeben und die ich nie gemocht hatte. Sogar die Grütze hätte ich jetzt essen können, und sie hätte mir gut geschmeckt! Oh, wenn ich doch etwas essen könnte... irgend etwas!

Mit meiner letzten Kraft nahm ich den Löffel von Jiris Schwester und steckte ihn in den Mund, als hätte ich etwas zu essen.

Da spürte ich in meinem Mund etwas Seltsames. Es war etwas auf dem Löffel, was man wirklich essen konnte. Es schmeckte nach Brot, das Hunger stillt, und nach Wasser aus der Quelle, die Durst löscht. Wasser und Brot waren in

dem Löffel, und ich hatte noch nie etwas Köstlicheres geschmeckt. Es erfüllte mich mit Leben, und all mein Hunger verschwand. Und so seltsam war der Löffel, daß er nicht leer wurde. Immer wieder füllte er sich von neuem, und ich aß, bis ich nicht mehr essen konnte. Jum-Jum lag mit geschlossenen Augen am Boden. Ich steckte ihm den Löffel in den Mund, und er aß im Schlaf. Er lag mit geschlossenen Augen da und aß, und nachdem er gegessen hatte, sagte er:

»O Mio, ich hatte einen wunderbaren Traum. Einen Traum, der das Sterben leichter macht. Ich träumte vom Brot, das Hunger stillt.«

»Es war kein Traum«, sagte ich.

Und Jum-Jum öffnete die Augen und richtete sich auf und fühlte, daß er lebte und nicht mehr hungrig war. Und wir waren beide sehr erstaunt und beinah glücklich in all unserem Elend. »Aber was wird Ritter Kato mit uns machen, wenn wir nicht vor Hunger sterben?« fragte Jum-Jum.

»Wenn er uns nur kein Herz aus Stein gibt!« sagte ich. »Ich habe so große Angst davor, ein steinernes Herz zu bekommen, denn ich glaube, es scheuert in der Brust und tut weh.«

»Noch ist die Nacht nicht zu Ende«, sagte Jum-Jum. »Noch kommt Ritter Kato nicht. Laß uns sitzen und vom Land der Ferne reden, während die Stunden vergehen. Laß uns dicht beieinander sitzen, damit wir nicht allzusehr frieren.«

Es war kalt im Turm. Mein Mantel war mir von den Schultern geglitten. Er lag auf dem Boden, ich hob ihn auf und warf ihn mir über. Meinen Mantel, den die Weberin mit ihrem Märchengewebe gefüttert hatte.

Da hörte ich Jum-Jum schreien.

»Mio, Mio, wo bist du?« schrie er.

»Ich bin doch hier«, sagte ich. »Hier an der Tür.«

Jum-Jum blickte nach allen Seiten und sah ängstlich, sehr ängstlich aus.

»Ich sehe dich nicht«, sagte Jum-Jum. »Ich kann doch nicht blind geworden sein, denn ich sehe die Tür und die schweren Schlösser und alles andere in unserem Gefängnis.«

Jetzt erst bemerkte ich, daß ich meinen Mantel mit dem Futter nach außen übergeworfen hatte. Das schimmernde Futter aus Märchengewebe, das mir die Weberin eingenäht hatte, war auf der Außenseite. Ich nahm den Mantel ab, um ihn zu wenden, und Jum-Jum schrie wieder auf.

»So darfst du mich nicht mehr erschrecken«, sagte er. »Wo hattest du dich versteckt?«

»In meinem Mantel«, sagte ich. »Sicher hat ihn die Weberin in einen Mantel verwandelt, der unsichtbar macht.«

Wir probierten es mehrere Male, und es stimmte wirklich, daß mein Mantel ein Tarnmantel war, sobald ich das Futter mit dem Märchengewebe nach außen drehte.

»Laß uns so laut schreien, wie wir können«, sagte Jum-Jum.

»Vielleicht kommen die Späher herein und sehen nach, warum wir schreien. Dann kannst du dich an ihnen vorbeischieben. Du kannst in deinem Tarnmantel hinausschleichen und aus Ritter Katos Burg nach Hause in das Land der Ferne entkommen.«

»Und du, Jum-Jum?« sagte ich.

»Ich muß zurückbleiben«, sagte Jum-Jum, und seine Stimme zitterte ein wenig. »Du hast ja nur einen Mantel, der unsichtbar macht.«

»Ich habe nur einen Tarnmantel«, sagte ich. »Und ich habe nur einen Freund. Und wir werden zusammen sterben, wenn es nicht für uns beide eine Rettung gibt.«

Jum-Jum legte seinen Arm um mich und sagte:

»Ich möchte so gern, daß du fliehst und dich nach Hause in das Land der Ferne rettest. Und doch kann ich es nicht lassen, glücklich zu sein, weil du bei mir bleiben willst. Ich versuche, nicht glücklich darüber zu sein, aber ich kann es nicht lassen.« Gerade hatte er das gesagt, da kamen die verzauberten Vögel wieder. Mit schnellen Flügelschlägen

brausten sie gegen unser vergittertes Fenster. Zwischen sich hielten sie etwas mit den Schnäbeln. Alle Vögel halfen es tragen. Es war etwas Schweres. Es war ein Schwert. Es war mein Schwert, das durch Stein schneiden konnte.

»O Mio«, sagte Jum-Jum. »Die verzauberten Vögel haben dein Schwert vom Grunde des Toten Sees heraufgeholt.«

Ich sprang zum Fenster und reckte meine eifrigen Hände durch das Gitter hinaus und nahm das Schwert. Es flammte wie Feuer und tropfte von Wasser, aber selbst die Wassertropfen leuchteten wie Feuer.

»Danke, ihr guten Vögel«, sagte ich.

Aber die Vögel sahen mich nur mit ihren hellen, traurigen kleinen Vogelaugen an und flogen mit traurigen, klagenden Schreien über den Toten See hinaus.

»Wie bin ich froh, daß wir auf unseren Flöten gespielt haben«, sagte Jum-Jum. »Sonst hätten die Vögel nie den Weg zu unserem Turm gefunden.«

Ich hörte ihm kaum zu. Ich stand da mit dem Schwert in meiner Hand. Mein Schwert, meine Feuerflamme! Ich fühlte mich so stark wie nie zuvor in meinem Leben. Es rauschte und dröhnte in meinem Kopf. Und mein Vater, der König, fiel mir ein, und ich wußte, daß er an mich dachte.

»Jetzt, Jum-Jum«, sagte ich, »jetzt kommt Ritter Katos letzter Kampf.«

Jum-Jum wurde blaß, und seine Augen glänzten sonderbar.

»Wie öffnest du die sieben Schlösser?« fragte er. »Wie kommst du an den siebenundsiebzig Spähern vorbei?«

»Die sieben Schlösser öffne ich mit meinem Schwert«, sagte ich. »Und mein Mantel verbirgt mich vor den siebenundsiebzig Spähern.«

Ich legte den Mantel über meine Schultern. Das Märchengewebe schimmerte in der Dunkelheit. Es schimmerte, als wollte es Ritter Katos ganze Burg erhellen. Jum-Jum aber sagte:

»Ich sehe dich nicht, Mio. Und doch weiß ich, daß du da bist. Ich werde auf dich warten, bis du zurückkommst.«

»Und wenn ich niemals zurückkomme...« sagte ich und schwieg gleich wieder. Denn ich konnte ja nicht wissen, wer von uns siegen würde: Ritter Kato oder ich.

Es wurde still in unserem Gefängnis. Eine lange Zeit war es völlig still. Endlich sagte Jum-Jum:

»Wenn du nicht mehr zurückkommst, Mio, dann wollen wir aneinander denken. Wir wollen aneinander denken, so lange wir können.«

»Ja, Jum-Jum«, sagte ich. »Ich will in meiner letzten Stunde an dich und an meinen Vater, den König, denken.«

Ich hob mein Schwert, und es schnitt durch die Eisentür, als sei sie aus Teig. Für ein Schwert, das durch Stein schneiden konnte, war eine Eisentür nichts anderes als Teig. Und genauso lautlos, als hätte ich durch Teig geschnitten, glitt das Schwert durch das harte Eisen. Und ebenso leicht schnitt ich mit einigen raschen Schnitten die gewaltigen Schlösser heraus.

Ich öffnete die Tür. Es knirschte ein wenig. Die sieben Späher standen auf Wache vor der Tür. Alle wandten sich zur Tür um, als sie das Knirschen hörten. Und ich stand da in meinem schimmernden Märchengewebe und glaubte, es leuchte so stark, daß sie mich sehen mußten.

»Ich hörte ein Knirschen in der Nacht«, sagte einer der Späher. »Ja, etwas knirschte in der Nacht.«

Sie spähten nach allen Richtungen, aber mich sahen sie nicht. »Sicher war es ein böser Gedanke von Ritter Kato, der vorbeiknirschte«, sagte ein anderer Späher.

Aber ich war schon weit fort.

Ich hielt mein Schwert, und ich hielt meinen Mantel. Ich lief, so schnell ich konnte, auf Ritter Katos Kammer zu. Überall, in den Sälen, auf den Treppen und in den Gängen, standen die Späher und hielten Wache. Die große, finstere Burg war voller schwarzer Späher. Aber mich sahen sie nicht. Mich hörten sie nicht. Und ich lief weiter, auf Ritter Katos Kammer zu.

Ich fühlte mich nicht länger ängstlich. Noch nie war ich weniger ängstlich gewesen. Nun war ich nicht mehr der Mio, der im Rosengarten Hütten baute und auf der Insel der grünen Wiesen spielte. Ich war ein Ritter auf dem Weg zum Kampf. Und ich lief weiter, auf Ritter Katos Kammer zu.

Ich lief schnell. Mein Märchenmantel flatterte hinter mir und leuchtete in der finsternen Burg. Und ich lief weiter, auf Ritter Katos Kammer zu.

Das Schwert brannte wie Feuer in meiner Hand, es leuchtete und flammte. Fest umspannte ich den Knauf. Und ich lief weiter, auf Ritter Katos Kammer zu.

Ich dachte an meinen Vater, den König. Ich wußte, daß er an mich dachte. Jetzt, jetzt sollte der Kampf beginnen. Er schreckte mich nicht. Ich war ein Ritter ohne Furcht, ein Ritter mit einem Schwert in der Hand. Und ich lief weiter, auf Ritter Katos Kammer zu.

Es brauste und dröhnte in meinem Kopf, als tose ein Wasserfall. Ich stand vor der Tür zu Ritter Katos Kammer. Ich öffnete die Tür. Ritter Kato saß an seinem Steintisch. Er hatte mir den Rücken zugekehrt. Um ihn glühte seine Bosheit.

»Dreh dich um, Ritter Kato!« rief ich. »Nun kommt dein letzter Kampf.«

Er wandte sich um. Ich riß meinen Mantel von den Schultern, und da stand ich vor ihm mit dem Schwert in meiner Hand. Sein abscheuliches Gesicht schrumpfte zusammen und wurde grau, und in seinen abscheulichen Augen waren Haß und Angst. Hastig ergriff er sein Schwert, das neben ihm auf dem Tisch lag. Und dann begann Ritter Katos letzter Kampf.

Wohl hatte er ein furchtbares Schwert, aber es war nicht so furchtbar wie meins. Mein Schwert blitzte, es leuchtete und flammte, es fuhr wie Feuer durch die Luft und traf Ritter Katos Schwert ohne Barmherzigkeit.

Eine Stunde dauerte der Kampf, auf den man seit tausend und abertausend Jahren gewartet hatte. Der stumme,

grausame Kampf, in dem mein Schwert wie eine Feuerflamme durch die Luft fuhr und Ritter Katos Schwert traf und es ihm endlich aus der Hand schlug. Ritter Kato stand vor mir. Ohne Waffe! Und er wußte, daß der Kampf zu Ende war.

Da riß er sein schwarzes Wams über der Brust auf.

»Sieh zu, daß du das Herz triffst!« schrie er. »Sieh zu, daß du mein Herz aus Stein durchbohrst! Es hat lange genug in meiner Brust gescheuert und weh getan.«

Ich sah in seine Augen. Und in seinen Augen sah ich, daß Ritter Kato sich danach sehnte, sein Herz aus Stein loszuwerden. Vielleicht haßte niemand Ritter Kato mehr als er sich selbst.

Ich wartete nicht länger. Ich hob mein flammendes Schwert, ich hob es ganz hoch und stieß es tief in Ritter Katos Herz aus Stein. Im selben Augenblick war Ritter Kato verschwunden. Er war fort. Auf dem Boden aber lag ein Haufen Steine. Nur ein Haufen Steine lag dort. Und eine Klaue aus Eisen.

Auf dem Fensterbrett in Ritter Katos Kammer saß ein kleiner grauer Vogel und pickte an die Fensterscheiben. Sicher wollte er hinaus. Ich hatte den Vogel vorher nicht gesehen. Ich wußte nicht, wo er sich versteckt gehalten hatte. Ich ging zum Fenster und öffnete es, damit der Vogel fortfliegen konnte. Und er warf sich hinaus in die Luft und begann zu trillern. Sicher hatte er lange in Gefangenschaft gesessen.

Ich blieb am Fenster stehen und sah den Vogel fliegen. Und ich sah: Die Nacht war vorbei, und der Morgen war gekommen.



[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## *Mio, mein Mio*

Ja, es war Morgen geworden, und es war schönes Wetter. Die Sonne schien. Leichte, weiche Sommerwinde kamen und zausten in meinem Haar, als ich dort am Fenster stand. Ich beugte mich hinaus und sah hinunter über den See. Und es war ein freundlicher, blauer kleiner See, in dem sich die Sonne spiegelte. Die verzauberten Vögel waren verschwunden.

Welch ein schöner Tag war es doch, gerade ein solcher Tag, an dem es sich gut spielen läßt. Ich sah auf das Wasser hinunter, das sich im Morgenwind kräuselte. Ich bekam große Lust, etwas in den See zu werfen. Das will ich immer, wenn ich Wasser sehe. Wie mußte es plumpsen, wenn man etwas von so hoch oben hineinwarf! Ich hatte nichts anderes hineinzuworfen als mein Schwert, und ich ließ es fallen. Es war lustig anzusehen, wie das Schwert durch die Luft fiel und aufschlug. Das Wasser sprang empor, und große Ringe entstanden auf dem Wasserspiegel, große, schöne Ringe, die größer und größer wurden und sich über den ganzen See ausbreiteten. Es sah wunderschön aus. Aber ich hatte keine Zeit, da zu stehen und abzuwarten, bis die Ringe verschwunden waren. Ich mußte zu Jum-Jum zurück und mußte mich beeilen. Ich wußte, er war unruhig und wartete auf mich.

Denselben Weg, den ich vor einer Stunde gelaufen war, lief ich nun zurück. Die großen Säle und die langen Gänge lagen leer und verlassen da. Nicht ein schwarzer Späher war mehr zu sehen. Sie waren alle fort. Die Sonne schien in die öden Säle. Durch die Gitterfenster schien sie auf die Spinnweben, die unter den Gewölben hingen, und man konnte erkennen, wie alt und häßlich die Burg war.

Überall war es öde und still. Plötzlich bekam ich Angst, auch Jum-Jum könnte fort sein. Und ich lief schneller und schneller.

Als ich dem Turm näher kam, hörte ich Jum-Jum auf seiner Flöte spielen. Da wurde ich ruhig und glücklich.

Ich öffnete die Tür zu unserem Gefängnis. Dort saß Jum-Jum auf dem Boden. Seine Augen strahlten, als er mich sah, und er sprang auf und rief:

»Ich mußte die ganze Zeit Flöte spielen. Ich war so unruhig.«

»Nun brauchst du nicht mehr unruhig zu sein«, sagte ich.

Wir waren froh und glücklich, Jum-Jum und ich. Wir sahen uns immer nur an und lachten.

»Jetzt gehen wir fort von hier«, sagte ich. »Wir gehen fort und kommen niemals wieder.«

Wir faßten uns an den Händen und liefen hinaus aus Ritter Katos Burg. Hinaus in den Burghof liefen wir. Und wer galoppierte mir entgegen? Miramis! Mein Miramis mit der Goldmähne. Und an seiner Seite lief ein kleines weißes Fohlen. Miramis kam auf mich zu, und ich schlang meine Arme um seinen Hals und drückte lange, lange seinen schönen Kopf an meinen und flüsterte ihm ins Ohr:

»Miramis, mein, mein Miramis.«

Und Miramis sah mich mit seinen treuen Augen an, und ich wußte, daß er sich genauso sehr nach mir gesehnt hatte wie ich mich nach ihm.

Mitten im Burghof stand ein Pfahl, und neben ihm lag eine Kette. Da wußte ich, daß auch Miramis verzaubert gewesen war. Er war das schwarze Pferd gewesen, das in der Nacht im Hof gestanden hatte, an den Pfahl gekettet. Und das kleine Fohlen war jenes, das von Ritter Kato aus dem Wald der Dunkelheit geraubt worden war. Dieses kleinen Fohlens wegen hatten die hundert weißen Pferde Blut geweint. Nun brauchten sie nicht mehr zu weinen. Jetzt sollten sie bald ihr Fohlen wiederbekommen.



»Aber alle die anderen, die Ritter Kato geraubt hat«, sagte Jum-Jum, »die verzauberten Vögel, wo sind sie geblieben?«  
»Laß uns zum See hinunterreiten und nach ihnen suchen«, sagte ich.

Wir kletterten auf Miramis' Rücken, und das kleine Fohlen trabte hinter uns her. Wir ritten aus dem Burgtor hinaus.

Im selben Augenblick hörten wir hinter uns etwas Schreckliches. Wir hörten ein Getöse, ein Getöse, das den ganzen Erdboden erzittern ließ. Ritter Katos Burg war es, die zusammenstürzte und zu einem großen Steinhaufen wurde. Keine Türme waren mehr dort, keine Säle, keine Wendeltreppen, keine Gitterfenster, nichts, nichts mehr. Nur ein großer Haufen Steine.

»Ritter Katos Burg ist nicht mehr«, sagte Jum-Jum.

»Nein, nun gibt es hier nur noch Steine«, sagte ich. Vom Burgfelsen schlängelte sich ein Pfad zum See hinunter, ein steiler und schmaler und gefährlicher Pfad. Miramis kletterte sehr vorsichtig und setzte die Hufe sehr genau, und das tat auch das kleine Fohlen. Und ohne Schaden kamen wir hinunter an den Strand.

Auf einem Steinplateau dicht am Fuß des Felsens stand eine Gruppe Kinder. Sicher hatten sie uns erwartet. Mit strahlenden Gesichtern kamen sie uns entgegen.

»Oh, dort sind Nonnos Brüder!« sagte Jum-Jum. »Dort ist Jiris kleine Schwester, und da sind alle die anderen. Es gibt keine verzauberten Vögel mehr.«



Wir sprangen von Miramis. Alle Kinder umringten uns. Sie sahen etwas schüchtern aus, aber doch auch freundlich und glücklich. Ein Junge, einer von Nonnos Brüdern, nahm meine Hand und sagte leise etwas, als wolle er nicht, daß es jemand höre: »Ich bin so froh, daß du meinen Mantel

hattest. Und ich bin so froh, daß wir nicht mehr verzaubert sind.«

Ein Mädchen kam auch zu mir. Es war Jiris Schwester. Sie sah mich nicht an, sondern blickte auf den See — so schüchtern war sie — und sagte mit leiser Stimme:

»Ich bin so froh, daß du meinen Löffel hattest. Und ich bin so froh, daß wir nicht mehr verzaubert sind.«

Der andere von Nonnos Brüdern legte seine Hand auf meine Schulter und sagte:

»Ich bin so froh, daß wir dein Schwert aus der Tiefe fischen konnten. Und ich bin so froh, daß wir nicht mehr verzaubert sind.«

»Aber jetzt liegt das Schwert wieder auf dem Grunde des Sees«, sagte ich. »Und das ist nur gut, denn nun brauche ich nie mehr ein Schwert.«

»Nein, und wir können es nie mehr heraufholen«, sagte Nonnos Bruder, »denn wir sind jetzt keine verzauberten Vögel mehr.«

Ich sah mich unter all den Kindern um.

»Wer ist die kleine Tochter der Weberin?« fragte ich die Kinder.

Da wurden alle still. Niemand sagte etwas.

»Wer ist die kleine Tochter der Weberin?« fragte ich noch einmal, denn ich wollte ihr erzählen, daß mein Mantel mit Stoff gefüttert sei, den ihre Mutter gewebt hatte.

»Milimani ist die kleine Tochter der Weberin«, sagte Nonnos Bruder.

»Wo ist sie?« fragte ich.

»Dort liegt Milimani«, sagte Nonnos Bruder.

Die Kinder traten zur Seite. Ganz unten am Rand des Wassers lag auf den Steinen ein kleines Mädchen. Ich lief hin und sank neben ihr in die Knie. Mit geschlossenen Augen und stumm lag sie da. Sie war tot. Ihr Gesicht war weiß und klein. Ihr ganzer kleiner Körper war verbrannt.

»Sie ist gegen die Fackel geflogen«, sagte Nonnos Bruder.

Ich war entsetzt. Ich war unglücklich und traurig. Meinetwegen war Milimani gestorben. Nichts war mehr schön, denn Milimani war meinetwegen gestorben.

»Sei nicht traurig«, sagte Nonnos Bruder. »Milimani hat es selbst gewollt. Sie wollte gegen die Fackel fliegen, obwohl sie wußte, daß ihre Flügel Feuer fangen würden.«

»Aber jetzt ist sie tot«, sagte ich. Und ich war sehr unglücklich. Nonnos Bruder nahm Milimanis kleine verbrannte Hände zwischen seine Hände.

»Wir müssen dich hierlassen, Milimani«, sagte er. »Aber bevor wir gehen, wollen wir dir unser Lied singen.«

Alle Kinder setzten sich neben Milimani auf die Steine und sangen ihr ein Lied, das sie selbst erdacht hatten.

»Milimani, unsere kleine Schwester,  
kleine Schwester, die in den Wellen versank,  
versank mit brennenden Flügeln.  
Milimani, o Milimani!  
Stumm schläft sie und erwacht nie mehr,  
und nie mehr fliegt Milimani  
mit klagendem Schrei über finsternes Wasser dahin.«

»Nein, weil es kein finsternes Wasser mehr gibt«, sagte Jum-Jum. »Nur kleine, freundliche Wellen gibt es, und sie singen für Milimani, wenn sie am Strand liegt und schläft.«

»Wenn wir doch nur etwas hätten, um sie einzuhüllen«, sagte Jiris Schwester. »Etwas Weiches, damit sie auf den Steinen nicht so hart liegt.«

»Wir hüllen Milimani in meinen Mantel«, sagte ich. »Wir hüllen sie in den Stoff, den ihre Mutter gewebt hat.«

Und ich hüllte Milimani in meinen Mantel, der mit Märchengewebe gefüttert war. Weicher als Apfelblüten war er, sanfter als der Nachtwind im Gras, wärmer als des Herzens rotes, rotes Blut, und es war ihre Mutter, die ihn gewebt hatte. Ganz vorsichtig hüllte ich Milimani in meinen Mantel, damit sie weich auf den Steinen liegen konnte.

Da schlug Milimani die Augen auf und sah mich an. Zuerst lag sie still und sah nur mich an. Dann richtete sie sich auf und erblickte all die Kinder und war erstaunt. Dann sah sie sich weiter um und sah noch erstaunter aus.

»Wie blau der See ist«, sagte sie.

Mehr sagte sie nicht. Sie streifte den Mantel ab und stand auf. Es war kein Mal von Feuer mehr an ihr zu sehen, und alle waren wir glücklich, weil sie wieder lebendig geworden war.

Draußen auf dem Wasser glitt ein Boot heran. Mit gewaltigen Ruderschlägen kam jemand herbei. Als das Boot näher kam, sah ich, es war der Schwertschmied, der ruderte, und er hatte Eno bei sich.

Bald stieß ihr Boot gegen die Ufersteine, und sie sprangen an Land.

»Was habe ich gesagt?« rief der Schwertschmied mit rollender Stimme. »Bald kommt Ritter Katos letzter Kampf, habe ich gesagt.«

Eno kam eilig zu mir. »Ich wollte dir nur etwas zeigen, Prinz Mio«, sagte er. Er streckte seine runzlige Hand vor und zeigte, was er darin hatte.

Es war ein kleines grünes Blatt. So ein dünnes, durchsichtiges, zartes Blatt war es, dünn und zart und lichtgrün, mit feinen Adern darin.

»Das ist im Toten Wald gewachsen«, sagte Eno. »Ich fand es vorhin an einem Baum im Toten Wald.«

Er nickte zufrieden; sein kleiner, grauer, strohiger Kopf bewegte sich auf und nieder.

»Jeden Morgen will ich jetzt in den Toten Wald gehen, um zu sehen, ob noch mehr Blätter gewachsen sind«, sagte er.

»Dies Blatt aber, dies hier, darfst du behalten, Prinz Mio.«

Er legte das Blatt in meine Hand. Es war bestimmt das Kostbarste, was er verschenken konnte.

Dann nickte er wieder und sagte:

»Ich saß da und wünschte, daß es dir gutgehen möge, Prinz Mio. Ich saß da in meiner Hütte und wünschte immer nur,

daß es dir gutgehen möge.«

»Was habe ich gesagt?« rief der Schwertschmied. »Bald kommt Ritter Katos letzter Kampf, habe ich gesagt.«

»Wie hast du dein Boot zurückbekommen?« fragte ich den Schwertschmied.

»Die Wellen haben es über den See zurückgebracht«, sagte der Schwertschmied.

Ich sah über den See zum Berg des Schwertschmiedes und zu Enos Häuschen. Mehr Boote kamen jetzt herbei. Viele Boote kamen draußen auf dem Wasser näher, und es saßen Menschen darin, die ich nicht kannte. Blasse, kleine Menschen, die in die Sonne blickten und auf den See und die erstaunt und glücklich aussahen. Sicher hatten sie nie zuvor die Sonne gesehen. Nun aber schien sie hell über den See und über die Felsen rundherum. Und es war alles so schön.

Nur der große Steinhaufen oben auf dem Bergfelsen war nicht schön. Aber eines Tages, dachte ich, wächst Moos über den Steinhaufen. Einmal wird er gut verborgen sein unter weichem grünem Moos, und niemand wird mehr wissen, daß Ritter Katos Burg darunterliegt. Ich habe einmal rosafarbene Blumen gesehen, die auf Moos blühten. Sie sahen aus wie kleine Glocken, und sie wuchsen in langen Ketten. Einmal werden vielleicht solche kleinen Glocken in dem Moos über Ritter Katos Burg blühen. Das wird schön aussehen, glaube ich.



Der Heimweg war lang, jedoch leicht zu gehen. Die kleinsten Kinder durften auf Miramis reiten, und die aller kleinsten ritten auf dem Fohlen. Das fanden sie herrlich. Wir anderen gingen zu Fuß, bis wir an den Wald der Dunkelheit kamen.

Inzwischen war es Nacht geworden. Es war ganz still, als wir zwischen die Bäume des Mondscheinwaldes traten. Aber dann wieherte Miramis wild und laut, und weit entfernt im Wald der Dunkelheit antworteten hundert weiße Pferde ebenso wild, ebenso laut. Und sie kamen uns entgegen, und ihre Hufe dröhnten auf dem Boden. Auch das kleine Fohlen begann zu wiehern. Es versuchte, wild und laut wie die großen Pferde zu wiehern, aber es wurde nur ein schwaches, drolliges Wiehern, das kaum zu hören war. Allein die hundert weißen Pferde hörten es doch. Oh, wie waren sie glücklich, daß das Fohlen heimgekommen war! Sie umringten es. Alle versuchten sie, ihm so nahe wie

möglich zu sein, um es zu berühren, nur um zu fühlen, daß ihr Fohlen wirklich heimgekommen war.

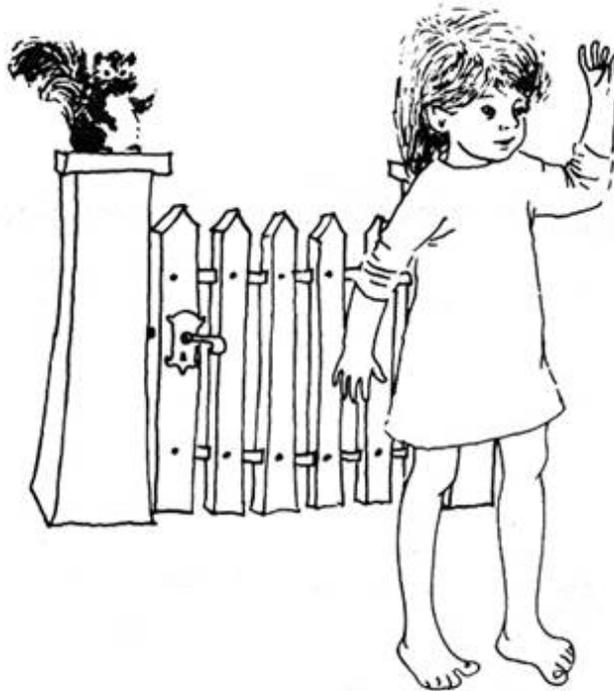
Nun hatten wir ja hundert Pferde, und nun brauchte niemand mehr zu Fuß zu gehen. Jedes Kind konnte auf einem Pferd reiten. Ich ritt auf Miramis, Jum-Jum saß wie immer hinter mir, denn er wollte auf keinem anderen Pferd reiten. Ein kleines Mädchen, ein ganz kleines, durfte auf dem Fohlen reiten.

Wir ritten durch den Wald, und sie waren herrlich, die hundert Pferde im Mondschein.

Bald sah ich die Apfelblüten am Haus der Weberin zwischen den Bäumen hervorleuchten. Weich wie eine Schneewehe lagen die Apfelblüten um das Haus, das aussah wie ein Haus aus einem Märchen. Wir hörten es im Haus klappen, und Milimani sagte: »Meine Mutter webt.«

Dicht am Zaun sprang sie vom Pferd, winkte uns zu und sagte:

»Ich bin so froh, daß ich heimgekommen bin. Und ich bin so froh, daß ich heimgekommen bin, bevor die Apfelbäume verblüht sind.«



Sie lief den kleinen Pfad zwischen den Apfelbäumen hinauf und verschwand im Haus. Und da hörte der Webstuhl im Hause auf zu klappen.

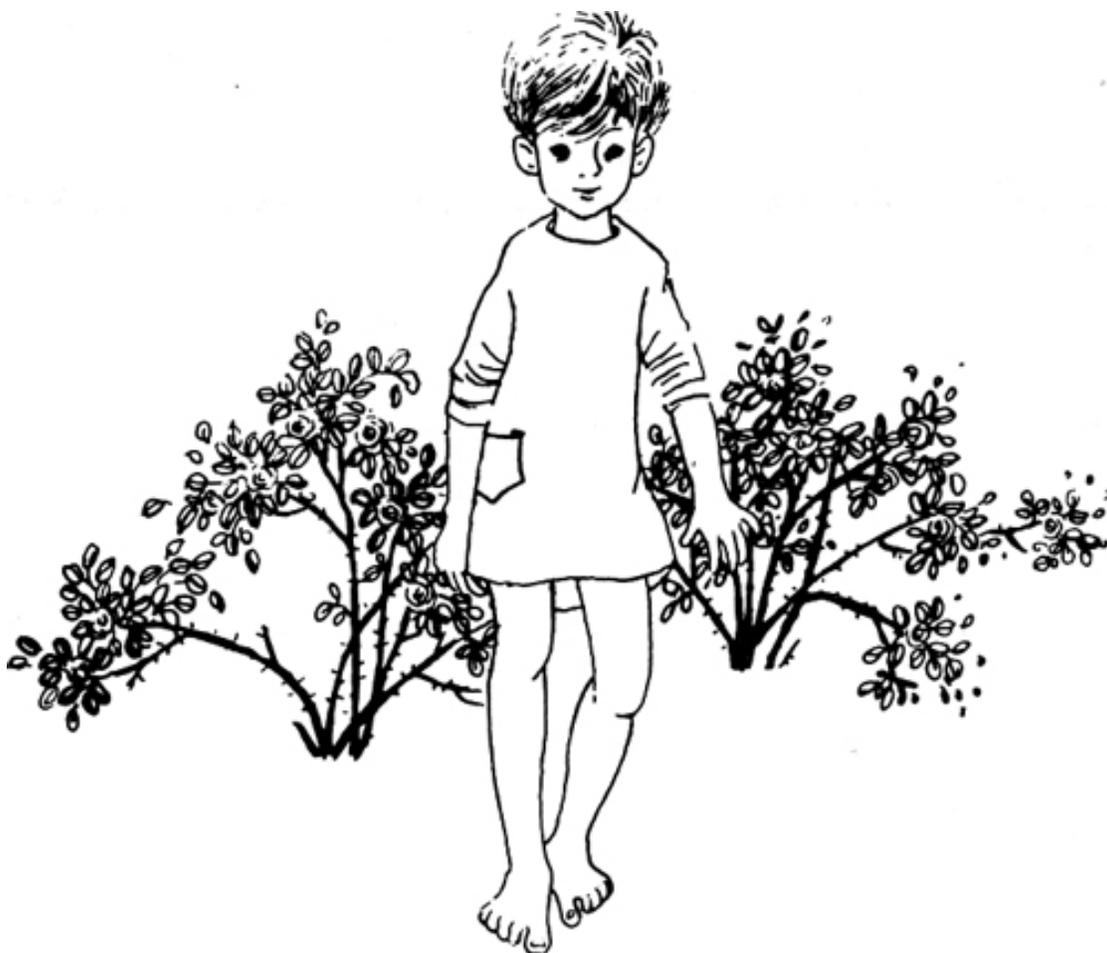
Aber noch hatten wir einen weiten Weg zur Insel der grünen Wiesen. Ich sehnte mich nach ihr und nach meinem Vater, dem König. Und die hundert weißen Pferde mit Miramis an der Spitze erhoben sich über den Wald der Dunkelheit, sie stiegen höher als die höchsten Berge, und hoch oben nahmen sie ihren Weg durch die Luft zur Insel der grünen Wiesen.

Es war Morgen, als wir zur Brücke des Morgenlichts kamen. Die Brückenwächter hatten die Brücke gerade ausgeschwenkt, und sie strahlte golden und licht, als die hundert weißen Pferde mit gestreckten Hälsen und flatternden Mähnen über sie hinwegsprenkten. Und die Brückenwächter sahen erstaunt aus und starrten uns an. Einer von ihnen aber setzte ein Horn an die Lippen und blies hinein. Der Schall tönte über die Insel der grünen Wiesen. Aus den kleinen Häusern und Hütten kamen alle herbeigelaufen, alle, die um die geraubten Kinder getrauert und geklagt hatten. Und nun sahen sie sie auf den weißen Pferden reiten, und keines der Kinder fehlte — alle waren sie heimgekommen.

Die weißen Pferde sprenkten weiter über die Wiesen, und bald waren wir bei meines Vaters, des Königs, Rosengarten. Dort sprangen alle Kinder von den Pferden, und ihre Mütter und Väter liefen herbei, und sie waren vor Freude so ausgelassen wie die hundert weißen Pferde, als sie gesehen hatten, daß das Fohlen heimgekommen war. Nonno war auch da und auch seine Großmutter und Jiri und seine Geschwister und Jum-Jums Mutter und Vater und viele Menschen, die ich nie gesehen hatte, und sie weinten und lachten durcheinander, und sie drückten und küßten die Kinder, die heimgekommen waren.

Mein Vater, der König, war nicht da.

Die hundert weißen Pferde brauchten wir nicht mehr. Sie kehrten zurück in den Wald der Dunkelheit. Ich sah sie über die Wiesen galoppieren. Vor ihnen her lief das kleine weiße Fohlen. Jum-Jum begann, seinem Vater und seiner Mutter zu erzählen, was wir erlebt hatten. Er achtete nicht darauf, wie ich die kleine Pforte zum Rosengarten öffnete. Niemand bemerkte, daß ich in den Rosengarten ging, und das war gut. Denn ich wollte allein dort hineingehen. Ich ging unter den Silberpappeln entlang. Wie immer rauschten sie, wie immer blühten die Rosen — alles war wie immer.



Da sah ich ihn — ich sah meinen Vater, den König. Dort, wo ich ihn verlassen hatte, als ich zum Wald der Dunkelheit und zum Land Außerhalb geritten war, dort stand er. Dort stand er und streckte mir seine Arme entgegen, und ich warf mich

an seine Brust. Fest, ganz fest drückte ich ihn an mich, und er drückte mich fest an sich und flüsterte:

»Mio, mein Mio!«

Denn er liebt mich, mein Vater, der König, und ich, ich liebe ihn, meinen Vater.

Den ganzen Tag hatte ich es wunderschön. Wir spielten im Rosengarten, Jum-Jum und ich und Nonno und seine Brüder und Jiri und seine Geschwister und alle die anderen Kinder. Sie durften sich die Hütte ansehen, die Jum-Jum und ich gebaut hatten, und sie fanden alle, es sei eine wunderschöne Hütte. Wir ritten auch auf Miramis, und er sprang über die Rosenhecken. Und dann spielten wir mit meinem Mantel. Nonnos Bruder wollte ihn nicht wiederhaben.

»Das Futter jedenfalls gehört dir«, sagte er.

Und wir spielten Verstecken mit dem Mantel. Ich hängte ihn mir um, mit dem Futter nach außen, und sprang zwischen den Rosenbüschen umher. Ich war unsichtbar und rief:

»Niemand kann mich fangen! Niemand kann mich fangen!«

Und sie konnten es nicht, wie sie es auch versuchten.

Als es zu dämmern begann, mußten alle Kinder nach Hause. Ihre Mütter und Väter wollten wohl nicht, daß sie am ersten Abend so lange draußen blieben.

Jum-Jum und ich saßen noch ein Weilchen allein in unserer Hütte. Die Dämmerung senkte sich über den Rosengarten, und wir spielten auf unseren Flöten.

»Wir wollen auf unsere Flöten achtgeben«, sagte Jum-Jum.

»Und sollten wir uns einmal verlieren, dann wollen wir die alte Melodie spielen.«

In diesem Augenblick kam mein Vater, der König, um mich zu holen. Ich sagte Jum-Jum gute Nacht, und er lief nach Hause. Und ich sagte Miramis gute Nacht, Miramis, der neben der Hütte graste. Dann nahm mein Vater, der König, meine Hand, und wir gingen heimwärts durch den Rosengarten.

»Mio, mein Mio, ich glaube, du bist größer geworden, während du weg warst«, sagte mein Vater, der König. »Ich glaube, wir müssen heute abend ein neues Zeichen an die Küchentür machen.«

Wir gingen unter den Silberpappeln entlang. Die Dämmerung lag wie ein weißer blauer Nebel über dem ganzen Rosengarten. Die weißen Vögel waren in ihre Nester gekrochen. Aber in der Spitze der höchsten Silberpappel saß Trauervogel. Er allein sang. Ich weiß nicht, wovon er jetzt sang, da alle geraubten Kinder nach Hause gekommen waren. Aber ich glaube, Trauervogel hat wohl immer etwas, wovon er singen kann.

Überall auf den Hügeln zündeten die Hirten ihre Feuer an. Eines nach dem anderen flammte auf und leuchtete durch die Abenddämmerung. Und ich hörte, wie die Hirten draußen spielten. Sie spielten die alte Melodie.

Wir gingen und hielten uns an den Händen, mein Vater, der König, und ich. Wir schwenkten freudig die Arme hin und her, und mein Vater, der König, sah zu mir herab und lächelte, und ich sah zu ihm auf und fühlte mich glücklich.

»Mio, mein Mio«, sagte mein Vater, der König.

Weiter nichts.

»Mio, mein Mio«, sagte mein Vater, der König, als wir durch die Abenddämmerung nach Hause wanderten.

Dann kam der Abend und dann die Nacht.

Nun ich bin schon sehr lange hier im Land der Ferne. Selten denke ich an die Zeit, da ich noch in der Upplandsgatan wohnte.

Nur an Benka denke ich manchmal, weil er Jum-Jum so ähnlich ist. Ich hoffe, daß Benka sich nicht allzusehr nach mir sehnt, denn niemand weiß besser als ich, wie schwer es ist, Sehnsucht zu haben. Aber Benka hat ja seinen Vater und seine Mutter, und er hat sicher auch einen neuen besten Freund gefunden, denke ich.

Es kommt schon vor, daß ich auch an Tante Edla und Onkel Sixten denke, und ich bin ihnen nicht mehr böse. Ich möchte nur wissen, was sie sagten, als ich verschwunden war. Wenn sie überhaupt gemerkt haben, daß ich verschwunden bin. Sie haben sich so wenig um mich gekümmert — vielleicht ist es ihnen gar nicht aufgefallen, daß ich weg bin. Vielleicht glaubt Tante Edla, daß sie mich im Tegnerpark auf einer Bank finden wird, wenn sie nur hinuntergeht und sucht. Vielleicht glaubt sie, daß ich dort auf der Bank unter der Laterne sitze und einen Apfel esse und mit einer leeren Bierflasche oder irgend etwas anderem spiele. Vielleicht glaubt sie, daß ich dort sitze und zu den Häusern hinaufsehe, wo es aus den Fenstern leuchtet, wo Kinder sitzen und mit ihren Müttern und Vätern essen. Vielleicht glaubt Tante Edla das, und dann ist sie sicher böse, weil ich nicht mit der Tüte Zwieback nach Hause komme.

Aber sie irrt sich, die Tante Edla. Oh, wie sie sich irrt! Es sitzt kein Bosse auf irgendeiner Bank im Tegnerpark. Denn er ist im Land der Ferne. Im Land der Ferne ist er, sage ich. Er ist dort, wo die Silberpappeln rauschen, wo die Feuer in der Nacht leuchten und wärmen, wo es Brot gibt, das Hunger stillt, und wo er seinen Vater, den König, hat, den er sehr liebt und der ihn auch sehr liebt.

Ja, so ist es. Bo Vilhelm Olsson ist im Land der Ferne, und er hat es gut dort, so gut, bei seinem Vater, dem König.



[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

# Sonnenau

Vor langer Zeit, in den Tagen der Armut, da gab es zwei kleine Geschwister, die waren ganz allein auf der Welt. Aber Kinder können nicht allein sein auf der Welt, bei irgend jemand müssen sie sein, und darum kamen Matthias und Anna von Sonnenau zum Bauern auf Myra. Er nahm sie nicht auf, weil sie die klarsten, treuherzigsten Augen hatten und die zutraulichsten kleinen Hände oder weil sie ganz verzagt und verloren waren in der Welt vor Gram über den Tod der Mutter, nein, er nahm sie auf, damit sie sich nützlich machten.

Denn Kinderhände können recht wacker arbeiten, wenn man sie nur daran hindert, Borkenschiffchen zu schnitzen und Weidenflöten zu schneiden und Spielstübchen am Bergeshang zu bauen. Kinderhände können die Myrakühe melken und bei den Ochsen ausmisten, wenn man sie nur von allen Borkenschiffchen fernhält und von allen Spielstübchen und überhaupt von allem, womit sie am liebsten spielen.

»Niemand wieder werde ich wohl fröhlich sein in meinem Kinderleben«, sagte Anna, als sie auf dem Melkschemel saß, und sie weinte.

»Nein, hier auf Myra sind alle Tage grau wie die Feldmäuse im Stall«, sagte Matthias.

In den Tagen der Armut war das Essen knapp auf den Höfen, und überdies meinte der Bauer auf Myra, ein Kindermagen brauche nichts anderes als Kartoffeln, getunkt in Heringslake. »Mein Kinderleben währt nicht lange«, sagte Anna. »Bei Kartoffeln und Heringslake lebe ich nicht bis zum nächsten Winter.«

»Bis zum nächsten Winter mußt du aber leben«, sagte Matthias.

»Denn im Winter darfst du zur Schule gehen, und dann sind die Tage nicht länger grau wie die Feldmäuse im Stall.«

Als der Frühling nach Myra kam, da bauten Matthias und Anna kein Mühlrad am Bach, da ließen sie keine Borkenschiffchen im Graben schwimmen. Sie molken die Myrakühe und misteten aus bei den Ochsen, sie aßen Kartoffeln, getunkt in Heringslake, und weinten gar viel, wenn niemand es sah.

»Bliebe ich doch nur bis zum Winter leben und dürfte zur Schule gehen«, sagte Anna.

Und als der Sommer nach Myra kam, da pflückten Matthias und Anna keine Walderdbeeren im Gehölz, da bauten sie keine Spielstübchen am Bergeshang. Sie molken die Myrakühe und misteten aus bei den Ochsen, sie aßen Kartoffeln, getunkt in Heringslake, und weinten gar viel, wenn niemand es sah.

»Bliebe ich doch nur bis zum Winter leben und dürfte zur Schule gehen«, sagte Anna.

Und als der Herbst nach Myra kam, da spielten Matthias und Anna nicht Versteck in der Dämmerung, da kauerten sie am Abend nicht unter dem Küchentisch und flüsterten sich Märchen zu, nein, sie molken die Myrakühe und misteten aus bei den Ochsen, sie aßen Kartoffeln, getunkt in Heringslake, und weinten gar viel, wenn niemand es sah.

»Bliebe ich doch nur bis zum Winter leben und dürfte zur Schule gehen«, sagte Anna.

In den Tagen der Armut, da war es nämlich so, daß die Kinder nur während des Winters ein paar Wochen lang zur Schule gingen. Dann kam ein Schulmeister von irgendwoher gewandert und zog in eine Kate im Dorf ein, und dorthin kamen die Kinder von nah und fern, um lesen und rechnen zu lernen. Der Myrabauer meinte zwar, daß die Schule eine ganz dumme und unnütze Einrichtung sei, und wenn es nach ihm gegangen wäre, dann hätten die Kinder daheim im Stall bleiben müssen, aber das durfte sich selbst der Myrabauer nicht erlauben. Man kann Kinder von

Borkenschiffchen fernhalten und von Spielstübchen und von Walderdbeeren im Gehölz, aber man darf sie nicht von der Schule fernhalten, denn dann kommt der Pfarrer des Dorfes und bestimmt: »Matthias und Anna müssen zur Schule gehen.« Und der Winter kam nach Myra, der Schnee fiel, und die Schneewehen reichten fast hinauf bis zum Stallfenster.



Drinnen aber in dem düsteren Stall tanzten Matthias und Anna vor Freude, und Anna sagte:

»Denk nur, daß ich doch bis zum Winter leben blieb, und denk nur, morgen beginnt die Schule!«

Und Matthias rief:

»He, ihr Feldmäuse alle miteinander, jetzt ist es Schluß mit den grauen Tagen auf Myra!«

Als sie am Abend in die Küche kamen, sagte der Myrabauer:

»Schule hin und Schule her! Gott gnade euch, wenn ihr zur Melkzeit nicht wieder daheim seid!«

Am nächsten Morgen faßten sich Matthias und Anna bei der Hand und wanderten zur Schule. Es waren weite Wege zu gehen, denn in den Tagen der Armut, da kümmerte es niemand, ob der Schulweg weit war oder kurz. Es wehte ein kalter Wind, und Matthias und Anna froren so sehr, daß ihnen die Nägel an den Zehen rissig wurden und die Nasenspitzen feuerrot.

»Du, Matthias, deine Nase ist aber tüchtig rot«, sagte Anna.  
»Und das ist dein Glück, denn sonst wärest du so grau wie die Feldmäuse im Stall.«

Freilich waren sie grau wie die Feldmäuse, Matthias und Anna, elendsgrau im Gesicht und elendsgrau auch die Kleider. Grau war der Schal, den Anna um die Schultern trug, und grau war das alte Lodenwams, das Matthias vom Myrabauern geerbt hatte. Aber jetzt waren sie ja auf dem Weg zur Schule, und dort gab es nichts Graues, das glaubte Anna gewiß. In der Schule, da herrschte die rote Freude vom Morgen bis zum Abend. Und deshalb machte es auch nichts aus, daß sie hier auf dem Waldpfad wanderten wie zwei graue Feldmäuse und so erbärmlich froren in dem grimmigen Winterwetter.



Nun zeigte es sich aber, daß es in der Schule nicht ganz so lustig war, wie sie es sich gedacht hatten. Gewiß machte es Spaß, zusammen mit den anderen Kindern aus dem Dorf um den Kamin zu sitzen und sich durch die Wörter zu buchstabieren, aber schon am nächsten Tag schlug der Schulmeister Matthias mit einer Rute auf die Finger, weil er nicht stillsaß. Und als es Zeit war, das Frühstück zu essen, da schämten sich Matthias und Anna gar sehr. Sie hatten nur ein paar kalte Kartoffeln in ihrem Bündel, aber die anderen Kinder hatten Speckbrote und Käsewecken, und

Joel, der Sohn des Krämers, hatte sogar Eierkuchen, einen ganzen Packen Eierkuchen. Matthias und Anna starrten auf Joels Eierkuchen, bis ihre Augen ganz blank waren, und Joel sagte:

»Armeleutekinder, habt ihr denn noch nie richtiges Essen gesehen?«



Da seufzten Matthias und Anna, und sie schämten sich sehr und wandten sich ab und antworteten nicht.

Nein, grau war alles nach wie vor, anders, als sie gehofft hatten. Doch sie wanderten jeden Tag getreulich zur Schule, wenn auch hohe Schneewehen auf dem Weg lagen und ihre Nägel noch rissiger wurden, und wenn sie auch Armeleutekinder waren ohne Speckbrote und ohne Eierkuchen.

Und jeden Tag sagte der Myrabauer:

»Gott gnade euch, wenn ihr nicht zur Melkzeit daheim seid!« Und niemals hätten Matthias und Anna es gewagt, zu spät zum Melken zu kommen. Sie hasteten durch den Wald wie zwei graue Feldmäuse auf dem Weg zu ihrem Mauseloch, sie waren so bange, zu spät zu kommen.

Aber eines Tages blieb Anna mitten auf dem Weg stehen und packte Matthias beim Arm.

»Matthias«, sagte sie, »die Schule hat nicht geholfen. Ich habe keine Freude in meinem Kinderleben, und ich wünschte, ich lebte nicht bis zum Frühling.«

Gerade als sie die Worte gesprochen hatte, da sahen sie den roten Vogel. Er saß auf dem Boden und war rot gegen den weißen Schnee, so flammend, flammend rot gegen das Weiß des Schnees. Und er sang so klar, daß der Schnee auf den Tannen zu tausend Schneesternen zerbarst, die ganz sachte und still herabschwebten.

Anna streckte ihre Hände nach dem Vogel aus und weinte.

»Er ist rot«, schluchzte sie, »oh, er ist rot.«

Auch Matthias weinte und sagte: »Er weiß sicher nicht, daß es graue Feldmäuse gibt auf der Welt.«

Da hob der Vogel seine roten Flügel und flog auf. Und Anna packte Matthias beim Arm und sagte:

»Fliegt dieser Vogel von mir fort, dann lege ich mich hier in den Schnee und sterbe.«



Und Matthias nahm sie bei der Hand, und sie liefen hinter dem Vogel drein. Er stob durch die Tannen dahin wie ein Feuerbrand, und wo er vorüberflog, da schwebten Schneesterne zu Boden, ganz sachte und still, so klar sang der Vogel, während er flog. Tief in den Wald hinein ging es, immer weiter fort vom Weg, kreuz und quer flog der Vogel. Anna und Matthias strebten ihm nach durch die Schneewehen, Zweige schlugen ihnen ins Gesicht, und sie stolpten über Steine, die sich unter dem Schnee verbargen. Doch ihre Augen glänzten vor Eifer, während sie dem Vogel folgten.

Dann, mit einemmal, war er verschwunden.

»Finde ich den Vogel nicht wieder, dann lege ich mich hier in den Schnee und sterbe«, sagte Anna.

Matthias tröstete sie, er streichelte ihre Wange und sagte:

»Ich höre den Vogel jenseits des Berges singen.«

»Wie kommt man jenseits des Berges?« fragte Anna.

»Durch die dunkle Schlucht hier«, sagte Matthias. Und er nahm sie bei der Hand und wanderte mit ihr durch die Schlucht. Auf dem weißen Schnee in der Tiefe der Schlucht lag eine leuchtend rote Feder, und da wußten sie, daß sie auf dem rechten Wege waren.

Immer schmaler wurde die Schlucht, und schließlich war sie so eng, daß sich nur ein schwächtiger Kinderleib hindurchzwängen konnte.

»Der Weg ist schmal«, sagte Matthias, »aber wir sind noch schmaler.«

»Ja, dafür hat der Myrabauer gesorgt, daß wir überall hindurchschlüpfen können«, sagte Anna.

Und dann waren sie jenseits des Berges.

»Jetzt sind wir jenseits des Berges«, sagte Anna. »Aber wo ist mein roter Vogel?«

Matthias blieb ganz still im Winterwald stehen und lauschte.

»Hinter der Mauer«, sagte er. »Er singt hinter der Mauer dort.« Vor ihnen ragte eine hohe Mauer auf, und in dieser Mauer war eine Pforte. Und die Pforte stand einen Spalt breit offen, so als wäre soeben jemand hindurchgegangen und hätte vergessen, sie zu schließen. Hohe Schneewehen lagen auf der Erde, und der Wintertag war frostig und kalt, und doch streckte ein Kirschbaum seine blühenden weißen Zweige über die Mauer.

»Einen Kirschbaum hatten wir auch zu Hause auf Sonnenau«, sagte Anna, »aber selbst dort blühte er nicht im Winter.«



Matthias nahm Anna bei der Hand, und dann schritten sie durch die Pforte.

Und da sahen sie den roten Vogel. Es war das erste, was sie sahen. Er saß auf einer Birke, und die Birke hatte krause grüne Blättchen, und es war Frühling. Und alle Lieblichkeit des Lenzes überfiel sie im klingenden Hui, tausend kleine Vögel sangen und jubilierten in den Bäumen, es plätscherte in allen Bächen, alle Frühlingsblumen leuchteten. Und auf einer Wiese, so grün wie die des Paradieses, spielten Kinder. Ja, es waren viele Kinder, die dort spielten. Sie hatten Borkenschiffchen geschnitzt, die sie in den Bächen und Gräben schwimmen ließen. Und sie hatten Weidenflöten geschnitten, auf denen sie flöteten, daß es klang, als zwitscherten die Stare im Frühling. Und sie trugen rote und blaue und weiße Kleider und leuchteten wie die Frühlingsblumen im grünen Gras.

»Sie wissen sicherlich nicht, daß es graue Feldmäuse gibt auf der Welt«, sagte Anna traurig. Doch in demselben Augenblick sah sie, daß auch sie und Matthias rote Kleider trugen. Auch sie trugen rote Kleider und waren nicht länger grau wie die Feldmäuse im Stall.

»Das ist gewiß das Seltsamste, was mir in meinem Kinderleben widerfahren ist«, sagte Anna. »Was ist das für ein Ort, wohin sind wir gekommen?«

»Sonnenau«, riefen die Kinder, die am Bach spielten. »Nach Sonnenau bist du gekommen.«

»Auf Sonnenau, dort wohnten wir früher, ehe das graue Leben auf Myra begann«, sagte Matthias. »Aber so sah es dort nicht aus.«

Da lachten alle Kinder.

»Dann ist dies wohl ein anderes Sonnenau«, sagten sie.

Und dann holten sie Matthias und Anna und spielten mit ihnen. Matthias schnitzte ein Schiffchen aus Borke, und Anna setzte die rote Feder, die der Vogel verloren hatte, als Segel darauf, und dann ließen sie ihr Schiffchen in den Bach gleiten, und es segelte davon mit seiner roten Feder, fröhlicher als alle anderen Borkenschiffchen.

Und ein Mühlrad bauten sie, und das Rad drehte sich lustig im Sonnenschein, und sie liefen barfuß im Bach und spürten den weichen Sand unter den Füßen.



»Weichen Sand und lindes Gras, das haben sie gern, meine Kinderfüße«, sagte Anna.

Da hörten sie eine Stimme, die rief:

»Kommt herbei, alle meine Kinder!«

Matthias und Anna ließen die Hände sinken und schauten auf von ihrem Mühlrad.

»Wer ruft dort?« fragte Anna.

»Das ist unsere Mutter«, antworteten die Kinder. »Wir sollen jetzt zu ihr kommen.«

»Aber daß auch wir mitkommen, wird sie nicht wollen«, sagte Matthias.

»Gewiß will sie das«, sagten die Kinder. »Sie will, daß alle Kinder zu ihr kommen.«

»Aber sie ist ja nicht unsere Mutter«, sagte Anna.

»Gewiß ist sie das«, sagten die Kinder. »Sie ist doch die Mutter aller Kinder.«

Da folgten Matthias und Anna den anderen Kindern nach über die Wiese zu einem kleinen Häuschen, und dort war die Mutter. Man konnte gleich sehen, daß es die Mutter war, sie hatte die Augen einer Mutter und die Hände einer Mutter, und ihre Augen und ihre Hände waren für alle Kinder da, die sich um sie drängten. Und sie hatte Eierkuchen gebacken und Brot, sie hatte Butter gekirnt und Käse bereitet, und alle Kinder durften essen, soviel sie wollten, und während sie aßen, saßen sie draußen im Gras.

»Das ist das Beste, was ich je in meinem Kinderleben gegessen habe«, sagte Anna.

Doch Matthias wurde plötzlich ganz blaß und sagte:

»Gott gnade uns, wenn wir nicht zur Melkzeit daheim sind.« Und nun hatten sie es eilig, jetzt fiel ihnen ein, daß sie allzu lange fortgewesen waren. Sie dankten für die Mahlzeit, und die Mutter streichelte ihnen die Wangen und sagte: »Kommt bald wieder.«

»Kommt bald wieder«, riefen auch alle Kinder. Sie begleiteten Matthias und Anna zur Pforte in der Mauer, und diese stand noch immer einen Spalt breit offen, so daß sie die Schneewehen draußen sehen konnten.

»Warum ist die Pforte nicht geschlossen?« fragte Anna.

»Der Schnee kann ja hereinwehen.«

»Wenn die Pforte geschlossen wird, dann kann sie nie wieder geöffnet werden«, sagten die Kinder.

»Nie wieder?« fragte Matthias.

»Nein, nie, nie wieder«, antworteten die Kinder.

Der rote Vogel saß noch immer in der Birke mit den krausen grünen Blättchen, und es duftete so gut, wie Birkenlaub im

Frühling duftet. Aber draußen vor der Pforte lag der Schnee tief, und der Wald stand frostig und kalt in der Winterdämmerung. Matthias nahm Anna bei der Hand, und sie liefen durch die Pforte. Und sofort stürzte sich die Kälte auf sie, aber auch der Hunger, und es war, als hätten sie nie Eierkuchen gegessen, als hätten sie nie Brot bekommen. Der rote Vogel flog ihnen voraus und wies ihnen den Weg, doch in der trüben Winterdämmerung leuchtete er nicht mehr so rot. Auch ihre Kleider waren nicht mehr rot. Grau war der Schal, den Anna um die Schultern trug, und grau war das alte Lodenwams, das Matthias vom Myrabauern geerbt hatte.

Und schließlich kamen sie heim, und sie eilten in den Stall, um die Myrakühe zu melken und auszumisten bei den Ochsen. Und als sie am Abend in die Küche kamen, da sagte der Myrabauer: »Ein Glück, daß das mit der Schule mal ein Ende hat.«

Doch Matthias und Anna kauerten sich in einen Winkel in der dunklen Küche und flüsterten lange von Sonnenau.

Und sie lebten ihr graues Leben im Stall des Myrabauern weiter. Doch jeden Tag wanderten sie zur Schule, und jeden Tag saß der rote Vogel auf dem Waldpfad und führte sie nach Sonnenau. Und dort ließen sie ihre Borkenschiffchen schwimmen, dort schnitten sie ihre Weidenflöten und bauten sich ihre Spielstübchen am Bergeshang, und jeden Tag gab ihnen die Mutter zu essen, soviel sie wollten.

»Hätten wir Sonnenau nicht, dann gäbe ich nicht viel für mein Kinderleben«, sagte Anna.

Doch der Myrabauer sagte, als sie in die Küche kamen:

»Ein Glück, daß das mit der Schule mal ein Ende hat. Dann heißt es wieder daheimbleiben im Stall.«

Da sahen Matthias und Anna einander an, und sie erbleichten. Und ein Tag war der letzte. Der letzte in der Schule und der letzte in Sonnenau.

»Gott gnade euch, wenn ihr zur Melkzeit nicht daheim seid«, sagte der Myrabauer am letzten Tag genau wie alle

anderen Tage auch.

Und sie saßen um den Kamin in der Schule und buchstabierten sich zum letztenmal durch die Wörter. Zum letztenmal aßen sie ihre kalten Kartoffeln und lächelten ein wenig, als Joel sagte: »Armeleutekinder, habt ihr noch nie richtiges Essen gesehen?« Sie lächelten, weil sie an Sonnenau dachten, wo sie sich bald satt essen würden.

Und zum letztenmal huschten sie wie zwei kleine graue Feldmäuse den Waldpfad entlang. Es war der kälteste Tag des Winters, weißer Rauch kam ihnen aus dem Mund, wenn sie atmeten, und die Nägel an Händen und Füßen rissen noch tiefer ein. Anna wickelte den Schal so fest um die Schultern, wie sie nur konnte, und sagte:

»Frieren tue ich und hungrig bin ich, nie habe ich Schlimmeres erfahren in meinem Kinderleben.«

Es war so bitter, bitter kalt, und sie sehnte sich so sehr nach dem roten Vogel, der sie nach Sonnenau führen sollte. Und da saß er ja und war flammend rot gegen den weißen Schnee. Anna lachte vor Freude, als sie ihn sah.

»So darf ich doch noch ein letztes Mal zu meiner Sonnenau kommen!« rief sie.

»Ja, aber dann werden alle Tage wieder grau sein wie die Feldmäuse im Stall«, sagte Matthias.

Der kurze Wintertag neigte sich seinem Ende zu, schon fiel die Dämmerung, bald würde die Nacht kommen. Doch der Vogel stob durch die Tannen dahin wie der allerrötteste Feuerbrand und sang, während er flog, daß im Wald der Kälte und der Stille tausend Schneesterne zu Boden schwebten. Einzig der Vogel war zu hören, denn so eisig kalt war es, daß der Wald schwieg, das brausende Lied der Föhren war erstickt in der Kälte. Kreuz und quer flog der Vogel, Matthias und Anna strebten ihm nach durch die Schneewehen, der Weg nach Sonnenau war so weit.

»Jetzt geht es gewiß zu Ende mit meinem Kinderleben«, sagte Anna. »Die Kälte holt mich, ehe ich bis nach Sonnenau komme.«

Doch der Vogel flog ihnen voraus, und schließlich standen sie vor der Pforte, die sie so gut kannten. Der Schnee lag hoch, doch der Kirschbaum streckte seine blühenden weißen Zweige über die Mauer, und die Pforte stand einen Spalt breit offen.

»Nie zuvor habe ich mich so geseht in meinem Kinderleben«, sagte Anna.

»Aber jetzt bist du da, jetzt brauchst du dich nicht mehr zu sehnen«, sagte Matthias.

»Nein, jetzt brauche ich mich nicht mehr zu sehnen«, sagte Anna.

Und Matthias nahm sie bei der Hand und führte sie durch die Pforte, hinein zur Sonnenau des ewigen Frühlings, wo das zarte Birkenlaub duftete, wo in den Bäumen tausend Vöglein sangen und jubilierten, wo Kinder in allen Bächen und Gräben Borkenschiffchen schwimmen ließen und wo die Mutter auf der Wiese stand und rief:

»Kommt herbei, alle meine Kinder!«

Hinter ihnen lag der kalte, frostige Wald und erwartete die Winternacht. Anna schaute zurück durch die Pforte in die Finsternis und Kälte, und sie schauderte.

»Warum ist die Pforte nicht geschlossen?« fragte sie.

»Ach, kleine Anna«, sagte Matthias, »wenn die Pforte geschlossen wird, kann sie nie wieder geöffnet werden. Weißt du das nicht mehr?«

»Doch, gewiß weiß ich das«, sagte Anna. »Nie, nie wieder.« Und sie sahen einander an, Matthias und Anna. Sie sahen einander lange an, und dann lächelten sie. Und dann machten sie ganz sachte und leise die Pforte hinter sich zu.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## Die Schafe auf Kapela

Vor langer Zeit, in den Tagen der Armut, da gab es noch Wölfe im ganzen Land, und eines Nachts riß einer die Schafe auf dem Kapelahof. Als die Leute am Morgen erwachten, lagen alle die wolligen Schafe, alle die kleinen, blökenden Lämmchen zerfetzt und blutig draußen auf der Weide. Das aber war in den Tagen der Armut ein Unglück, so groß, daß man nur schaudern konnte. Oh, wie sie klagten und sich grämten auf Kapela, oh, wie das ganze Dorf wütete über den Wolf, dieses Untier, diesen Blutschlürfer! Die Männer des Dorfes zogen aus mit Büchse und Wolfsnetz, sie stöberten ihn auf in seiner Höhle und trieben ihn in das Netz, und dort fand er seinen Tod. Nie wieder würde dieser Wolf Schafe morden. Doch der Trost war nur gering, denn die Schafe waren und blieben tot, und der Kummer war groß auf Kapela.

Zwei auf Kapela trauerten mehr als alle anderen, und das waren Großvater und Stina Maria, der Älteste und die Jüngste auf dem Hof. Sie saßen auf dem sonnigen Hang hinter dem Schafstall und weinten. Wie oft hatten sie nicht dort gesessen und die Schafe auf dem Anger grasen sehen, so friedlich, als gäbe es keinen Wolf auf der Welt. Tagaus und tagein, solange der Sommer währte, hatten sie dort gesessen, Großvater, um seine kalten Beine in der Sonne zu wärmen, und Stina Maria, um sich ein Spielstübchen zwischen den Steinen zu bauen und Großvater zu lauschen, wenn er von dem erzählte, was nur die Alten wissen. Von der Uldra, die ihr Haar kämmt mit goldenem Kamm und hohl ist im Rücken; von den Alben, denen nahe zu kommen man sich hüten muß, denn ihr Hauch bringt Ausschlag und anderes Übel; vom Nöck, der im dunklen Fluß flötet, und vom Troll, der durch den dunklen Wald tapst, und von den

Unterirdischen, jenen, die man nicht bei Namen nennen darf. Von allen diesen sprachen Großvater und Stina Maria, wenn sie hinter dem Schafstall saßen, denn wer sehr alt ist auf Erden und wer sehr jung, begreift derlei besser als die anderen.



Zuweilen geschah es auch, daß Großvater einen Spruch hersagte, einen Spruch, der so alt war wie Kapelas alter Hof.

Tu, tu, tu,  
Schafe weit und breit,  
heut wie allezeit,  
so groß ist die Himmelsweid'.

Und im Takt zu diesen Worten stieß Großvater seinen Stock auf den Boden, und am Schluß wies er damit hoch in die Luft, damit Stina Maria so recht sähe, wie groß die Himmelsweide sei, die Kapelas Schafe und Lämmer schützte.

Doch nun saßen Großvater und Stina Maria dort und weinten, denn es gab keine Schafe weit und breit, heut wie allezeit. Sie waren tot, jedes einzelne Schaf, jedes einzelne kleine Lamm, und die Himmelsweide war nicht groß genug gewesen, sie vor dem Wolf zu schützen.

»Morgen hätten wir sie geschoren, falls sie am Leben geblieben wären«, sagte Stina Maria.

»Ja, morgen hätten wir sie geschoren«, sagte auch Großvater. »Falls sie am Leben geblieben wären.«

Wenn man die Schafe auf Kapela schor, dann war das ein Freudentag, nicht gerade für die Schafe, aber für Großvater und Stina Maria und alles Gesinde auf dem Hof. Dann schleppte man den großen Waschzuber hinaus auf den Hang hinter dem Schafstall, dann holte man die Wollschere von der Wand im Wagenschuppen, und dann kam die Hausfrau auf Kapela mit den hübschen roten Bändern, die sie selbst gewebt hatte, um damit den Schafen die Beine zu binden, so daß sie nicht davonlaufen konnten. Denn die Schafe fürchteten sich. Sie wollten nicht im großen Waschzuber geseift werden, sie wollten nicht mit roten Bändern geschnürt und gefesselt auf dem Hang liegen, sie wollten nicht, daß ihnen die kalte Schere durch das Fell fuhr, und sie wollten auch ihre warme, weiche Wolle nicht hergeben, damit die Leute auf Kapela Kleider für den Winter hätten. Am meisten ängstigten sich die Lämmchen. Sie blökten gar jämmerlich, wenn sie auf Großvaters Schoß lagen, und konnten nicht begreifen, warum sie geschoren werden sollten.



Es war nämlich Großvater, der die Schere führte, denn niemand schor so sicher wie er. Und während Großvater schor, hielt Stina Maria das Köpfchen des Lammes und sang, wie Großvater es sie gelehrt hatte:

Schu, schu, Lämmchen mein,  
armes, armes Lämmchen klein.

Ach, die armen Lämmchen klein, nun war ihnen viel Schlimmeres widerfahren. Denn gewiß biß der Wolfsrachen grimmiger zu als die Wollschere, und gewiß war es ärger, im eigenen Blut zu baden als in dem großen Waschzuber geseift zu werden.

»Ach, nie wieder werden wir wohl hier auf Kapela Schafescheren«, sagte Stina Maria.  
Doch das sollte sich zeigen...

Als Großvater abends in seine Kammer ging, merkte er, daß er seinen Stock vergessen hatte.

»Er muß wohl hinter dem Schafstall liegengeblieben sein«, sagte er zu Stina Maria. »Lauf du hin auf deinen flinken jungen Beinen und hol ihn mir.«

»Aber wir essen gleich«, sagte die Mutter. »Und wenn du etwas von der Grütze abhaben möchtest, dann mußt du dich schon sputen.«

Es ging bereits auf den Herbst zu, und jetzt am Abend, als Stina Maria lief, um den Stock zu holen, war es schon dämmerig draußen. Alles war ganz still, kein Lied und kein Laut war zu hören. Es wurde Stina Maria so wunderbar ums Herz und auch recht bange. Sie mußte daran denken, was sie von der Uldra gehört hatte und vom Troll, von den Alben und vom Nöck und von den Unterirdischen. Und plötzlich war ihr, als sähe sie sie mit eigenen Augen. Die Ährenгарben auf dem Felde, so struppig und düster, das waren ja die Trolle, die ihr entgegengetapst kamen auf zottigen Tatzen. Und die Nebelschwaden über der Wiese, gewiß waren das die Alben, die ihr sachte entgegenwallten, um ihr den Ausschlag anzuhauchen. Und die Uldra mit ihren wilden Augen, stand sie nicht dort drinnen im Wald und starrte dem Kind entgegen, das am Abend allein unterwegs war? Und was planten wohl die Unterirdischen, jene, die man nicht beim Namen nennen darf?

Aber dort auf dem Hang hinter dem Schafstall, wo Großvater gesessen hatte, lag ja der Stock. Stina Maria hob ihn auf, und kaum spürte sie die glatte, runde Krücke in der Hand, schwand ihre Furcht dahin. Sie setzte sich auf einen großen Stein und sah über Feld und Wiese, über Wald und Gehöft. Und da sah sie, daß es ihr geliebter Kapelahof war, mit seinen Ährenгарben auf den Feldern, die ihnen Brot

geben würden, mit seinen wallenden Nebelschwaden über den Wiesen, mit seinem dunklen Wald und mit seinen blinkenden Fenstern, die das trauliche Herdfeuer jetzt erleuchtete. Das war ja ihr liebes Kapela, ihr Heim, und sie fürchtete sich nicht länger.

Ja, selbst der Stein, auf dem sie saß, war ein Teil von Kapela. »Fuchsstein«, so nannte ihn der Großvater, und darunter war ein tiefes Loch in der Erde. Ein alter Fuchsbau sei es, hatte der Großvater gesagt, obwohl niemand auf Kapela sich daran erinnern konnte, daß dort je ein Fuchs gehaust hätte. Stina Maria dachte an den Fuchs, und sie dachte an den Wolf, aber Angst hatte sie nicht. Sie packte den Stock fester und stieß damit auf den Boden, genau wie Großvater es tat, und dabei sagte sie den Spruch her, der so alt war wie Kapelas alter Hof.

Tu, tu, tu,  
Schafe weit und breit,  
heut wie allezeit,  
so groß ist die Himmelsweid'.

Doch jetzt zu dieser Stunde geschah etwas. Ohne daß sie wußte, wie es zugegangen war, stand plötzlich ein kleines Männlein vor ihr, grau wie die Dämmerung und schattengleich wie die Nebelschwaden. Und seine Augen waren so alt wie Erde und Steine, seine Stimme so alt wie das Murmeln des Wassers im Fluß und das Rauschen des Windes in den Bäumen. Und er sprach zu ihr, leise, daß sie es kaum verstehen konnte.

»Ein Ende muß es haben«, raunte er. »Ein Ende mit dem Tu, tu, tu und dem Klopfen über uns. Es muß ein Ende haben!«

Als er also raunte, begriff Stina Maria, daß einer der Unterirdischen vor ihr stand. Und es packte sie ein Entsetzen, so groß, wie sie es noch nie gekannt hatte. Sie konnte nicht sprechen und sich nicht rühren, konnte nur

ganz still auf dem Fuchsstein sitzenbleiben und der raunenden Stimme lauschen.

»Schafe weit und breit, heut wie allezeit, die hast du nicht mehr. Wir haben den Wolf gesehen, wie er sich des Nachts über sie hermachte. Doch wenn du mir versprichst, mit diesem Tu, tu, tu aufzuhören, dann will ich dir neue Schafe schenken.«

Stina Maria fürchtete sich so sehr, daß sie am ganzen Leibe zitterte, aber als sie hörte, daß sie neue Schafe bekommen sollte, da faßte sie sich ein Herz und flüsterte dem Grauen zu:

»Ist das wahr? Schenkst du mir neue Schafe?«

»Ja, wenn du mitkommst und sie dir holst«, sprach der Graue. Und ehe Stina Maria wußte, wie ihr geschah, hatte der Graue sie vom Fuchsstein gehoben und den Fels mit einem einzigen Stoß beiseite gewälzt. Dann packte er sie beim Arm, und fort ging es, geradewegs hinein in die dunkle Erde, durch einen Schacht, so lang und schwarz wie die Nacht. Und Stina Maria dachte: Nie habe ich einen solchen Fuchsbau gesehen. Es wird wohl mein Tod sein.

Und dann war sie im Reich der Unterirdischen. Dort schlummern die tiefen Dunkelwälder, die nie ein Windhauch streift, dort wallt der Nebel schwer über dem weiten Dunkelwasser, das nie die Sonne spiegelt, nie Mond oder Sterne, dort herrscht Urzeitfinsternis. Und dort hausen in Höhlen und Grotten die Unterirdischen. Jetzt wimmelten und wogten sie hervor aus ihren Schlünden und Gründen und scharten sich um Stina Maria gleich Schatten. Und der Graue, der sie herabgeholt hatte von der Erde, sprach zu ihnen:

»Schafe weit und breit, heut wie allezeit, die soll sie haben. Kommt, kommt herbei aus den Dunkelwäldern, ihr Lämmer und Schafe, so viel an der Zahl, wie der Wolf ihr stahl.«



Da hörte Stina Maria ein Klingen und Läuten von Glöckchen, und aus dem Wald gehüpft kamen in langer Reihe die Schafe und Lämmer. Nicht weiß wie die Kapelaschafe waren sie, sondern grau, und alle trugen ein goldenes Glöckchen am Ohr. »Nimm sie mit und kehre heim nach Kapela«, sprach der Graue. Und die Unterirdischen wichen zur Seite, um Stina Maria und ihren Schafen Platz zu machen. Doch eine Gestalt wich nicht zur Seite. Es war eine Frau. Ganz still stand sie vor Stina Maria. Und grau war auch sie und schattengleich und alt wie Erde und Steine. Und sie griff nach Stina Marias blonden Zöpfen und ließ sie durch ihre Hände gleiten. »Blondkind, Lichttochter«, wisperte sie. »So ein Kind habe ich mir schon immer gewünscht.«

Und sie strich Stina Maria mit ihrer Schattenhand über die Stirn, und in dem Augenblick war alles aus ihrem Gedächtnis gelöscht, was ihr lieb und teuer gewesen war. Sonne, Mond und Sterne waren ihr versunken, die Stimme der Mutter vergessen und der Name des Vaters, der Geschwister entsann sie sich nicht mehr, die sie liebgehabt hatte, und nicht mehr des Großvaters, auf dessen Schoß sie gesessen. Das ganze Kapela war ihr entschwunden. Das einzige, was sie wußte, war, daß die Schafe mit den goldenen Glöckchen ihr gehörten. Sie trieb sie zurück in den Dunkelwald, damit sie dort weideten, sie führte sie hinab zum Dunkelwasser, damit sie dort tranken, und das kleinste Lämmchen nahm sie auf den Arm, wiegte es hin

und her und sang dazu: »Schu, schu, Lämmchen mein, armes, armes Lämmchen klein.« Denn an diese Worte erinnerte sie sich. Und während sie so sang, war ihr, als sei sie selbst ein verirrtes Lämmchen klein, und sie weinte. Wer sie aber wirklich war, das wußte sie nicht mehr. Des Nachts schlief sie in der Grotte bei der Frau mit den Schattenhänden, und sie nannte sie Mutter. Und ihre Schafe und Lämmer nahm sie mit in die Grotte, damit sie neben ihr ruhten; in der Finsternis dort drinnen hörte sie gern die Glöckchen läuten.

Tage und Nächte verrannen. Monate und Jahre gingen dahin, und Stina Maria hütete ihre Schafe im Dunkelwald, sie träumte und sang am Dunkelwasser, und die Zeit eilte fort.

Und über dem Reich der Unterirdischen lastete die Stille. Niemals vernahm Stina Maria anderen Laut als ihre eigenen gesummtten Weisen, das leise Klingen der Glöckchen oder Vogelrufe aus dem Nebel, wenn sie ihre Herde hinabgeleitete zum Dunkelwasser.

Und wieder einmal saß sie in dieser Stille, sah die Schafe trinken, ließ die Finger durch das Wasser gleiten und dachte an nichts. Da erscholl plötzlich ein Dröhnen, so gewaltig, daß die Luft über dem Dunkelwasser erbebt, und es erklang eine Stimme, so mächtig, daß sich die Bäume im Dunkelwald bogen, und weithin über das Reich der Unterirdischen hallten die Worte, die so alt waren wie Kapelas alter Hof.

Tu, tu, tu,  
Schafe weit und breit,  
heut wie allezeit,  
so groß ist die Himmelsweid'.  
Stina Maria fuhr auf wie aus tiefem Schlaf.

»Ja, Großvater«, rief sie, »hier bin ich!«

Und jetzt fiel ihr alles wieder ein, jetzt erinnerte sie sich wieder. An Großvater und die Stimme der Mutter, an den Namen des Vaters, und daran, wer sie selbst war und daß ihr Heim der Kapelahof war.

Doch sie weilte ja bei den Unterirdischen, auch das wußte sie jetzt. Gefangen war sie dort, wo weder Sonne schien noch Mond noch Sterne, das wußte sie nun wieder.

Da begann sie zu laufen. Und ihre Schafe und Lämmer folgten ihr, wie ein grauer Strom rann es durch den Dunkelwald. Doch die Unterirdischen, die das Dröhnen gehört und die Stimme vernommen hatten, sie alle wimmelten und wogten nun hervor aus den Schlünden und Gründen. Sie tuschelten und zischelten erbost miteinander, und ihre Augen waren schwarz vor Zorn. Und alle starrten auf Stina Maria, und ein Murmeln hob an, und sie wiesen mit Fingern auf sie. Der Graue, der sie herabgeholt hatte von der Erde, nickte.

»Laßt sie schlafen im Dunkelwasser«, raunte er. »Ruhe finden wir nicht, solange ihr Geschlecht auf Kapela wohnt. Laßt sie schlafen im Dunkelwasser.«

Und sofort scharten sich die Unterirdischen um Stina Maria gleich Schatten. Und sie griffen sie und führten sie hinab zum Wasser, wo der Nebel hauste.

Doch da erklang ein heiserer Schrei. Es schrie die Frau, die Stina Maria Mutter genannt hatte, und nie zuvor hatte man bei den Unterirdischen solchen Schrei vernommen.

»Mein Blondkind, meine Lichttochter!« schrie sie.

Sie zwängte sich durch die anderen hindurch und schlang ihre Schattenarme um Stina Maria, und als sie in die Runde starrte, waren ihre Augen schwarz vor Zorn, und ihre Stimme war heiser, als sie rief:

»Ich allein und kein anderer bettet mein Kind zur Ruhe, wenn die Zeit gekommen ist.«

Und sie hob Stina Maria auf und trug sie auf ihren Armen zum Wasser. Die Schar der Unterirdischen aber blieb

lauernd zurück. »Komm, komm, Blondkind mein«, flüsterte sie, »komm, gleich schläfst du ein.«

Über dem Dunkelwasser lag schwer der Nebel. Jetzt warf er seine Schleier über Stina Maria und die Frau, die sie trug. Doch Stina Maria sah das Wasser unter sich blinken, und da weinte sie und dachte: Schu, schu, Lämmchen klein, niemals kehrst du wieder heim.

Da strich ihr die Frau, die sie Mutter genannt hatte, mit der Schattenhand über die Wange und flüsterte ihr zu:

»Blondkind mein, folg der Herde dein!«

Und plötzlich war Stina Maria allein im Nebel. Nicht die Hand vor Augen konnte sie sehen, doch sie hörte die goldenen Glöckchen klingen und folgte ihrem Schall. Und das Klingen geleitete sie durch Finsternis und Nebel, und sie kannte nicht Weg noch Steg und wußte nicht, wohin sie ging.

Nachdem sie lange gewandert war, spürte sie Gras unter den Füßen, kurzes Gras wie auf einer Weide, wo Schafe gegrast haben. Wo ich bin, weiß ich nicht, dachte Stina Maria, aber solch Gras wächst daheim auf dem Anger.



In demselben Augenblick sank der Nebel zu Boden, und da erblickte sie den Mond. Es war der Mond über Kapela, er stand genau über dem Dachfirst des Schafstalles. Und auf dem Fuchsstein saß der Großvater mit dem Stock in der Hand.

»Wo steckst du denn so lange?« sagte Großvater. »Spüte dich, noch ist die Grütze warm.«

Doch dann schwieg er still. Denn jetzt sah er die Schafe, alle die hübschen weißen Schafe mit ihren kleinen, rundlichen Lämmchen, die im Mondschein grasten. Ja, er

sah sie klar und deutlich vor sich und hörte die allerhellsten Glöckchen von der Wiese herüberläuten.

»Gott steh mir altem Mann bei«, rief Großvater. »Es läutet mir in den Ohren, und meine Augen sehen die Schafe, die der Wolf gerissen hat.«

»Es sind nicht die Schafe, die der Wolf gerissen hat«, sagte Stina Maria.

Da las er in ihren Augen, woher sie gekommen war, denn wer bei den Unterirdischen geweilt hat, dem steht es im Gesicht geschrieben das Leben lang. Nur ein kleines Weilchen ist man dort, nur so lange, bis die Grütze gar gekocht und der Mond über den Dachfirst des Schafstalls gestiegen ist, und doch steht es einem im Gesicht geschrieben das Leben lang.

Großvater schloß Stina Maria in seine Arme und zog sie auf den Schoß.

»Schu, schu, Lämmchen mein«, murmelte er. »Wie lange warst du denn fort, mein armes, kleines Lämmchen klein?«

»Monate und Jahre war ich fort«, sagte Stina Maria. »Und wenn du nicht gerufen hättest, dann wäre ich jetzt noch dort.« Großvaters alte Augen leuchteten, als er die Schafe betrachtete. Er zählte sie, und es waren so viel, wie der Wolf ihnen gestohlen hatte.

»Es sieht so aus, als sollten wir wieder Schafschur halten auf Kapela«, sagte er schließlich zu Stina Maria. »Es sieht so aus, als müßte ich noch heute abend die Wollschere wetzen. Falls nun diese Mondscheinschafe wirklich dir gehören.«

»Gewiß gehören sie mir«, sagte Stina Maria. »Jetzt sind sie weiß, aber vorher waren sie grau, und ich bekam sie von...«

»Still!« rief Großvater.

»Von jenen, die man nicht bei Namen nennen darf«, sagte Stina Maria.

Der Mond stieg höher und höher über den Schafstall, er schien auf den Anger und Kapelas Schafe und Lämmer.

Großvater faßte seinen Stock fester und stieß ihn auf den Boden.

»Tu, tu, tu...«

»Still!« rief Stina Maria.

Und dann flüsterte sie ihm den Spruch ins Ohr, der so alt war wie Kapelas alter Hof:

Tu, tu, tu,  
Schafe weit und breit,  
heut wie allezeit,  
so groß ist die Himmelsweid'.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

# Klingt meine Linde

Vor langer Zeit, in den Tagen der Armut, da gab es noch Armenhäuser im ganzen Land, in jedem Kirchspiel eins. Dort wohnten die Ärmsten der Armen, die Alten und Gebrechlichen, die nicht mehr arbeiten konnten, die Hungerleider und Kranken und Bresthaften, die närrischen Tröpfe und die Waisenkinder, die niemand in Pflege nehmen wollte. Sie alle brachte man zur Stätte der Seufzer, die das Spittel war.

Auch im Kirchspiel Norka gab es eins, und dorthin kam Malin, als sie acht Jahre alt war.

Vater und Mutter waren an der Schwindsucht gestorben, und da die Norkabauern fürchteten, Malin könne ihnen die Krankheit ins Haus bringen, wollte sie keiner für Geld in Pflege nehmen, wie es sonst Brauch war, und deshalb kam sie ins Spittel.

Es war noch zeitig im Frühjahr an einem Samstagabend, und alle Armenhäusler hockten am Fenster und gafften auf die Dorfstraße hinaus. Es war dies das einzige Vergnügen der Allerärmsten am Samstagabend. Nicht, daß es so viel zu sehen gegeben hätte. Dort kam ein verspätetes Bauernfuhrwerk von einer Reise in die Stadt heim, dort kamen ein paar Häuslerbuben auf dem Weg zum Angeln, und dort kam auch Malin mit ihrem Kleiderbündel unter dem Arm, und ihr starrten sie alle entgegen.

Ich Ärmste, ich muß ins Spittel, dachte Malin, als sie auf der Vortreppe stand. Ich Ärmste!



Sie klinkte die Tür auf, und vor ihr stand Pompadulla, die im Spittel von Norka schaltete und waltete und die Erste unter den Spittlern war.

»Willkommen im Hause der Armut«, sagte Pompadulla. »Eng haben wir es schon, und besser wird es jetzt auch nicht. Aber viel Platz brauchst du ja nicht, so klein und mager wie du bist.« Malin schwieg und sah zu Boden.

»Und kein Hopsen und Hüpfen, kein Toben und Tollen, das wollen wir hier nicht haben«, sagte Pompadulla. »Damit du es von vornherein weißt.«

Und rings an den Wänden hockten die Armenhäusler und starrten Malin trübsinnig an, und sie dachte:

Wer möchte hier wohl toben und tollern, ich nicht und auch niemand sonst.

Sie kannte sie gut, die Armenhäusler von Norka, denn sie zogen ja tagtäglich mit ihren Bettelsäcken im Kirchspiel umher und baten und flehten um Gottes Barmherzigkeit willen um ein Stückchen Brot. Ja, sie kannte sie alle. Da

war Schiefmaul, der Häßlichste im ganzen Dorf, mit dem man die Kinder gruseln machte, obwohl er so harmlos und gut war und niemandem etwas zuleide tat. Da war Jocke Kis, dem der liebe Gott den Verstand genommen hatte, und Ola auf Jola, der zehn Wecken essen konnte, ohne satt zu werden. Da war Sommer-Nisse mit seinem Holzbein und Hühner-Hilma mit ihrem Plierauge und Krücken-Anna und Liebe Güte und Keif-Marja und über ihnen allen die großmächtige Pompadulla, vom Kirchspiel ausersehen, im Armenhaus zu herrschen.

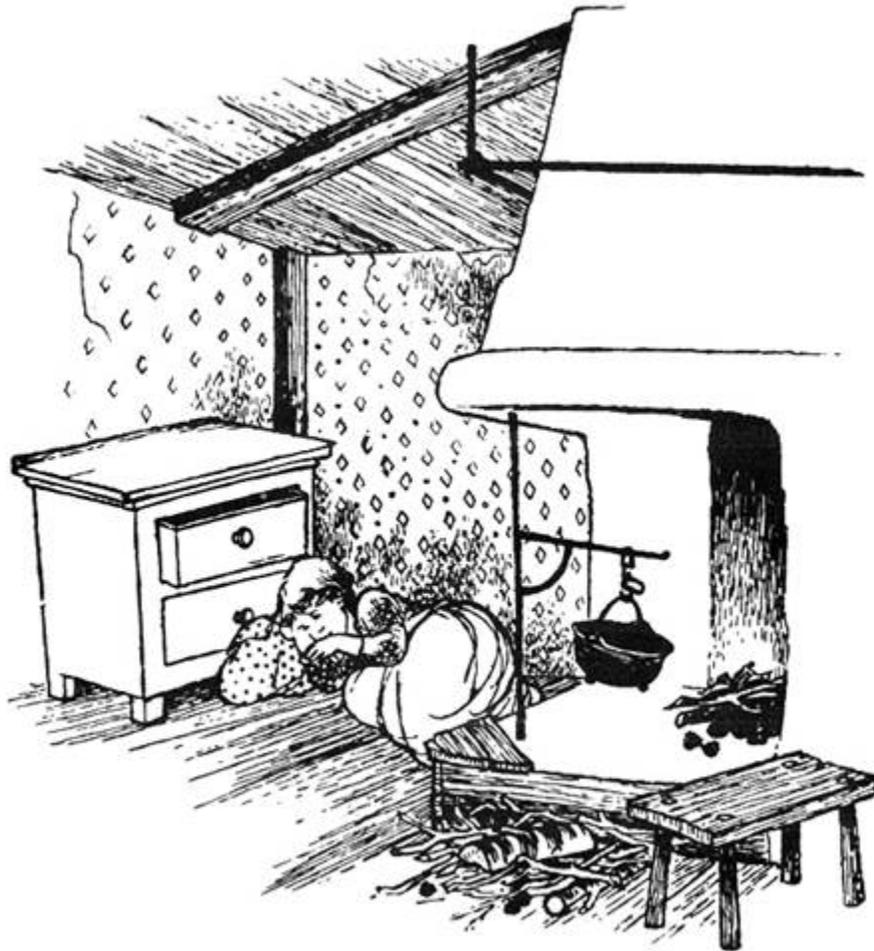
Malin stand an der Tür, und sie sah sich um in der Not und im Elend des Armenhauses und dachte, daß sie hier ihr junges Leben verbringen müsse, bis sie alt genug sei, irgendwo als Magd zu dienen. Da wurde ihr das Herz schwer, denn sie wußte nicht, wie sie es ertragen sollte, hier zu leben, wo es nichts Schönes gab und keine Freude. Auch daheim waren sie arm gewesen, aber ganz gewiß hatte es dort Schönes gegeben und Freude. Ach, der Apfelbaum vor dem Fenster, wenn er im Frühling blühte, ach, die Maiglöckchen im Wald, ach, der Schrank mit den gemalten Rosen auf der Tür und der große blaue Leuchter mit den Talgkerzen darin, ach, Mutters braune Brotlaibe, wenn sie frischgebacken aus dem Ofen kamen, und ach, die Küchendielen am Samstagabend, weißgescheuert und mit gehacktem Wacholder bestreut! Ja, alles war schön und froh gewesen daheim, ehe die Krankheit kam.

Aber hier im Spittel war es so häßlich, daß man weinen konnte, und vor dem Fenster lag nur ein karger Kartoffelacker, da war kein Maiglöckchenwald und kein blühender Apfelbaum.

Ich Ärmste, dachte Malin, jetzt bin ich die jüngste Armenhäuslerin von Norka, und alles Schöne ist vorbei und alle Freude.

In der Nacht schlief sie in einem Winkel auf den Dielen, aber noch lange lag sie wach und hörte die Spittler schnaufen und schnarchen, immer zwei und zwei in einem

Bett. Dort schliefen sie nach des Tages Mühen und Wanderungen, Schiefmaul mit Sommer-Nisse, Jocke Kis mit Ola auf Jola, Hühner-Hilma mit Liebe Güte, Krücken-Anna mit Keif-Marja. Pompadulla aber wohnte allein oben in der Dachkammer und teilte das Bett nur mit den Wanzen.



In der Frühe erwachte Malin, und in der kalten, grauen Morgendämmerung sah sie die Scharen der Wanzen über die Tapete spazieren. Jetzt kehrten sie heim zu ihren Ritzen und Spalten, aber in der nächsten Nacht würden sie wiederkommen, um sich an den Spittlern von Norka zu mästen.

Wäre ich eine Wanze, dann würde ich von hier fortziehen, dachte Malin. Aber vielleicht fragen die Wanzen nicht danach, was schön ist und froh macht, solange nur vier

Betten hier stehen mit acht Spittlern darin und einer kleinen Spittlerin auf den nackten Dielen.

Von ihrem Winkel aus konnte Malin auch sehen, was unter den Betten stand und lag. Alles, was die Armenhäusler von den Dörflern erbettelt und erjammert hatten, das verwahrten sie dort in Schachteln und Beuteln, ein jeder seine Brotkanten, ein jeder seine Erbsen und seine Grütze, ein jeder sein Speckstreifchen, seine paar kümmerlichen Kaffeebohnen und seinen Kessel mit dickem, altem Kaffeersatz.

Jetzt erwachten die Alten, einer nach dem anderen, und zeterten und zankten, wer sich zuerst seinen Kaffee brauen dürfe. Mit ihren Kesseln schubsten und drängten sie sich um den offenen Herd, sie schimpften und schalten, doch da trat die großmächtige Pompadulla ein. Sie schob sie alle kurzerhand beiseite und setzte ihren eigenen dreibeinigen Kessel aufs Feuer.

»Zuerst braue ich ein Schlückchen für mich und meine Kleinmagd«, sagte sie.

Denn in der Nacht hatte sie sich ausgedacht, daß eine Kleinmagd sehr nützlich sein könnte, wenn man mit dem Bettelsack umherzog. Schließlich mußten die Dörfler ja um Gottes Barmherzigkeit willen dafür sorgen, daß unschuldige Kinder nicht Hungers starben.

Deshalb bekam Malin von Pompadulla jetzt einen Klaps auf die Wange und Kaffee und Zwieback, und fortan war sie also Pompadullas Kleinmagd und würde es bleiben. Doch Jocke Kis, der nicht ganz richtig war im Kopf, er sagte, hoho, jaja, dann habe die Königin Pompadulla ja jetzt eine Erbin für ihr Reich. »Welches Reich denn?« wollte Pompadulla wissen.

»Das Elendsreich«, sagte Jocke Kis. »Armenhauskönigin, der Wanzen hohe Herrscherin, das kann sie dann werden, deine Kleinmagd.«

Und Malin saß traurig dabei, und über den Rand der Kaffeetasse hinweg sah sie sich um im Elend des Spittels

und versuchte eine einzige winzige Kleinigkeit zu erspähen, die schön war. Doch da gab es nichts, nein, nichts. Da betete sie zum lieben Gott, daß er ihr ein besseres Los beschere möge, als Jocke Kis ihr vorausgesagt hatte. Sie betete, daß er es ihr erlassen möge, Armenhauskönigin zu werden und aller Wanzen Herrscherin.

Und dann begann sie ihre Wanderung mit Pompadulla. Sie zogen von Hof zu Hof und bettelten um Brot. Und Pompadulla war sehr zufrieden mit ihrer Kleinmagd, sie steckte ihr die besten Bissen zu von dem, was sie erbettelt hatten, und am Abend prahlte sie vor den anderen Spittlern, die keine Kleinmagd hatten.



Doch Malin hatte ein gutes Herz und mühte sich, ihnen allen eine gute Kleinmagd zu sein. Wenn Hühner-Hilma mit ihren krummen Fingern nicht das Schuhband knüpfen konnte, dann knüpfte Malin es ihr, und wenn Liebe Güte ihre Knäuel fallen ließ, dann hob Malin sie ihr auf, und wenn Jocke Kis sich ängstigte, weil er Stimmen im Kopf hörte, dann tröstete Malin ihn und beruhigte ihn. Doch sich selbst konnte sie nicht trösten, denn für den, der ohne

etwas Schönes nicht leben kann, gab es im Spittel von Norka keinen Trost.

Auf ihren Wanderungen mit Pompadulla kam sie eines Tages auch zum Pfarrhof, und die Pfarrersfrau gab ihnen um Gottes Barmherzigkeit willen Brot für den Bettelsack und einen Teller voll Wassergrütze am Küchentisch. Doch Malin bekam an diesem Tage noch etwas geschenkt. Gerade an diesem Tag und gerade dort in der Küche des Pfarrhofs geschah das Wunderbare, daß sie als Herzenstrost etwas Schönes geschenkt bekam. Sie saß am Tisch, löffelte ihre Grütze und ahnte nichts, da drangen durch die angelehnte Tür *Worte* zu ihr herüber, *Worte*, so hold, daß sie erbebte. Dort drinnen war jemand, der den Kindern des Pfarrers ein Märchen vorlas, und in all ihrer Holdheit drangen die Worte durch den Türspalt und kamen auch zu Malin. Nie zuvor hatte sie gewußt, daß auch Worte schön sein können, und nun erfuhr sie es, und sie sanken ihr in die Seele wie Morgentau auf eine Sommerwiese. Ach, sie wollte sie in ihrem Herzen bewahren für alle Zeit und nie wieder vergessen, aber schon, als sie mit Pompadulla heimkehrte ins Spittel, waren sie ihr aus dem Gedächtnis entschwunden. Nur ein paar wunderliebliche Worte wußte sie noch, und sie sagte sie leise vor sich hin, wieder und immer wieder.

Klingt meine Linde,  
singt meine Nachtigall?

So lauteten die Worte, und in ihrem Glanz schwand alles Elend und aller Jammer des Armenhauses dahin. Warum es so war, wußte sie nicht, doch ein Segen war es, daß es so war.

Und das Leben ging seinen Gang. Bei den Armenhäuslern war kein Ende des Jammerns und Seufzens, da war kein Ende ihres Hungers und ihrer Not und ihres bitteren Harrens. Doch Malin hatte diese Worte als Herzenstrost,

und sie halfen ihr das Leben ertragen. Denn gar viel gab es im Spittel, was schwer war mit anzusehen und anzuhören. Da hockte Liebe Güte mit ihren Knäueln, und die langen Stunden des Tages hindurch wickelte sie das Garn des einen Knäuels auf das andere, ohne Unterlaß und niemand auf der Welt zu Nutzen. Und wenn sie dann an all das Garn dachte, das sie in ihrer Jugend gewickelt und verstrickt hatte, weinte sie still vor sich hin, und Malin sah es... *Klingt meine Linde, singt meine Nachtigall?*



Und Jocke Kis ängstigte sich und hörte Stimmen in seinem Kopf und schlug ihn gegen die Wand und flehte die anderen an, den Kopf mit ihm zu tauschen, und da lachten sie alle außer Malin... *Klingt meine Linde, singt meine Nachtigall?* Und wenn der Abend einzog im Armenhaus und keine Kerzen mehr da waren zum Anzünden, dann hockten die

Spittler in ihren Betten und starrten in die Dunkelheit und in ihre Erinnerungen hinein, sie murmelten und seufzten, sie stöhnten und ächzten, und Malin hörte es...*Klingt meine Linde, singt meine Nachtigall?*

Doch die Zeit ging dahin, und nach und nach genügten Malin die Worte allein nicht mehr, sie wurden zu einem Sehnen, das sie Tag und Nacht begleitete. Und plötzlich wußte sie, wonach sie verlangte. Eine klingende Linde wünschte sie sich, eine singende Nachtigall wollte sie haben, genau wie die Königin im Märchen. Und der Gedanke ließ ihr keine Ruhe mehr, und es kam ihr in den Sinn, sie müsse draußen auf dem Kartoffelacker ein Samenkorn säen und warten, ob daraus nicht eine Linde sprösse. Hätte ich doch nur ein Samenkorn, dachte sie, gewiß bekäme ich dann auch eine Linde. Und hätte ich eine Linde, gewiß bekäme ich dann auch eine Nachtigall. Und hätte ich eine Nachtigall, dann wäre es auch im Spittel schön, dann herrschte auch im Spittel die Freude.

Und als sie mit Pompadulla durch den Hag wanderte, da fragte sie: »Den Samen der Linde, wo findet man den?«

»An den Linden im Herbst«, antwortete Pompadulla.

Aber bis zum Herbst konnte Malin nicht warten. Die Nachtigallen sangen doch im Frühling, und dann klangen auch die Linden, die Frühlingstage aber rinnen davon wie Wasser, das die Steine umspült. Bekam sie nicht bald ein Samenkorn, dann war es zu spät.

Da erwachte sie eines Morgens in der Frühe vor allen anderen. Vielleicht waren es die Wanzen, die sie geweckt hatten, vielleicht war es auch die Sonne, die sich durch das Fenster des Spittels stahl. Während sie dort lag und sich kratzte, folgte ihr Blick einem Sonnenstrahl bis unter Sommer-Nisses Bett, und da sah sie etwas auf den Dielen liegen, etwas Winziges, Gelbes, Rundes. Es war nur eine Erbse, die aus Sommer-Nisses zerlumptem Beutel gerollt war, aber es kam Malin in den Sinn, diese Erbse statt eines

Samenkorns zu nehmen. Vielleicht ließ Gott in seiner Güte dieses Mal eine Linde aus einer Erbse sprießen.

Mit Glauben und Sehnen wird es gelingen, dachte Malin. Und sie ging hinaus auf den Kartoffelacker und grub dort mit ihren bloßen Händen eine Grube, und da hinein legte sie die Erbse, die eine Linde werden sollte.

Und dann glaubte sie und sehnte sich. Sie glaubte so stark, und sie sehnte sich so innig. Jeden Morgen, wenn sie erwachte, setzte sie sich auf in ihrem Winkel und lauschte mit ganzer Seele hinaus auf den Kartoffelacker, lauschte nach einer klingenden Linde und einer singenden Nachtigall. Doch sie hörte nur die Spittler in ihren Betten schnarchen und die Spatzen vor dem Fenster tschilpen.

Es dauert seine Zeit, dachte Malin, doch mit Glauben und Sehnen wird es gelingen.

Und sie freute sich darauf, wie schön und froh alles im Armenhaus werden würde. Eines Tages, als Jocke Kis wieder über die Stimmen weinte und seinen Kopf gegen die Wand schlug, da erzählte sie ihm von dem Wunderlieblichen, das kommen würde.

»Wenn die Linde erst klingt und die Nachtigall singt, dann hörst du die Stimmen nicht mehr«, sagte Malin.

»Ist das auch ganz gewiß?« fragte Jocke Kis.

»Ja, mit Glauben und Sehnen wird es gelingen«, sagte Malin.

Und Jocke Kis geriet ganz außer sich vor Freude. Sogleich begann auch er zu glauben und sich zu sehnen. Und auch er lauschte jeden Morgen hinaus auf den Kartoffelacker, lauschte nach einer klingenden Linde und einer singenden Nachtigall. Aber eines Tages erzählte er Ola auf Jola von dem Wunderlieblichen, das kommen würde. Da lachte Ola, daß es dröhnte, und sagte, wenn eine Linde auf dem Kartoffelacker wüchse, dann würde er sie niederhauen.

»Denn was wir brauchen, das sind Kartoffeln«, sagte Ola.

»Und außerdem wird es gar keine Linde.«

Da kam Jocke Kis mit Tränen in den Augen zu Malin und sagte: »Ist es wahr, was Ola sagt, daß wir Kartoffeln brauchen, und außerdem wird es gar keine Linde?«

»Mit Glauben und Sehnen wird es gelingen«, sagte Malin.

»Und wenn die Linde erst klingt und die Nachtigall singt, braucht Ola keine Kartoffeln mehr.«

Aber Jocke Kis sorgte sich dennoch und fragte:

»Wann wird es denn eine Linde?«

»Vielleicht schon morgen«, sagte Malin.

In dieser Nacht lag sie lange wach und glaubte und sehnte sich. Nie hatte jemand so stark geglaubt und sich so innig gesehnt. Es war, als müßte die Erdkruste bersten und als müßten in allen Hainen und Wäldern Linden sprießen.

Schließlich schlief sie ein und erwachte erst, als die Sonne hoch am Himmel stand, und da wußte sie gleich, was geschehen war, denn da drängten sich alle Spittler vor dem Fenster und gafften vor Verwunderung. Wahr und wahrhaftig, draußen auf dem Kartoffelacker stand eine Linde, der schönste, zierlichste Baum, den man sich wünschen konnte. Zarte, grüne Blätter hatte die Linde, hübsche, feine Zweige hatte sie und einen glatten, ranken Stamm. Malin freute sich so sehr, daß sie glaubte, das Herz flöge ihr aus der Brust.

Wahrhaftig, dort stand eine Linde!

Und Jocke Kis geriet ganz außer sich vor Freude, er wußte sich kaum zu lassen. Und nicht einmal Ola lachte, sondern sagte: »Ein Wunder ist geschehen in Norka... wahrhaftig, da steht eine Linde!«

Ja, eine Linde stand dort, aber sie klang nicht, gar nicht. Ganz still stand sie dort, und ihre Blätter rührten sich nicht. Gott hatte in seiner Güte eine Linde aus einer Erbse sprießen lassen. Ach, weshalb nur hatte er vergessen, ihr eine Seele zu geben? Draußen auf dem Kartoffelacker, da standen sie nun versammelt, die Spittler. Sie warteten darauf, die Linde klingen und die Nachtigall singen zu hören, so wie Malin es ihnen versprochen hatte.

Doch die Linde blieb stumm. Malin schüttelte das Bäumchen in ihrer Verzweiflung. Ohne klingende Linde gab es auch keine Nachtigall, das wußte sie wohl, denn so ist es nun einmal mit den Nachtigallen. Doch die Linde blieb stumm.



Den ganzen Tag saß Jocke Kis auf der Vortreppe, er lauschte und wartete, aber am Abend kam er mit Tränen in den Augen zu Malin und sagte:

»Du hast versprochen, daß sie klingen wird. Du hast gesagt, daß eine Nachtigall singen wird.«

Und Ola auf Jola hielt die Linde nicht länger für ein Wunderwerk.

»Was sollen wir denn mit einer Linde, die nicht klingt?« fragte er. »Morgen haue ich sie nieder. Denn was wir brauchen, das sind Kartoffeln.«

Da weinte Malin, denn nun wußte sie nicht mehr, wie es je etwas Schönes und Frohes im Spittel geben könnte.

Die Spittler gingen ins Bett, sie warteten nicht mehr auf die Nachtigall, sie warteten nur auf die Wanzen. Und die Wanzen saßen in ihren Ritzen und Spalten und warteten auf sie.

Dann senkte sich die Frühlingsnacht still über Norka.

Doch in ihrem Winkel im Armenhaus lag Malin und konnte nicht schlafen. Sie stand auf und ging hinaus auf den Kartoffelacker. Licht und klar wölbte sich der Frühlingshimmel über das dunkle Armenhaus, über die stumme Linde, über das schlafende Dorf. Im ganzen Norka-Kirchspiel war wohl niemand wach außer Malin, und doch spürte sie, daß die Nacht voller Leben war. In den Blättern und Blüten, in den Gräsern und Bäumen lebte und webte der Lenz, ja in dem kleinsten Kraut, in dem winzigsten Halm war Leben. Nur die Linde war tot. Schön und stumm stand sie auf dem Kartoffelacker und war tot. Malin legte ihre Hand an den Stamm. Und da spürte sie plötzlich, wie bitter es für die Linde war, ganz allein ohne Leben zu sein und nicht klingen zu dürfen. Und es kam Malin in den Sinn, dem toten Baum ihre Seele zu schenken. Dann würde das Leben in die kleinen, grünen Blätter und die zierlichen, feinen Zweige strömen, und dann würde die Linde so jubelnd klingen, daß alle Nachtigallen in allen Hainen und Wäldern auf Erden es hören würden.

Ja, dann klingt meine Linde, dachte Malin, dann singt meine Nachtigall, und dann wird alles schön und froh im Armenhaus. Doch dann dachte sie: Aber ich bin dann nicht mehr da, denn ohne Seele kann niemand leben auf Erden. Doch in der Linde lebe ich dann, bis zum Ende der Zeit wohne ich dann in meinem kühlen, grünen Haus, und die Nachtigall singt für mich an den Abenden und in den Nächten des Frühlings. Und alles wird froh.

Ja, es kam ihr in den Sinn, ihre Seele der Linde zu schenken... Im ganzen Kirchspiel war niemand wach, und

deshalb weiß auch niemand so recht, was in jener fernen Frühlingsnacht in Norka vor dem Armenhaus geschah. Nur eins weiß man gewiß... daß bei Morgengrauen alle Spittler von der lieblichsten Musik draußen auf dem Kartoffelacker geweckt wurden, eine klingende Linde und eine singende Nachtigall weckten sie zu einem Tag der Herzensfreude. Denn so wunderlieblich klang die Linde, so herzinnig sang die Nachtigall, daß alles mit einemal schön und froh wurde im Armenhaus.

Malin aber war nicht mehr dort, und sie kehrte auch niemals wieder. Die Spittler vermißten sie sehr und forschten und fragten, wo sie wohl sein könnte. Aber Jocke Kis, der nicht ganz richtig war im Kopf, sagte, daß er, als die Linde klang, nur eine einzige Stimme gehört habe. Und die flüsterte:

»Ich bin es... Malin.«

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## Bücher von Astrid Lindgren

|  |  |
|--|--|
| Das verschwundene Land                     | Lotta zieht um                             |
| Astrid Lindgren erzählt                    | Madita                                     |
| Meisterdetektiv Blomquist                  | Madita und Pims                            |
| Kalle Blomquist lebt gefährlich            | Märchen                                    |
| Kalle Blomquist, Eva-Lotte<br>und Rasmus   | Michel in der Suppenschüssel               |
| Kalle Blomquist (Gesamtausgabe)            | Michel muß mehr Männchen<br>machen         |
| Die Brüder Löwenherz                       | Michel bringt die Welt<br>in Ordnung       |
| Wir Kinder aus Bullerbü                    | Immer dieser Michel<br>(Gesamtausgabe)     |
| Mehr von uns Kindern aus Bullerbü          | Mio, mein Mio                              |
| Immer lustig in Bullerbü                   | Pippi Langstrumpf                          |
| Die Kinder aus Bullerbü<br>(Gesamtausgabe) | Pippi Langstrumpf<br>geht an Bord          |
| Ferien auf Saltkrokan                      | Pippi in Taka-Tuka-Land                    |
| Jule und die Seeräuber                     | Pippi Langstrumpf (Gesamtausgabe)          |
| Karlsson vom Dach                          | Pippi außer Rand und Band                  |
| Karlsson fliegt wieder                     | Rasmus und der Landstreicher               |
| Der beste Karlsson der Welt                | Rasmus, Pontus und der<br>Schwertschlucker |
| Karlsson vom Dach (Gesamtausgabe)          | Sammelaugust                               |
| Kerstin und ich                            | Im Wald sind keine Räuber                  |
| Klingt meine Linde . . .                   |  |
| Die Kinder aus der<br>Krachmacherstraße    |  |

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)